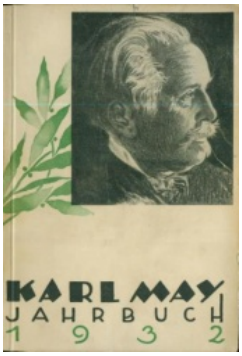


Karl May Jahrbuch 1932

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. K. Guenther und Dr. E. A. Schmid

15. Jahr

Radebeul bei Dresden 1932 [1934]/ Karl-May-Verlag

Inhalt

Das fünfzehnte Jahr. Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.) © 9
Zu Karl Mays 90. Geburtstag (25. Februar 1932) 11
Die Karl-May-Straße in Radebeul. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags 30
Alte Urkunden sprechen. Von Lehrer und Stadtbibliothekar Hans Zesewitz © 33
Wie ich Karl May sah. Von Hermann Waldemar Otto (Düsseldorf) 45
Karl Mays letzter „Gefangener". Von Patty Frank (Radebeul) 53
Dem Gerechtfertigten! Von Tono Kaiser (München) 54
Rede zur Beisetzung Karl Mays. Von 1. Pfarrer Kurt Schmidt (Radebeul) 55
Nach 20 Jahren. Gedicht von Hayno Focken (Dresden) 61
Eine Totenfeier. Dichtung und Wahrheit. Von Dr. Wilhelm Matthießen (Bonn) © 62
Zu Karl Mays 20. Todestag (30. März 1932) 161
Gedanken über den Tod. Von Studienrat Fritz Prüfer (Köthen, Anhalt) © 174
Gedenke des Todes! Von Karl May 178
Die Karl-May-Stiftung. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags 180
Erfolg. Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam) 183
Geächtet oder geachtet? 32 Tschechen äußern sich über Karl May 218
Mit Karl May auf dem Treibeis des Nördlichen Eismeeres. Von František Běhounek (Prag) © 369
Spät fand ich den Weg zu Karl May. Von Ministerialdirektor Dr. Richard Jahnke (Berlin) 380
Ein Wort für den Vielverkannten. Von Ministerialdirektor Dr. Richard Jahnke (Berlin) 382
Des Baues Krönung. Von Otto Eicke (Dresden) 384
Karl May, der Mensch und der Künstler. Von Herbert von Bomsdorff-Bergen (Prien) 440
Totempfahl und Totenpfahl. Von Hermann Dengler (Radebeul) 449
Karl Mays Hund Cherry. Von Klara May 466
Ozeanfahrten. Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.) © 469
Winnetou und Rayon Brulant. Von Kurat Franz Kandolf (München) 484
Das Wunder der Versenkung. Von Lisa Barthel-Winkler (Berlin) © 494
Klara Mays Amerika-Buch. Von Otto Eicke (Dresden) 500

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Karl May
Nach S. 32	Karl May. Dieses wenig bekannte Bild läßt die Kopfform gut erkennen.
Vor S. 33	Aufnahme Karl Mays zu seinem 70. Geburtstag am 25. Februar 1912.
Nach S. 48	Karl May in Wien am 22. März 1912
Vor S. 49	Eine andere Aufnahme Karl Mays am Tag seines Vortrags in Wien.
Nach S. 96	Die beiden noch in Hohenstein-Ernstthal lebenden Schwestern Karl Mays.
Vor S. 97	Die Witwe Karl Mays, Frau Klara May.
Nach S. 160	Zwei stimmungsvolle Aufnahmen von Karl Mays Ruhestätte in Radebeul.
Vor S. 161	Der romantische Weg zum Karl-May-Museum.
Nach S.320	Die Karl-May-Straße in Radebeul.
Vor S. 321	Die drei Gewehre Karl Mays, früher ‚Villa Shatterhand', nunmehr im Wildwest-Blockhaus.
Nach S. 368	Die Signalflaggen auf der Eisscholle.
Vor S.369	General Nobile, gestützt von dem hinter ihm stehenden Viglieri; rechts Dr. Běhounek.
Nach S. 400	Indianischer Totempfahl, der rechts am Eingang des Wildwest-Blockhauses seinen Platz hat.
Vor S.401	Aus dem Karl-May-Museum in Radebeul.
Nach S. 432	An Bord der „Bremen" / Klara May und Kapitän Ziegenbein auf der Kommandobrücke.
Vor S. 433	Die ersten Indianer auf der Station Mandan. / Die Engel-Terrasse (Yellowstone Park).
Nach S. 448	Klara May am Stillen Ozean (Santa Barbara). / Luz am Stillen Ozean (Santa Barbara)
Vor S.449	Ein *big tree* (Kalifornien) / Klara May beim Verlassen des Weißen Hauses in Washington.
Nach S. 480	Apatschenhütten. / Der junge Apatschen-Ehemann.
Vor S.481	Im Apatschenlager. / Julius Wetzler mit der Geschenkkiste.
Nach S. 496	Älteste spanische Missionskirche in El Taos. / Das Indianerdorf El Taos.
Vor S. 497	Beim Governor von El Taos auf dem dritten Stock. / Im Gespräch mit den Governor von El Taos.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]
[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]
[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [ ] eingefügt.]

[Lebensdaten der Autoren]

[(9)]

Das fünfzehnte Jahr

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad G u e n t h e r

©

[(11)]

Zu Karl Mays 90. Geburtstag

25. Februar 1932

Die reichsdeutsche Presse des 25. Februar 1932 – von der ausländischen wird im gleichen Jahrbuch noch gesondert die Rede sein – spiegelte deutlich erkennbar die Tatsache, daß Karl May ein Volksschriftsteller war. Kaum ein Blatt in Deutschland, das nicht der 90. Wiederkehr des Geburtstages des großen Erzählers gedacht hätte. Von den zahllosen kürzeren und längeren Aufsätzen seien hier nur einige wiedergegeben, teils als Stimmen der Heimat Karl Mays, teils als besonders ausführliche, wesenseigene und bezeichnende Äußerungen über den Mann und das Werk.

Im Tageblatt und Anzeiger von Hohenstein-Ernstthal, dem Geburtsort Karl Mays, nahm Schriftleiter Walter S t e e g e r [1904-1969] unterm 26. Februar 1932 die Besprechung einer vorabendlichen Karl-May-Feier zum Anlaß einer langen Würdigung, die wir hier im Auszug wiedergeben:

Es war eine schöne und würdige Karl-May-Feier, die der Ev.-luth. Jungmännerverein ‚St. Christophorus' Hohenstein-Ernstthal aus Anlaß des 90. Geburtstages des Dichters gestern abend im Fremdenhof ‚Drei Schwanen' beging.

Sie schenkte uns drei glückliche Stunden, Stunden unvergeßlicher Jugendromantik. Denn wir wollen's doch eingestehen: jeder richtige Junge ist einmal Indianer oder Wildwestmann gewesen. Jeder hat einmal stolz die Adlerfedern getragen und kühn seinen Tomahawk geschwungen. Oder er ist ein unfehlbarer Schütze und Lassowerfer gewesen.

[12] Von [James Fenimore] Coopers ‚Lederstrumpf' und den Groschen-Indianerheften, die wir heimlich in die Schule schmuggelten und dort austauschten, sind wir zu Karl May gekommen. Und Karl May sind wir treu geblieben. Karl May und seiner vielgestaltigen Welt!

Freilich: heute bannt uns nicht mehr allein das Abenteuerliche und Äußerliche der Werke des Dichters. Heute sind wir Schatzgräber und suchen das Gold, das auf dem Grunde der Mayschen Reiseerzählungen so überaus reich verborgen liegt. Es ist nicht immer leicht zu finden, und es bedarf viel Schweißes, ehe wir es geborgen haben und zutage fördern können. Aber vergeblich ist unsere Arbeit nie, wenn wir sie mit ganzem Ernst aufnehmen.

– – – –

Pfarrer [Karl Theodor] S t r a u b e eröffnete den Abend, dem auch die älteste Schwester des Dichtes und ihre Tochter beiwohnten, mit begrüßenden Worten. Dann sprach Lehrer Hans Z e s e w i t z . Wohl der treueste Freund Karl Mays in seiner Vaterstadt und der eifrigste. Ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die Karl-May-Ehrungen der letzten Zeit erfolgen konnten. Viele Jahre lang hat er sich unablässig und unverdrossen für den Dichter und seine Anerkennung auch in Hohenstein-Ernstthal eingesetzt.[1]

Hans Zesewitz zeichnete in seiner Gedenkrede den Menschen und Schriftsteller Karl May, zeichnete ihn als Lieblingskind der Not, der Sorge und des Kummers, schilderte die Irrungen und Wirrungen dieses ungewöhnlichen Lebensganges, den Fall, den Aufstieg, die Läuterung, die Hetze und gedachte dann des Werkes, das der Tote dem deutschen Volk hinterließ, etwa mit folgenden Worten:

„Aber sein Werk war nicht am Ende, als sich über dem Toten die Gruft schloß. Er lebt, und heute mehr denn je; vor allem im Herzen der deutschen Jugend!

[13] Man kann Karl May nicht einfach aus der Literatur wegnehmen. Es würde ohne sein Werk das spannende Buch für alle Altersklassen fehlen. Und solange nicht ein Schriftsteller ersteht, der bessere Bücher mit ebenso starker Spannung bringt, wird Karl May bleiben!

Da man gerade mich für diese Ansprache am Ehrenabend Karl Mays wählte, darf ich kurz sagen, wie ich dazukam, mich für Karl May einzusetzen. Als Kind, Seminarist und junger Lehrer kannte ich May nicht, erst hier in Hohenstein-Ernstthal lernte ich Namen und Werk des Dichters kennen. Schätzen lernte ich ihn erst, als ich in der Volksbücherei seit 12 Jahren immer wieder nach Büchern Karl Mays gefragt wurde. Ich sah die Verlangenden an: es waren alles frische, gesunde Menschen, junge und alte, Männer und Frauen. Ich beobachtete die starke Wirkung der Bücher und fand fast bei allen Lesern innere Beglückung. Aus diesen Tatsachen heraus reifte der Plan, Karl May in seiner Vaterstadt zu ehren.

Karl May hatte viele Gegner auch hier in seiner Heimat. Heute noch leben manche, die Karl Mays trübe Jugend und seine Verirrungen mit erlebten. Sie vergaßen, daß es außer der gerichtlich erfolgten Sühne auch noch eine andere

[1] Ein Teilergebnis der langjährigen Bemühungen des Lehrers und Stadtbibliothekars Hans Zesewitz um die gerechte Würdigung Karl Mays in seiner erzgebirgischen Vaterstadt bildet der auf Seite 33ff. des vorliegenden Jahrbuchs veröffentlichte Aufsatz. Alte Urkunden sprechen da, sprechen von der Familiengeschichte der Mayschen Sippe. Die Herausgeber.

gibt: Freiwerden durch das Lebenswerk! Und mit seinem Werke hat sich May freigeschrieben. Er ist durch Nacht und Licht gegangen, von Ardistan nach Dschinnistan.

Ich will Ihnen sagen, was mir Mays Bücher so wertvoll macht: Nehmen Sie einen Band her, welchen sie wollen, in allen siegt das Gute, Edle über das Böse. Endlich wird doch, nach tausendfachen Abenteuern, der Gerechte belohnt. Ein Zweites: Karl May ist ein guter Deutscher. In den Büchern ist der Deutsche immer ein treuer Kamerad, ein Ehrenmann, gütiger Freund der Unterdrückten. Dann ein Drittes: May ist sehr religiös gewesen. Nirgend finden Sie ablehnende oder auch nur gleichgültige Stellen, wenn es sich um Religion handelt. Und ein Viertes, das mir als Erzieher besonders wichtig erscheint: In allen Büchern wird die Frau als ein höheres Wesen gezeichnet. Liebesgeschichten, wie sie heute fast in jedem unterhaltenden Buch die Hauptsache ausmachen, gibt es bei May nicht. Sauber, anständig und rein ist der Inhalt der Bücher.

Die Reiseerzählungen Mays führen entweder in den Orient oder ins Indianerland. Zwei Wunschländer jedes normalen **[14]** Menschen. Und May sehnte sich aus Enge und Armut hinaus in die Länder und fand sich dort wieder als Kara Ben Nemsi oder als Old Shatterhand. Und in Amerika entdeckt Old Shatterhand den Winnetou, die Traumgestalt des ritterlichen Indianers. Vielleicht sind die Indianer gar nicht so vornehm und schön äußerlich und innerlich gewesen, was schadets: Laßt doch unsrer Jugend die Traumwelt und ihre Schönheiten!

Dieser Winnetou begeisterte von jeher Hunderttausende. Auch meinem jungen Freunde Werner L e g è r e hatte er es angetan. Nachdem er sich selbst dichterisch versucht hatte, kam ihm Dr. [Hermann] Dimmlers Schauspiel in die Hand. Begeistert und mit geschickter Hand ging er daran, heute am 90. Geburtstag Karl Mays dies Stück, das vom Lieblingshelden Mays erzählt, auf die Bühne zu bringen. Dafür danken wir ihm wie den Spielern vom Ev.-luth. Jungmännerverein ‚St. Christophorus' unter der Leitung der Herren Pfarrer Straube und Bernhard Harnisch[2].

Zwanzig Jahre ruht Mays Leib in der kühlen Gruft in Radebeul, aber sein Werk lebt. Und nun, seliger Karl May, zeige uns deine schönste Schöpfung, den edlen Winnetou in seinem Leben und Sterben!"

*

Und dann wurde der ‚Winnetou' aufgeführt. Der ‚Winnetou', das Hohelied der Freundschaft! Die Gesamtwirkung war eindrucksvoll, die Fülle der Gestalten und die Pracht der Gewänder einprägsam.

Old Shatterhand – Winnetou – Intschu tschuna – Nscho-tschi: edle, prächtige Menschen! Verkörperung echten Christentums, des Kampfwillens und der Liebe. Ihr Feind: Santer, das Prinzip des Bösen. Sam Hawkens und Dick Stone aber der Zweifel und Unglaube im Menschen.

[15] Das ist ja das Wunderbare an den Mayschen Gestalten, daß sie sich symbolisch deuten lassen; daß sie zu den beiden Kräften des Weltalls – Gut und Böse – in Beziehung gebracht werden können. Der Kampf zwischen der Lichtwelt und der Welt der Finsternis ist der Grundton der Mayschen Werke. Jener Kampf, der seit Luzifers Sturz in die Tiefe tobt, und der erst enden wird, wenn Luzifer den Satan überwunden hat.

Im Tageblatt der Stadt Radebeul, die für lange Jahre des Schaffens bis hin zum Ende die Heimat Karl Mays war, widmete Schriftleiter Oskar R i c h t e r dem Andenken des berühmten Bürgers unterm 24. Februar 1932 nachstehende Zeilen:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit …! Es ist hier und da und dort dieselbe Weise und ist doch so vielgestaltig wie die Schicksale der Menschen. Für diejenigen, die heute im reifen Mannesalter stehen oder schon über den Lebensmittag hinweggeglitten sind, klingt wohl in das alte Lied ein Name hinein, dem in diesen Tagen dankbares Gedenken blüht: der Name Karl May.

Wie war es doch? Ja, richtig, die Pforte zu einem Wunderland tat sich dem Knaben auf, als der ‚Winnetou' oder ‚Der Schatz im Silbersee', ‚Die Sklavenkarawane' oder ‚Der Schut' zuerst in seine Hände gerieten. Die Leseratte hockte fortan, wunderbar artig und still, im Winkel und erlebte die buntesten Abenteuer. Beschlich mit dem Apatschenhäuptling das Lagerfeuer der Komantschen, schwamm mit Old Shatterhand im Rio Pecos ums Leben, durchstreifte mit Kara Ben Nemsi auf unvergleichlichem Rapphengst die Wüste und kämpfte mit ihm und dem treuen Hadschi Halef Omar in den Schluchten des Balkans gegen die Skipetaren.

Das war die Welt, in die Karl May den Knaben führte, und meist blieb der Erzähler von Radebeul auch dem Mann noch Freund und Gefährte, stets willkommener Unterhalter in Stunden der Entspannung. So hat sich Karl May eine stattliche Gemeinde geschaffen, treue Anhänger auch über die Zeit der Anfeindungen und Prozesse hinweg, und zu dieser Gemeinde zählen Männer, deren Name Klang und Geltung hat. Das lehrt **[16]** ein Blick in die seit 1918 regelmäßig erscheinenden Karl-May-Jahrbücher.

[2] Den Leser, der gern Näheres über ‚Winnetou auf der Bühne' erfahren möchte, verweisen wir auf den Aufsatz von Carl Zuckmayer im Jahrbuch 1931, S. 300ff. Er behandelt die Aufführung des Stückes im Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin am 4. Dezember 1929. Im gleichen Jahrbuch, S. 397-400, plaudert ferner Obermedizinalrat Dr. J. Klüber über die Aufführung eines Märchenspiels, entstanden aus ‚Winnetous Erben', in der Pfälz. Kreis-Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster. Die Herausgeber.

An der Wiege wurde dem kleinen Karl May nichts gesungen von Ruhm und Erfolg, nichts von den Höhen, nichts von der Sonnenseite des Lebens. Er wurde am 25. Februar 1842 im heutigen Hohenstein-Ernstthal im sächsischen Erzgebirge als Proletarierkind geboren. In seiner Bekenntnisschrift ‚Ich' (Ges. Werke Bd. 34), die soeben in neuer Auflage, reich ergänzt und sorgfältig abgerundet, erscheint, findet sich ein Kapitel mit der wehmütigen Überschrift: Keine Jugend. Dort kann jeder, der mag, den dornenvollen Entwicklungsgang dieses deutschen Volksschriftstellers nachlesen, kann nachprüfen und nachfühlen, wie der heranreifende Karl May sich verstrickte in Schuld, abglitt in Niederungen, in denen hundert andere an seiner Seite vollends zugrunde gegangen wären, und wie er sich den Weg nach oben wieder erkämpfte. Der Sieg gelang. Dem Sieger blieb als köstlicher Gewinn das Wissen um alles Menschlich-Allzumenschliche. Und ihm blieb die innerlich tief gefühlte Verpflichtung, mit seinem Werk allen Irrenden ein Mahner zu sein: Ringt euch empor zum Edelmenschentum!

Karl May verbrachte die letzten Jahre seines Lebens und Schaffens in Radebeul. Sein Heim taufte er Villa Shatterhand. Im Garten dieses Besitztums entstand in den Jahren nach dem Krieg das Karl-May-Museum, eine stilechte Wildwest-Blockhütte, nachgebildet dem Heim des Bärenjägers, wie es Karl May in seiner Jugenderzählung ‚Unter Geiern' schildert. Das Museum verdankt sein Werden den Bemühungen der Witwe des Dichters, Frau Klara May, und des Karl-May-Verlag-Leiters, Dr. E. A. Schmid. Sie erwarben zu diesem Zweck die reichhaltige, in vielem sogar einzigartige Indianersammlung des ehemaligen Artisten Patty Frank, der einst zur Gruppe des bekannten Buffalo Bill gehörte, und vereinigten diese Schätze, Skalpe, Kalumets, Tomahawks, Felldecken mit Indianermalerei, Kleidungsstücke, Hausrat und sonstige Gebrauchsgegenstände mit den Sammelstücken Karl Mays. Das Museum ist eine Sehenswürdigkeit, und der Aufenthalt im Blockhaus an sich, wo Patty Frank als Hauswart waltet, wo Holzscheite im Kamin brennen, wo zwischen Bärenfellen u. a. m. die Silberbüchse und der Henrystutzen hängen, zaubert dem Besucher die abenteuerliche Täuschung einer Stunde in Wildwest vor. An dieser Stätte weilten am **[17]** 17. Januar 1928 auch die roten Gäste des toten Old Shatterhand, der Häuptling Susetscha tanka (Große Schlange) mit seinen Sioux, nachdem sie das Grab Karl Mays besucht und einen Kranz dort niedergelegt hatten[3]. Das Museum und die Villa werden später einmal, nach dem Ableben der Witwe Karl Mays, mitsamt deren Vermögen, einschließlich allen Urheber- und Verlagsrechten, der mildtätigen Karl-May-Stiftung für unterstützungsbedürftige Schriftsteller zufallen, die beim Sächsischen Ministerium für Volksbildung, Dresden, besteht.

So lebt das Andenken an den Dichter fort an der Stätte seines Schaffens in Radebeul. In seinem Geburtsort in Hohenstein-Ernstthal aber erinnert eine Gedenktafel, die die Stadtverwaltung am 26. Mai 1929 an Karl Mays Geburtshaus anbringen ließ, an den großen Sohn des kleinen Gebirgsstädtchens. Wahrlich ein weiter Weg vom Proletarierkind bis zum gefeierten Sprößling der Heimat, in der für gewöhnlich der Prophet nichts zu gelten pflegt.

In den Bremer Nachrichten vom 25. Februar 1932 äußert sich O.[Otto] N e u r a t h [1882 – 1945] folgendermaßen:

Karl May! Eine Name, der jedem gebildeten Deutschen geläufig ist und an den sich für viele Menschen Stunden voll freudigen Miterlebens und jugendlicher Begeisterung knüpfen. Wie mancher hat in nächtlicher Stunde bei flackerndem Kerzenlicht oder qualmender Lampe mit klopfendem Herzen die kühnen Ritte und tollen Abenteuer an sich vorüberziehen lassen, die dem phantasiereichen Hirn dieses fruchtbaren Schriftstellers entsprangen! Mit Old Shatterhand und Winnetou durchstreifte er die weiten Savannen, trabte neben Hadschi Halef Omar durch die Wüste, begleitete die streitbaren Helden durchs wilde Kurdistan und erschauerte unter dem gestirnten Himmel, der über dem Land der Skipetaren seine blaue Schale wölbte.

Von Hand zu Hand gingen die Bände, lösten Jubel und Beifall aus. Wer eine Erzählung gelesen hatte, konnte es nicht erwarten, seine Lesewut und seinen Jagdeifer in einer neuen Geschichte zu kühlen. Diese Begeisterung, die sich nicht etwa **[18]** nur auf Jugendliche erstreckte, kann durchaus nicht überraschen, denn May bot seiner Zeit, was sie bei keinem andern finden konnte. Bei ihm war Spannung und Größe, er gab Erbauung und Aufrichtung.

Wie einst die fahrenden Ritter kämpfend und helfend die Welt durchzogen, wandert sein Old Shatterhand nach dem Westen, sein Kara Ben Nemsi nach dem Osten; sie bestehen Gefahren und Abenteuer, eilen den Guten zu Hilfe und zwingen die Schlechten aufs Knie. Und wie Old Shatterhand in den dunklen Wäldern Amerikas auf W i n n e t o u stößt, so trifft Kara Ben Nemsi mit der weisen M a r a h D u r i m e h zusammen, die ihnen Helfer im Kampf für das Gute und Edle werden.

Diesen beiden Menschen gilt seine ganze Liebe, ihr Wesen erfüllt er mit der ganzen Kraft seiner gläubigen Seele. Ist die Gestalt Winnetous stärker in unsere Empfindungswelt getreten als die kluge und abgeklärte Orientalin, so liegt das hauptsächlich daran, daß May wohl als einer der ersten das schmachvolle Unrecht erkannte, das jahrhundertelang gegen die Indianer begangen worden war, und mit glühendem Eifer für dieses zertretene Volk eintrat. Das konnte er am wirkungsvollsten – wollte er nicht lehrhaft wirken – dadurch erreichen, daß er seinen Lesern einen roten

[3] Vgl. Jahrbuch 1929, ‚Die Indianerhuldigung in Radebeul'. Die Herausgeber.

Menschen vorstellte, zu dem sie trotz all seiner Rasseeigenheiten aufsehen mußten. So wurde sein Winnetou. Hätte er nur ihn geschaffen, er wäre wert, nicht vergessen zu werden.

Doch bei diesem einzelnen Charakter blieb es nicht. So stark und lebendig ihm der Apatschenhäuptling gelang, die zahlreichen andern Gestalten seiner Erzählungen treten nicht minder scharf und blutvoll vor unser Auge. Man denke nur an den köstlichen Hadschi Halef Omar, der seinem deutschen Herrn in selbstloser Liebe durch Wüsten und Berge folgt, man erinnere sich an David Lindsay, Hobble-Frank, an Sam Hawkens, die beiden Toasts, die Snuffles und wie diese prächtig gezeichneten Kerls alle heißen.

May ist aber nicht nur ein glänzender Zeichner von Charakteren, er ist auch ein Meister in der Schilderung der Landschaft. Sie dient ihm nicht lediglich als bunter, abwechslungsreicher Hintergrund, sondern stellt sich in ihrer wurzelechten Gestaltung gleichwertig neben die handelnden Menschen, ist mit ihnen verwachsen und verknüpft. Und diese Sicherheit in der Landschaftsmalung **[19]** ist um so erstaunlicher, als sie in der Hauptsache doch lediglich der planvollen Durcharbeitung wissenschaftlicher Werke entsprang. Was er dort sachlich und trocken aneinandergereiht fand, lebt unter dem Feuer seiner Begeisterung auf und entzückt den Leser durch die Mannigfaltigkeit seiner Form. Selbst diesen unbestreitbaren Vorzug hat man May zum Vorwurf gemacht und bei ihm getadelt, was man bei andern Erzählern und Dichtern nicht genug zu rühmen wußte.

Aber noch ein weiteres Verdienst darf Karl May für sich in Anspruch nehmen. Er hat in bewußter Abwehr gegen die deutsche Ausländerverhimmelung und Verherrlichung fremder Abenteurer und Streiter den deutschen Helden geschaffen, den Ritter ohne Furcht und Tadel, der sich gläubigen Herzens in allen Notlagen stolz zu seinem Glauben und seinem Vaterland bekennt. Werden hier und da die religiösen und moralischen Betrachtungen etwas gar zu deutlich und aufdringlich, so liegt das zweifellos an seiner inneren Unausgeglichenheit.

Zwei Jahre vor dem Kriege schloß Karl May die Augen. Bei seinem ersten Auftreten hatte man ihn begeistert begrüßt, hatte ihn vergöttert und ihm schließlich hohnvoll die Tür gewiesen. Man ging in beiden Fällen zu weit. Er war gewiß nicht der ganz große Dichter, als den man ihn unter dem Eindruck seiner ersten Werke feierte, war aber noch viel weniger der Verworfene und Verruchte, den man in wüsten Hetzereien und Beschimpfungen aus ihm machen wollte. Er hatte in der Jugend gefehlt und ein arbeitsreiches Leben lang dafür gesühnt und gebüßt. Und heute, da sich sein Geburtstag zum neunzigsten Male jährt, hat es sich bereits erwiesen, daß seine Arbeit nicht vergeblich, sein Werk nicht umsonst getan ist. Waren bei seinem Tode 1 610 000 Bände im Umlauf, so hat sich in den letzten zwanzig Jahren diese Ziffer aus 5 716 000 erhöht. Und wenn Goethes Wort noch Geltung hat: „Was zwanzig Jahre sich hält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein“, dann wird die Jugend auch weiterhin ihren Helden Shatterhand und Winnetou und mit ihnen Karl May die Treue halten.

Die Berliner illustrierte Nachtausgabe vom 24. Februar 1932 brachte einen Aufsatz von Dr. Konrad Döring [1877 – 1946]:

[20] Morgen könnte der Reiseschriftsteller Karl May seinen 90. Geburtstag feiern. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Bild in der deutschen Literaturgeschichte, aber nur die Älteren, die ganz Reifen und die führenden Köpfe können zu keiner Einigung über den Vielgelesenen gelangen: die Millionen der Jugend und aller derer, die auch in späteren Lebensjahren jung bleiben, stellen sich in geschlossener Phalanx hinter die Doppelfigur Old Shatterhand – Kara Ben Nemsi.

Unsere Jugend liest in der Schule Goethe und Schiller, sie wirft auch einen Blick in [Johann Gottfried] Herder, [Ephraim] Lessing, [Friedrich] Rückert, [Ludwig] Uhland und Gottfried Keller. Aber Karl May wird nicht nur gelesen, sondern verschlungen und miterlebt in allen Einzelheiten, in allen spannenden Abschnitten seiner zahllosen Abenteuer. Karl May arbeitet mit allen Mitteln des Scharfsinns und der überragenden Moralität seines Helden, als dessen Verkörperung er selbst auftritt. Er verwendet die Reize vielseitiger exotischer Landschaften und fremdartigen Menschentums, er stellt die Spannungen des Detektivromans her und läßt bunte Bilder der Reiseromantik wie eine Fata Morgana vor den Augen des Lesers aufblenden. Der Held ist ein Muster aller christlichen und kriegerischen Tugenden, klug, stark, umfassend gebildet, tapfer, edel und großmütig. Karl May hat Gestalten geschaffen, die die Verehrer seiner Werke durchs ganze Leben begleiten, wie den unerschrockenen, phantasievollen, stolzen und prahlerischen Araber Hadschi Halef Omar und den edlen, hochstrebenden, kühnen und scharfsinnigen Indianer Winnetou. Selbst wenn May kein anderes Verdienst hätte als die Schöpfung dieser Figur, so wäre sein Name noch wert, rühmend genannt zu werden als der eines letzten Schilderers der Roten Rasse, die sich aus den Mayschen Phantasien noch einmal im vollsten strahlenden Glanze erhebt, bevor sie endgültig dahingesunken.

Die Mängel der Mayschen Werke, das übertriebene Moralisieren, die öftere Schwäche der Komik sowie mancherlei Unlogisches ergeben sich aus dem Charakter und dem düsteren Jugendschicksal des Dichters. Aber diese Schatten werden überstrahlt von dem Feuer des Glutenstroms seiner Gedankenwelt. Wie seine noch lebende zweite Gattin Klara May dem Schreiber dieser Zeilen erklärte, sind seine Werke geschickte Vermischungen von wirklichen Erlebnissen und den Produkten seiner bunten Phantasie.

[21] Karl May ruht nun schon so manches Jahr auf dem Radebeuler Kirchhof in einer Gruft, über die sich ein kleiner griechischer Tempel wölbt. Im Hintergrund sieht man den Empfang der Menschenseele durch ihre personifizierten Taten mit der Inschrift:

Sei uns gegrüßt! Wir, deine Erdentaten,
erwarteten dich hier am Himmelstor,
du bist die Ernte deiner eignen Saaten
und steigst mit uns nun zu dir selbst empor.

Im ‚Jungdeutschen' vom 28. Februar 1932 plaudert August A b e l [1887-1962] zum Gedächtnis Karl Mays:

Am 25. Februar waren es 90 Jahre her, seit Karl May dem deutschen Volk geschenkt wurde. Seine Bücher haben viele Millionen deutsche Jungens im Alter von vierzehn bis weit über die Siebzig Tage und Nächte hindurch erfreut und beseelt. Für manchen armen deutschen Jungen war und ist Karl May die einzige große Freude einer sonst traurigen Jugend. Wie haben wir für seine Gestalten geschwärmt! Mit ihnen schweiften unsere Gedanken über Wüsten, Ströme, Steppen und Savannen. Unsere Träume waren belebt von seinen Charakteren. Unter dem ‚Cäsar' und dem ‚Cornelius Nepos' lagen die Winnetou-Bände. Winnetou, die Idealgestalt unserer Jugend, Old Shatterhand, das Vorbild für unseren Lebenskampf! Des herrlichen Winnetou zarte Schwester Nscho-tschi, sie war unsere erste große Liebe, um so größer, als sie so wundersam zart, so ganz selbstlos und nur Hingabe war. In Karl Mays Büchern siegt immer das gute Prinzip, das Schlechte unterliegt in jedem Fall. Es ist eine schamlose Verleumdung dieses größten aller Jugendschriftsteller, wenn verknöcherte und versteinerte Gemüter behauptet haben und noch heute behaupten, daß seine Schilderungen unsere Phantasie verdorben hätten. Ein Junge, der Karl May las – und wie haben wir ihn gelesen! – ein deutscher Junge, der Karl Mays Gestalten seinem Herzen und Gehirn einverleibte, kann nur Gutes und Edles daraus geschöpft haben. Tapferkeit in jeder Lebenslage, Gerechtigkeit auch dem schlimmsten Feinde gegenüber, Großmut und Verzeihen dem Gegner und tiefer, wahrer Gottesglaube entspringen seinen Werken. Wenn wir, die wir heute auf der Höhe unserer Manneskraft stehen, in **[22]** unserem Wörterbuch die Wörter ‚Angst' und ‚Furcht' nicht verzeichnet finden, so verdanken wir das Karl May! Wenn Intrigen, Schiebungen und Verleumdungen unsere Seele nicht zermürbten, so schöpften wir die Kraft dazu mit aus Old Shatterhands und Winnetous Quellen! Wenn uns das harte Leben durch Niederungen, Sümpfe und Moraste führte, und wenn der Dreck nicht einmal unsere Schuhe beschmutzte, so ist das zum größten Teil der ungeheuren Lehre zu verdanken, die uns Karl May in seinen Werken gab. Es war der glückliche Traum unserer Jugend, das hehre Vorbild unseres Jünglingsalters; er liegt noch heute auf unserem Nachttisch und wird dort liegen, solange wir leben. Einige Seiten Karl May des Abends gelesen, wenn das Gehirn noch voll ist von den nicht immer angenehmen Eindrücken des Tages, wenn die Seele noch erzittert unter den Gemeinheiten der Gegenwart, versöhnen mit diesem Leben und leiten hinüber in den gesunden Schlaf und in die wundervollen Träume, wie sie nur die Jugend träumen kann. – – –

Ja, ich höre die Spießer, die Kleingläubigen, die Erdgebundenen, die Angst haben, ein Pferd zu berühren, weil es vielleicht beißen könnte, die einem müden Ochsen vorsichtig aus dem Wege gehen, weil sie Furcht vor seinen Hörnern haben, die von einem Dromedar behaupten, es dufte unangenehm, und die beim Anblick eines gefesselten Tanzbären erblassen! Sie natürlich können das Wunderwerk Gottes, den Mustang, nicht begreifen! Sie können es nicht verstehen, wie ein Mensch mit einem Pferde so reden kann, wie Karl Mays Helden mit dem treuen Rih und dem feurigen Hatatitla gesprochen haben! Sie begreifen die urgewaltige Schönheit nicht, die im Ansturm einer Büffelherde besteht, wenn diese Tiere, Sinnbilder der Kraft und Stärke, dröhnend über die Savanne hinwegbrausen! Sie sehen beim Dromedar nur den Höcker – sie erfassen nicht die unendliche, rührende Melancholie, die aus den wundervollen Augen dieses Geschöpfes spricht! Sie, vom römischen Recht verseucht, begreifen nicht die einfache, eiserne Gerechtigkeit der Prärie! Sie wälzen sich überernährt in ihren weichen Betten und haben keine Ahnung von der unbeschreiblichen Schönheit des Urwaldes, von der göttlichen Einsamkeit der Wüste! Sie fürchten sich vor dem Tode, weil sie niemals das Heldische der Gestalt eines am Marterpfahl **[23]** singenden Sioux begriffen haben! Was sie von Karl May wissen, das ist sein unbürgerlicher Lebenswandel. Er saß im Gefängnis, er wurde mit Zuchthaus bestraft, aber jene, die darüber die Nase rümpfen und die uns deshalb Karl May verekeln wollen, sie wären vielleicht noch viel schlimmer ausgeschlagen, wenn sie in den Verhältnissen geboren worden wären und gelebt hätten, in denen der arme Webersohn geboren wurde und gelebt hat. Wer schuldlos ist – das gilt auch für Karl May und für seine Verneiner und Feinde – der werfe den ersten Stein auf ihn! – –

Wir aber, die wir ihm so viel verdanken und die wir aus den unversiegbaren Quellen unseres immer jugendlichen deutschen Herzen schöpfen, wir wollen uns Karl May nicht nehmen lassen!

*

Diese Zeilen werden zwischen zwei Abstimmungen im Reichstag geschrieben. Eins ist sicher: Wenn all das längst vergangen ist, was hier gesprochen wird, wenn all das Papier, das jetzt durch die Rotationsmaschinen läuft, längst zur Makulatur geworden ist, wenn diejenigen, die heute glauben, populär in Deutschland zu sein, längst vergessen sind:

dann wird Karl May immer noch leben! Wir sagen mit Winnetou, dem herrlichsten der Indianer: „Die Sonne steigt auf und geht hernieder, die Tage kommen und gehen, das Gras der Prärie wächst und verdorrt“ [„Der gute Kamerad“, 8.Jg 1893/94: „Der Ölprinz“, Heft 24, S.323], aber Winnetou und all die andern Heldengestalten Karl Mays werden bleiben. –

Ja, die wilden Mustangs Karl Mays, sie stehen heute mit einem Strick um den Hals in den Gestüten. Wahnsinnige Jäger haben mit Maschinengewehren die Büffelherden zusammengeschossen. Die letzten Grisly-Bären sind im Zoologischen Garten eingesperrt, das letzte Wunderheilkraut verdorrte, als der letzte freie Indianer unter den mörderischen Kugeln der Weißen verblutete. Zwischen Bagdad und Stambul bohrt die Standard Oil nach Petroleum. – In den Schluchten des Balkans, woselbst die zarten Hufe meiner Trakehnerstute Magdalena den tiefen Spuren des weißen Rih folgten, liegen die Massengräber deutscher Soldaten. Der Orientexpreß, der Canadian Pacific Railway, sie durchbrausen auf eisernen Schienen die Schluchten und Steppen, die wir einstens mit Karl Mays Heldengestalten in jungfräulichem Zustand betraten. –

[24] Alles das liegt so weit. Heroismus gilt als Dummheit, Gottesglaube als Verblödung, Großmut dem Feinde gegenüber als Schwäche. Die heutige Zeit versteht Karl May nicht mehr. Aber aus unseren Bücherschränken wird er nicht verschwinden, und der große Manitou schenke uns Jungens, die Karl May so lieben und verehren, wie wir es getan haben und wie wir es immer tun werden.

Die Berliner Morgenpost vom 25. Februar 1932 widmete dem ‚Dichter des Winnetou‘ zum 90. Geburtstag folgende Zeilen:

Wenn es nach Fug und Gebot gegangen wäre, hätten wir damals, als wir dreizehnjährig waren, nie etwas von ihm gehört. Denn seine Abenteuerbücher waren dem allgemeinen Vernehmen nach kein angemessener Lesestoff für uns…

Im Gegenteil, sie wären beinahe schädlich!

Denn was sollte man, falls man der entrüsteten öffentlichen Meinung glauben durfte, von einem Mann erwarten, dem ordentliche und wohlanständige Leute die Maske vom Gesicht gerissen hatten, indem sie nachwiesen, daß er nie der Blutsbruder Winnetous und kaum der Freund des Hadschi Halef Omar gewesen sein konnte? Und was von einem Schriftsteller, der – wie man angewidert mitteilte – sogar schon das Gefängnis gesehen hatte, weil man ihn in seinen Jugendjahren eines Diebstahls und einer Unterschlagung bezichtigt hatte?

Man konnte uns also nur von ihm abraten.

Aber da wir nun einmal dreizehnjährig waren, kümmerten wir uns nicht allzuviel um solche nützlichen Belehrungen. Und weil wir seine herrlichen spannenden Bände nicht vor den Augen unserer besorgten Erzieher lesen durften, lasen wir sie eben insgeheim.

*

Rund zwanzig Jahre liegt das nun zurück.

Und heute wissen wir, daß uns die Welt Karl Mays nicht geschadet hat. Was unsern Erziehern noch unzulässig schien, hat seine Bedrohlichkeit seit langem eingebüßt. Jeder darf heute vor aller Augen seinen Karl May lesen …

*

[25] Inzwischen nämlich ist er, der heut seinen 90. Geburtstag begehen würde, ein Begriff geworden: der Inbegriff eines Schriftstellertums, das sich mit erstaunlicher Leichtigkeit die hinreißendsten Abenteuer erfand…

Sein Lebenswerk hat sich durchgesetzt.

Der Mann, der aus der kleinen erzgebirgischen Weberstadt Ernstthal kam und als Kind vier volle Jahre die Sehkraft verloren hatte, ließ sich nicht aus der dankbaren Erinnerung seiner früheren Leser verdrängen. Es mußte etwas an ihm sein, was mächtiger war als der Widerstand seiner Gegner – mächtiger als Verfolgung und Gehässigkeit, die ihn als Siebzigjährigen noch durch die traurigsten Prozesse schleiften – mächtiger noch als das Kopfschütteln ehrbarer Fachleute, die hinter jedem Wort Betrug und Schwindeleien witterten.

Denn er konnte auf seine Arbeit zeigen.

Oder hatte er etwa nicht den unüberwindlichen Old Shatterhand geschaffen und den schweigsamen, edel-schlanken Winnetou? War nicht der listige kleine Westmann Sam Hawkens sein Geschöpf? Durfte man leugnen, daß er die großen Savannen und die unendliche Prärie vor den träumenden Blick der jungenhaften Sehnsucht gezaubert hatte? War er nicht der Künder des adeligen Indianertums; der Deuter aller heldischen Begierde; der Dichter, der das Reich der Silberbüchse und Mokassins und Tomahawks aus dem Nichts hervorstampfte?

War das alles nichts? War es nicht da?!

Fast sechs Millionen Karl-May-Bände, in alle Sprachen der Welt übertragen und auf alle Erdteile verteilt, haben die Antwort darauf gegeben. Der Spott seiner Feinde glitt mit der Zeit langsam ab. Sein Erfolg gab ihm recht.

*

Denn er begriff wie kein anderer die ewige Leidenschaft junger Menschen, die sich immer und immer wieder daran entzünden werden, wenn ein so beherzter Kerl wie Old Shatterhand Gefahren begegnet und sie ehrlich besteht.

Er begriff das auf seine Art unfehlbar.

Wie er es auch begriff, daß es eine ewige knabenhafte Neigung bleibt, auf jede Untat die Strafe folgen zu sehen und auf jedes verdienstliche Verhalten die ungeschmälert hohe Belohnung. Und wie er es ebenfalls begriff, daß alles Geschilderte noch viel wunderbarer, packender, aufwühlender wirkt, wenn man es in **[26]** die geheimnisvollen Landschaften der unvertrauten fernen Fremde, in die Steppen indianischer Jagdgründe oder in die Schluchten des Balkans, in die Kordilleren oder ins Land des Mahdi oder in gelbe Wüsten schiebt.

Denn er wollte Volksschriftsteller sein.

Er wollte auf Massen wirken; er wollte ihnen den Glanz und den Zauber des Abenteuers geben, ihren Traum nach Weite und Buntheit und kräftigem Geschehen stillen. Und ihnen dabei die vorteilhaften Tugenden der Güte und Nächstenliebe, der Tapferkeit und Gerechtigkeit empfehlen – die Tugenden, die er in seinem bis an die Schwelle seines Todes verfolgten Dasein nur zu stark an jenen Mitbürgern und Zeitgenossen vermissen mußte, die seine schweifende Erfindung für Lüge, seine Wunschträume für Täuschung erklären wollten.

So wurde er nebenher auch ein Erzieher.

Ein Erzieher, den wir auch heute noch ganz gut gebrauchen können, wo Nächstenliebe und Güte, Tapferkeit und Gerechtigkeit nicht ganz so hoch im Werte stehen, wie wir – die alten Freunde Karl Mays – es schätzen würden…

Im Berliner Börsen-Courier vom 24. Februar 1932 zeichnete Harry S c h r e c k [Helmut Rosenthal, 1901-1936],Das Antlitz Old Shatterhands‘ folgendermaßen:

Als wir ihn damals lasen, stand seine Gestalt ehern und wuchtig vor unserem Blick – die Rechte zum Jagdhieb bereit, der die feindliche Schläfe ohne weiteres betäubte, während die Linke lässig das Bärentötergewehr spannte …

Breitschulterig, verwegen, hochherzig, kühn stand er da.

Wie es eben einem Mann geziemte, der sich mit räuberischen Skipetaren und wilden Kurden herumschlug. Der spielend durch den Rio Pecos schwamm, gelassen seinen Rappen Rih durch die unendlichen Ebenen preschen ließ, mühelos jeden Prankenschlag des Schicksals im Reiche des Mahdi abwehrte. Und der somit aus den verständlichsten Gründen der Freund Winnetous wurde: der Bruder jenes Apatschenhäuptlings Winnetou, der schweigsam, schlank, geschmeidig und bronzefarben durch das ungewisse Licht der großen Savannen schritt. –

[27] Scharfsinn adelte die Stirn – Gerechtigkeit das Herz.

Weil auch diese einem Old Shatterhand nur zu wohl anstand. Jenem Waldläufer, der nicht allein dem Grisly mit dem bloßen Bowiemesser gegenübertrat und den heißblütigsten Mustang zähmte, sondern auch nebenher die Mundarten der Komantschen und Kiowas beherrschte. Falls er nicht der Abwechslung halber fließend in den Knüpfschriften südamerikanischer Indios las, eine Sure des Korans aus dem Gedächtnis holte oder in einer gelegentlichen Unterhaltung verriet, daß Wohlwollen und Milde vorteilhafte Eigenschaften seien. –

Kurzum: er selbst hatte sein rüstiges Bild gezeichnet.

Und so sahen wir ihn denn also, wie er sich selbst sehen wollte: heldisch und unerschrocken, mit Tugenden und Kräften begabt, die uns maßlos und glühend ins Abenteuer rissen. Ins Abenteuer der unvertrauten fremden Ferne.

*

Daß wir ihn anders hätten sehen können, fiel uns nicht ein. Obgleich uns schon damals bisweilen das verbürgte Abbild seines Kopfes in die Hände geriet, das uns den Menschen zeigen wollte, der sich Old Shatterhand nannte…

Seltsam indes: eben diesen Kopf übersahen wir immer.

Denn es war selbstverständlich wichtiger, zu erfahren, weshalb der Schurke Santer, der Intschu tschuna und Nschotschi ermordete, zunächst entkam; warum Old Firehand trotz seiner Kugel in der Brust noch lebte; und wieso Sam Hawkens, der Westmann mit dem bocksledernen Jagdrock und dem skalpierten Schädel, um den Knaben Harry genau so ängstlich besorgt war wie um seine verbogene Flinte. Wie es desgleichen wichtiger war, zu hören, wie man das Alter einer fast schon erloschenen Fährte errechnet oder ein Kalumet handhaben muß. –

Nicht umsonst waren wir damals elf Jahre alt.

Heute hingegen bemerken wir mit Verwunderung, daß gerade dieses Haupt, das so gar nicht kühn und verwegen aussieht, uns weit nachdenklicher macht: dieser friedliche, etwas schüchterne Kopf mit dem ehrbar zurückgewellten Haar, der feinknochig gewölbten Stirn und den von so vielen besorgten Falten umzogenen Augen. Dieses Gesicht mit der Strindbergbürste auf der Oberlippe und dem weichen versonnenen Mund, dem Bartanflug **[28]** auf dem bißchen fülligen Hals. Dieses Antlitz des Dichters Karl May –

Des Dichters, der dennoch Old Shatterhand sein wollte!

Weil in seinem Gehirn der Traum von einem Leben raste, das die sanfte und schmale Gleichförmigkeit des Tages durchbrach, um in Erdteilen zu schweifen und eine knabenhafte Sehnsucht mit dem Rausch des Abenteuers zu stillen[4].

[4] Der Gegenstand, den hier der feuilletonistische Plauderer berührt, Deutung der Persönlichkeit und des Charakters Karl Mays nach den Gesetzen der Psychophysiognomik, wird im vorliegenden Jahrbuch noch einmal behandelt, und zwar mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Vgl. S. 440ff. Herbert von Bomsdorff-Bergen: ‚Karl May, der Mensch und der Künstler‘. Die Herausgeber.

*

Heute erst ahnen wir, daß er ein Unzufriedener war und sein Schreiben ein feuriger Widerstand gegen eine Welt, in der es keine Tomahawks gab und keine Silberbüchse, keine Lassos und Leggins und keinen rauhen Federschmuck.

Weil seine Welt noch nicht da war, darum schuf er sie.

Eine Welt, in der man ‚*Zounds*' sagen durfte oder ‚*The devil*' oder ‚*Hang it all*'. In der man mit der doppelten Zunge des heuchlerischen Bleichgesichts sprach und mit der wackeren Gradheit des ehrlichen Trappers. In der man am Lagerfeuer schlief, Büffel schoß, Skalpe vom Haupt wortbrüchiger Indianer riß, Martern am Pfahl ertrug und in die ewigen Jagdgründe eingehen konnte. Und in der die Gestirne funkelnder über jenen tapferen Männern oder besseren Apatschen standen, die sich kräftig vor ihrem Schicksal bewährten.

Mit träumerisch schimmernden Tinten malte er das hin.

Und obschon er wenig von dem Kunstmittel der Sprache wußte, keine Sätze abschatten, keine Farben stärken oder dämpfen konnte und kaum ein Empfinden für Sinn, Klang, Maß der Wortfügungen besaß, geriet ihm der Raum von Prärie und Savanne, von Felsen und Urwald so unmittelbar und bezwingend, daß alles lebendig wurde und gastlich dem Reisenden diente, der sich die Schutzmasken der Kraft und des Wissens und der Überlegenheit nahm, um sein eigenes Vorbild zu werden, das Old Shatterhand hieß und hochherzig verwegen aussah.

[29] Sein Traum hatte die Enge der Wirklichkeit gesprengt.

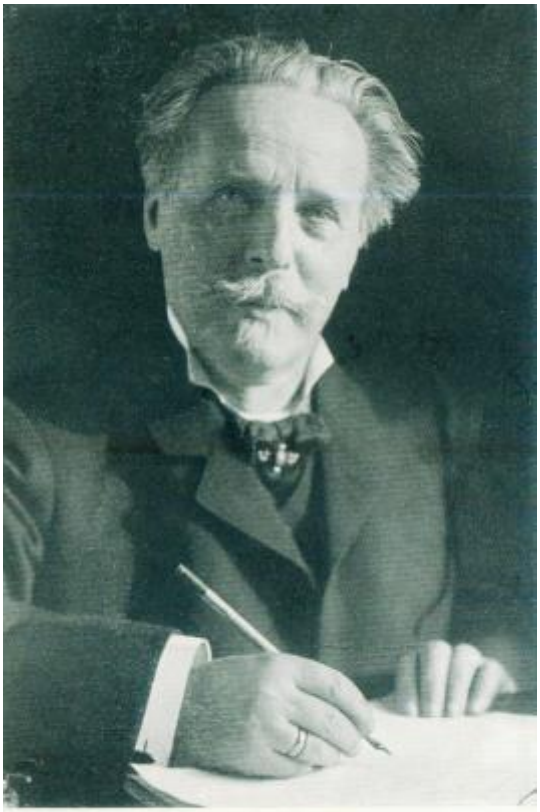
Grenzenlos wurden die Horizonte; mächtig und groß spannte sich ein phantastischer Himmel über die Landkarten und Bücher, aus denen er seine Erfindungen nährte; und unter der leuchtenden Sonne reckte sich kühn der Mensch.

*

Als wir elfjährig waren, hätten wir es für eine Herabsetzung gehalten, sofern uns jemand einen Hinweis gegeben hätte, daß das heldische Antlitz Old Shatterhands von einem Manne geschaffen war, dem man vorwarf, er hätte bloß Fabeln erzählt aus Bezirken, die sein Auge nicht sah, sein Fuß nie betrat.

Heute indes, wo wir Jahre zurückblicken, ahnen wir, daß es besser war, daß ein Wunsch und ein Rausch jene Landschaften und Gestalten zeugte, zu denen wir aus dem Gram der Gleichungen mit zwei Unbekannten, der unregelmäßigen Verben und der fahlen erwürgenden Schulaufsätze flüchteten …

… zu einem Dichter, dessen Sehnsucht die unsere war.



Karl May
geb. 25. Februar 1842 zu Hohenstein-Ernstthal
gest. 30. März 1912 in Radebeul

Aufnahme Karl Mays
zu seinem 70. Geburtstag am 25. Februar 1912

Karl May in Wien am 22. März 1912
Acht Tage später, am 30. März 1912, starb er in Radebeul

Eine andere Aufnahme Karl Mays
am Tag seines Vortrags in Wien (22. März 1912)

Die Witwe Karl Mays
Frau Klara May

Die Karl-May-Straße in Radebeul

Von Dr. E. A. Schmid
Leiter des Karl-May-Verlags

Am Anfang mannigfacher Ehrungen für den Volksschriftsteller Karl May steht ein Beschluß der vereinigten Stadtgemeinde Hohenstein-Ernstthal, demzufolge sie im Jahre 1929 eine Karl-May-Straße schuf. Nun trat auch die Stadt Radebeul, in der Karl May lange, fruchtbare Schaffenszeit verlebte, mit einer Tat der Erinnerung an ihren toten Bürger hervor. Unterm 25. Februar 1932, da sich Karl Mays Geburtstag zum neunzigstenmal jährte, ging der Witwe des Dichters, Frau Klara May, folgendes Schreiben zu:

Stadtrat Radebeul — Am 25. Februar 1932.
An

Frau Klara verw. May,

Radebeul.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Am heutigen Tag würde Ihr leider viel zu früh verschiedener Gatte, der weltbekannte und hervorragende Volksschriftsteller Karl May seinen 90jährigen Geburtstag begehen können. Die Verbundenheit des Verewigten mit der Stadtgemeinde Radebeul, wo seine schöpferische Kraft am stärksten zur Entfaltung kam, wo er seit dem 14. Januar 1896 wohnte und wo er vor 20 Jahren starb, ist eine mannigfaltige. Lebt er doch fort in seinen Werken, deren Verbreitung durch den Karl-May-Verlag in aller Welt ein außerordentlicher Erfolg beschieden ist, in der bedeutenden nordamerikanischen Indianersammlung Karl-May-Museum und insbesondere in der großzügigen Karl-
[31] May-Stiftung zugunsten unterstützungsbedürftiger Schriftsteller. In dieser Stiftung kommt so recht zum Ausdruck die Güte und der Wille des Verewigten, in Not befindliche Menschen teilnehmen zu lassen an den Erfolgen seines geistigen Schaffens, anderen Gutes zu tun. Die Verbundenheit Karl Mays mit Radebeul wird durch die Klara-May-Stiftung noch lebendiger gestaltet, die Sie, sehr verehrte gnädige Frau, durch einen Vertrag mit der Stadt Radebeul errichtet haben. Darin ist festgelegt, daß der gegenüber der ‚Villa Shatterhand', dem Wohn- und Sterbehaus Karl Mays, gelegene große Garten zu einem Karl-May-Gedächtnishain, zu einer öffentlichen Anlage der Stadt Radebeul, umgestaltet und dort dem Verewigten ein Denkmal errichtet werden soll.

Heute gedenken wir Ihres verstorbenen Gatten nicht nur dankbar für das, was er unserer Stadtgemeinde war und was er ihr gegeben hat, sondern wir bringen das auch äußerlich zum Ausdruck dadurch, daß wir die Kirchstraße in

Karl-May-Straße

umbenannt haben.

Wir bedauern, daß es Ihr Gesundheitszustand nicht erlaubt, diese Nachricht Ihnen persönlich zu übermitteln und sprechen die Hoffnung aus, daß Sie recht bald genesen und in Ihr Heim in der Straße, die nun den Namen Ihres verstorbenen Gatten trägt, zurückkehren können.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Stadtrat
gez. [Karl Richard] Knauthe
Bürgermeister.

In dieser Karl-May-Straße liegt nunmehr die Villa Shatterhand mit Blockhaus und Museum. Die Weihe des in dem Brief erwähnten Gedächtnishains – gegenüber der Villa – wurde noch im selben Jahr, nämlich am 2. Juli 1932, vollzogen. Wir berichten darüber im nächsten Jahrbuch.

*

[32] Am Beginn meiner kurzen Betrachtung habe ich die Karl-May-Straße in Hohenstein-Ernstthal erwähnt. Ich verweise dazu auf das Jahrbuch 1930, S. 28, und bemerke hier noch ergänzend, daß gleichzeitig mit der soeben geschilderten Radebeuler Ehrung eine abermalige Bekanntmachung im Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt vom 20 Februar 1932 verkündete, daß dort die Bahnstraße (das ist die Fortführung der 1929 geschaffenen Karl-May-Straße) gleichfalls den Namen Karl-May-Straße tragen solle. So krönte die Heimatgemeinde ihre Ehrung für ihren großen Sohn zur 90. Wiederkehr seines Geburtstags (25. Februar 1842). Erreicht war damit vor allem, daß nun auch das Geburtshaus Karl Mays (bisher Bahnstraße 27) in der Karl-May-Straße steht.

Die Karl-May-Straße in Radebeul
Rechts die „Villa Shatterhand“ (zugleich Eingang zum Blockhaus und Museum). Links der Eingang zum Karl-May-Hain. Oben das Straßenschild.

[(33)]

Alte Urkunden sprechen

Von Lehrer und Stadtbibliothekar Hans Z e s e w i t z

©

5

6

7

[(45)]

Wie ich Karl May sah

Erinnerungen von Hermann Waldemar Otto[8]

Anläßlich der neunzigsten Wiederkehr des Geburtstages von Karl May (25. Februar 1932) veröffentlichte ich in den ‚Düsseldorfer Nachrichten' eine Jugenderinnerung an den Dichter, da ich der einzige lebende Schriftsteller bin, der gleich Karl May in Hohenstein-Ernstthal geboren wurde und May noch persönlich gekannt hat. Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß ich in meiner langen Schriftsteller- und Künstlerlaufbahn bisher noch nie eine Zeile über Karl May geschrieben habe, obgleich man mich seinerzeit – als die berüchtigte Hetze begann – geradezu drängte, meine Jugenderinnerungen zu veröffentlichen, soweit sie den Verfemten betreffen. Ich konnte einfach nicht viel Wissenswertes berichten. Die Tage meiner Jugend lagen so fern. Als Junge von 14 Jahren mußte ich die Heimat verlassen. Ein unstetes Wanderleben trieb mich kreuz und quer durch die Welt; ich jagte Frau Aventiure nach und fand die Unrast, weil ich sie gewollt … Inzwischen gewann sich Karl May den Namen des besten deutschen Volksschriftstellers. Und so will ich im Alter nachzuholen versuchen, was ich damals ablehnte und versäumte.

[46] Karl May ist bekanntlich in Ernstthal im sächsischen Erzgebirge geboren. Doch war er ursprünglich gar kein waschechter „Königlicher" Sachse, denn das Städtchen gehörte zu den „Schönburgischen Rezeßherrschaften", ein Rest übelster deutscher Kleinstaaterei. Dieses halbsouveräne Ländchen umfaßte 582 Quadratkilometer und hatte 1840 vielleicht 100 000 Einwohner. Das Haus Schönburg war schon im 12. Jahrhundert im Besitz seiner Stammgüter. Verwaltung, Schule, Kirche, selbst die Justiz waren in meiner Jugend schönburgisch, Sachsen besaß nur die Militärhoheit und rekrutierte aus Schönburg das 105. Infanterieregiment. Die kleinen Übeltäter wurden in einem ‚fürstlich und gräflich schönburgischen Gerichtsamt' abgeurteilt, in der Berufung aber entschied das königlich sächsische Landgericht in Zwickau.

Ernstthal selbst liegt in einem Tale. Das Städtchen wurde von Flüchtlingen aus der nahen Bergstadt Hohenstein gegründet, als dort die Pest wütete, und nach einem Grafen Ernst von Schönburg-Glauchau benannt. In einem windschiefen, Jahrhunderte alten Weberhäuschen wurde Karl May geboren. Eine Gedenktafel über der Tür gibt seit einigen Jahren der Nachwelt davon Kunde. Und in diesem elenden Heim eines blutarmen Leinewebers rollte das düstere Jugendschicksal des später so viel gefeierten Schriftstellers ab. Er kannte die vielen Tage ohne Brot, die langen Winterwochen ohne Wärme, die Hungersnot und die böse Cholera von 1867, und in diesem Elendshäuschen mit dem zerfetzten Schindeldach wurde der junge Mensch von der ganzen Tragik einer verlorenen Jugend gepackt.

Das Städtchen Ernstthal hatte mit Hohenstein **[47]** zusammen ein kleines Postamt, das im Bahnhofsgebäude lag. Beinahe jeden Tag, wenn ich Knirps den vielfach gewundenen Weg zur Volksschule hinaufkraxelte, begegnete ich einem schlanken jungen Mann, einen Schlapphut auf dem wehenden Haar, der einen Doppelbrief zur Post brachte. Das war Karl May, der bei einer Petroleumfunzel bis zum Morgengrauen an Manuskripten für einen Dresdner Verlag schrieb. An den Nachmittagen streifte er planlos durch die dicht an das Städtchen grenzenden Wälder, neuen Stoff für neue Erzählungen sammelnd.

Ich muß gestehen, daß mir das Leben leider wenig Zeit und Gelegenheit bot, Karl May zu lesen. Ich erinnere mich nur der wundervollen ‚Erzgebirgischen Dorfgeschichten', des ‚Winnetou' und einiger Humoresken. Sein Humor jedoch wirkte auf mich nicht befreiend, er glich vielmehr dem leisen Murmeln der Bachwässer in den still-einsamen Tälern der Heimat. Karl Mays Humor ging unter im Feuerstrom seiner lodernden Phantasie. Ich glaube überhaupt nicht, daß das Erzgebirge Humoristen hervorgebracht hat. Das Grotesk-Komische des Obersachsen hat seine Wurzeln in der Ebene. Dagegen fand ich schon in den ersten literarischen Arbeiten Karl Mays, des deutschen Jules Verne, wie er oft genannt wird, die Verherrlichung christlicher Tugenden und die Spannungen des Detektivromans, die sich in seinen späteren Werken mit der Schilderung fremder Länder und fernen Menschentums paarten.

Als ich nun das Werk ‚Ich', die ergreifende Beichte seines Lebens, las, da wurden auch die Bilder der Vergangenheit in mir wieder lebendig, nahmen teilweise greifbare Formen an, und so kann ich heute **[48]** vieles bestätigen oder ergänzen, wovon Karl May berichtet. Der Vater des Dichters war ein sogenannter

[8] Geboren am 14. 4. 1863 in Hohenstein i. S., verfaßte z. T. unter dem Pseudonym Signor Saltarino, artistische Literatur, sowie zahlreiche Romane und Novellen, u. a. ‚Am Feldrain entlang' (1895), ‚Zirkusblut" (1908), ‚Satanella' (1909).

‚Bastler', dessen ich mich gut erinnere. Er zimmerte und baute alles mögliche zusammen, wenn der Webstuhl stillstand. Dabei hatte er eine harte Hand. In dieser Hinsicht bildete er keine Ausnahme unter den männlichen Bewohnern des Städtchens. Den Weberkindern blühten keine Rosen. Ihr Leben ist so, wie es Karl May zeichnet. Überhaupt ist seine Schilderung der Ernstthaler Welt von verblüffender Realistik. Er wäre der Mann gewesen, ein Drama über das damalige Weberelend zu schreiben, nicht Gerhart Hauptmann, der es nur vom Hörensagen kannte.

Mit wenigen Worten nur streift Karl May die verderbliche Quacksalberei, der die Schuld daran beizumessen ist, daß der Junge vier Jahre mit Blindheit geschlagen war. Das arme Volk im Erzgebirge stand kulturell unglaublich tief. Man sammelte wohl heilkräftige Kräuter und Wurzeln; daneben wollte man aber die Krankheiten auch durch Händeauflegen, ‚Sympathie', usw. heilen. Der Wunderdoktor murmelte dazu allerhand unsinniges Zeug und überließ alles Weitere der Natur und dem lieben Gott. Dabei glaubten die Leute noch an Gespenster, Dämonen und Hexen. War irgend jemand zu Wohlhabenheit gelangt, so hatte er ‚seine Seele dem Teufel verschrieben', der ihm wohl ein Leben voll Freude und Genuß verschaffte, ihn aber doch einmal, seinen Lohn fordernd, beim Kragen nahm und mit ihm schnurstracks in die Hölle abdampfte.

Freilich gab es in Ernstthal nur arme Schlucker, mit denen der Teufel nicht viel Staat machen konnte. **[49]** Im nahen Hohenstein aber war eine Art von ‚Patriziern' vorhanden, ein halbes Dutzend Verleger- und Weberfamilien in gehobener gesellschaftlicher Stellung. Der Fortschritt der Zeit ließ sie später Fabriken bauen. Einzelne Fabrikanten wurden sogar Exporteure von Ruf und königliche Kommerzienräte.

Die auf Seite 315 des Bandes ‚Ich' genannte ‚Lügenschmiede' war eine üble Gastwirtschaft, in der mancher Bürger seinen Verdienst vertrank. Die Besucher dieser Kaschemme tragen ein vollgerüttelt Maß von Schuld an der seelischen Folterung, der später der Dichter unterworfen wurde. Nicht nur, daß man in der ‚Lügenschmiede' jeden Vagabundenstreich dem von einer gewissen Romantik umwobenen ‚May-Karl' anhängte. Auch später, als der Dichter bereits zu Ruhm und Ehre gelangt, als die bekannte Hetze einsetzte, wandten sich die Feinde Mays an die noch lebenden Stammgäste der ‚Lügenschmiede' und ähnliche männliche und weibliche Klatschmäuler, und es entstand jene Sammlung von Haß, Neid, Niedertracht, Unmenschlichkeit und Gemeinheit, deren Beseitigung die Ehrenpflicht jedes anständig denkenden Menschen war und die Gott sei Dank auch geglückt ist[9].

[50] Karl Mays erste Frau, Emma Pollmer, habe ich als Kind auch gekannt, besser aber noch ihren Großvater. Wenn Karl May den alten Barbier einen ‚schönen hochgewachsenen Mann' nennt (‚Ich', S. 404) [Alle Seitenangaben entsprechen der neubearbeiteten Auflage 11 (1931) von Bd.34.], so kann ich in diese Verherrlichung körperlicher Eigenschaften nicht einstimmen. Pollmer verkaufte in seinem kleinen ‚Salon' allerhand Salben und Arzneien, ging aber in der Hauptsache von Haus zu Haus rasieren. Im Nebenberuf zog er Zähne. Ob schadhaft oder nicht, seiner Körperkraft widerstand kein Zahn. Eine Art Schmiedezange bildete das Werkzeug. Ich war ein kleiner Junge, als er meinen Kopf zwischen seine gewaltigen Hände nahm. –

Den auf S. 499 des Bandes ‚Ich' genannten Wunderdoktor ‚Sequah', der Karl May in dem Roman ‚Der Schatz im Silbersee' als Vorlage für den Magister Jefferson Hartley gedient hat, kannte ich sehr gut. Er hieß William Hartley und war von Haus aus Akrobat. Als solcher nannte er sich Robinson. Da er mit großer Körperkraft ausgestattet war, stellte ihn jene englisch-holländische Gesellschaft, die das Seguaöl herstellte (aus einer indischen Menthapflanze gewonnen), als Manager ein. Dabei verdiente er viel Geld. Ich traf ihn im Jahr 1890 in Roozendaal (Holland) auf dem Marktplatz. Dort sah ich mir auch sein ‚Auftreten' an. Er zog Zähne, während seine Umgebung einen Heidenlärm vollführte, massierte Rheumatiker und Gichtbrüchige mit seinem Öl und veranstaltete nach der Massage mit seinen Patienten ein Wettlaufen … Die Holländer schworen auf seine Heilweise, doch hat später die Polizei, auf ärztlichen Einspruch hin, sein Auftreten verboten. Nach Deutschland durfte er nicht kommen. **[51]** Geraume Zeit später begegnete ich Hartley-Robinson-Sequah im Haag; er besaß dort eine prachtvolle Villa und kutschierte einen Viererzug selbst.

Vor etwa dreißig Jahren war ich Leiter einiger Theater (um nicht zu sagen: ‚Schmieren') im Bergischen

[9] Anmerkung des Karl-May-Verlags: Wir weisen hier darauf hin, daß uns die vorliegenden Äußerungen unaufgefordert zugingen und von uns gänzlich unbeeinflußt sind. Um so schwerer wiegt das Urteil des Orts- und Sachkundigen über die ‚Lügenschmiede' und ihre Gäste. Während bekanntlich Kleinberg in seinem berüchtigten ‚Nekrolog' andeutete, daß gewisse Auswüchse des Hohenstein-Ernstthaler Lebens, wie sie in der ‚Lügenschmiede' zutage traten, dem Dasein und dem Schaffen Karl Mays den Stempel aufgedrückt hätten, zeigt hier einer, der es wissen muß, das gerade in der ‚Lügenschmiede' die Feinde des Gehetzten saßen, die sein Leben vergiften halfen.

Land. Eines Tages kam zu mir der Redakteur Dr. Hermann Cardauns[10] von der ‚Kölnischen Volkszeitung', für die ich ab und zu Aufsätze schrieb. Er fragte mich, da ich doch auch in Hohenstein-Ernstthal geboren sei, ob Karl May der evangelischen oder der katholischen Konfession angehöre. Da ich hinter der Frage keine ethischen Gründe vermuten konnte, erwiderte ich, daß ich ihm keine Auskunft geben könne, denn ich hätte mich nie im Leben um die Konfession meiner Mitmenschen bekümmert. Ob mir bekannt sei, daß dieser Jugendschriftsteller vorbestraft sei? Nein, denn ich hätte meine Heimat schon in frühester Jugend verlassen. Später erst, als die Hetze einsetzte, wurde mir der wahre Sinn der Fragen klar.

Karl May sah ich nur noch einmal im Leben, und **[52]** zwar im Jahre 1912 [25.04.1910] in Düsseldorf. Er mußte in Essen persönlich einen Termin wahrnehmen. In Düsseldorf besuchte der Dichter, weiß das Kopfhaar und das Kinnbärtchen, einen befreundeten Franziskanerpater [Carl M. Schneiderwirth] im Kloster auf der Oststraße, begleitet von seiner zweiten Frau Klara.

Nach viereinhalb Jahrzehnten führte mich mein Weg noch einmal in die Heimat. Ich war damals ‚Bergherr' des längst verlassenen Erzbergwerks bei Hohenstein. Auf einer Halde dieses Bergwerks saß einst Karl May, als im Städtchen ein Brand ausgebrochen war (‚Ich', S. 385). Während des Krieges mußte die Grube auf Anordnung der Kriegs-Metall-Gesellschaft wieder in Betrieb genommen werden. So war meine Anwesenheit dort öfters notwendig. Ich wohnte im Gasthof ‚Zu den drei Schwanen'. Eines Abends war ich Zeuge, wie der Bürgermeister Dr. [Moritz Robert] Patz dem Verleger der dortigen Stadtzeitung – sein Name ist mir entfallen [Emil Horn] – darüber Vorwürfe machte, daß dieser den Gegnern Karl Mays in der Hetze Vorspann geleistet habe. Deshalb sei wohl auch die Stadt Hohenstein-Ernstthal nicht im Testament bedacht worden. Der Zeitungsverleger schwieg beschämt. Und so werden sich heute wohl alle jene Menschen schämen, die dazu beigetragen haben, daß ein großes Herz im Leid zerbrach.

[10] Hermann Cardauns gehörte zu jener Schar erbitterter Angreifer, die Karl May im letzten Jahrzehnt seines Lebens so hartnäckig befehdeten. Die Namen all dieser Männer sind in die Vergessenheit hinabgesunken, auch der des weithin bekannten Hermann Cardauns. Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß er sich im Kampf gegen Karl May immerhin von glatten Unwahrheiten und Verleumdungen, wie sie Avenarius und andere handhabten, freihielt und dem Volksschriftsteller durchaus nicht alles Gute, Schöne, Edle absprach.

Einen Monat vor seinem Ableben (Frühjahr 1925) habe ich den greisen Gelehrten selber gesprochen und bei dieser Gelegenheit meine Ansicht bestätigt gefunden, daß er gar manche durch die Kampfeshitze verschuldete Entgleisung bedauere. Näheres darüber berichtete ich seinerzeit im Karl-May-Jahrbuch 1926, S. 233–237. Dr. E. A. Schmid.

Karl Mays letzter „Gefangener“

Gefangener? Jawohl, Gefangener! Aber mit Anführungszeichen. Das war ich von Jugend an. Das erstemal als Zwölfjähriger. Damals las ich im ‚Guten Kameraden‘ den ‚Sohn des Bärenjägers‘ (jetzt: ‚Unter Geiern‘) und war gefangen von Karl May. Immer und immer wieder las ich die Fortsetzungen, und je mehr ich las, desto fester zog sich der Lasso um mich und fesselte mich an den Dichter. Und so verging Jahr um Jahr, immer im Banne Karl Mays. Meine große Indianersammlung, die ich im Lauf der 35 Jahre zusammentrug – alles im Banne Karl Mays. Ich bereiste die ganze Welt, zehnmal gings über den Äquator. Mit den größten Schaustellungen zog ich durch die fünf Erdteile: mit Buffalo Bill, Barnum & Bailey, [Carl] Hagenbeck; aber ich blieb immer ein Gefangener Karl Mays und seiner Werke. Und nun werde ich bis an mein Lebensende sein Gefangener bleiben: als Hüter des Blockhauses, als Verwalter der Indianer-Schätze, die von Karl May und von mir – in seinem Geiste – gesammelt wurden. Mein Los als sein Gefangener fällt mir aber leicht. Gern und freudig ertrage ich es, tausche mit niemand und will die May-Gefangenschaft noch recht lange, mit einem Wort – lebenslänglich erdulden, bis ich in die ewigen Jagdgründe eingehe, wo sie wohl erst recht nicht aufhören wird.

Howhg! Ich habe gesprochen!
P a t t y F r a n k
Isto maza (Eisenarm).

Dem Gerechtfertigten!

Von Tono Kaiser[11]

Das Wesenlose spricht:

Ihr wähnt ihn ertrunken
im endlosen Weh,
das eure Qual in ihm entfacht.
Aber im Feuerschmerz,
im Hammerleid
hat er gelernt
zum Licht zu schreiten aus der Nacht!

So ziehet ab! –
Er hat die Geisterschmiede
gut bestanden:
Er wird nicht fluchen euch
und euch nicht lieben;
ihr habt ihn tausendmal versucht,
er ist sich selber treu geblieben!

[11] Aus einem unveröffentlichten Werk ‚Hakawati' (Die Tragödie Karl May): Geisterschmiede-Vision.

[(55)]

Rede zur Beisetzung Karl Mays

am 3. April 1912

Von Kurt S c h m i d t , 1. Pfarrer in Radebeul

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo! Amen.

Tiefbewegt steht ihr am Sarge des von euch hochverehrten und vielgeliebten Meisters, um ihm dann das letzte Ehrengeleit zu geben, um Abschied von ihm zu nehmen und einen letzten wehmütigen und dankerfüllten Scheidegruß ihm nachzurufen in die Ewigkeit.

Wie jäh und plötzlich hat der Tod ihn herausgerissen mitten aus freudigem Wirken und Schaffen, mitten aus einer beglückenden und beglückten Häuslichkeit! Wohl war er seit Jahren schon zermürbt, und doch wie hofftet ihr, wie betetet ihr, daß das euch so teure Leben erhalten bleiben möchte, wie tatet ihr, vor allem seine geliebte Gattin, alles, was in Menschenkräften stand, um durch treueste Pflege und fürsorgende Liebe Heilung und Linderung zu schaffen. Und doch wurden die Kräfte immer geringer, immer höher stiegen die Wogen der Krankheit, bis sie über ihm zusammenschlugen und ihn dahinrafften.

In dieser feierlichen Stunde aber wollen wir nicht klagen und nicht zagen, sondern stark sein in dem Herrn! Noch einmal ersteht nun vor euch das Bild des teuren Vollendeten, verklärt vom Sonnenglanze dankbarer Erinnerung, umstrahlt vom Lichte **[56]** des göttlichen Wortes. Nur ein kurzes Wort soll nach seinem Willen an seinem Sarge erklingen.

Wenn man liest, was Karl May in seiner Selbstbiographie ‚Mein Leben und Streben' von sich geschrieben, so wird man unwillkürlich aufs höchste gefesselt und aufs tiefste ergriffen. Welch ein wunderbarer Lebensweg von früher Jugend an bis hin zum 70. Lebensjahr! Er führte ihn durch Höhen und durch Tiefen, durch gute und ernste Tage, durch Sonnenschein und Sturmeswetter. Reiche, glänzende Erfolge waren ihm, dem vielbewunderten Schriftsteller, beschieden, aber auch Not und Sorge blieben ihm nicht erspart. Glühende Liebe, schwärmerische Begeisterung seiner zahlreichen Freunde und Anhänger umgaben ihn, aber auch an Anfeindungen und Kämpfen hat es ihm nicht gefehlt. Gottes Gnade aber waltete sichtbar über ihm und hat ihn freundlich geführt und sicher geleitet.

In seinem letzten Jahrzehnt erblühte ihm ein volles Glück an der Seite seiner vielgeliebten Gattin, die ihm eine rechte und treue Lebensgefährtin gewesen, und die nun um so mehr verliert, je inniger sie mit ihm verbunden war. Sie sah in ihm ihres Herzens Freude und Trost, ihres Lebens Glück und Reichtum, ihren besten Freund und treuesten Führer – und er in ihr seines Hauses Ehre, seines Lebens Gehilfin, seiner Seele Sonnenschein. So gingen sie beide Hand in Hand und Herz an Herz durchs Leben hindurch in steter Eintracht und inniger Harmonie, gemeinsam des Lebens Freuden genießend, miteinander des Lebens Sorgen und Lasten tragend. Wie ging sie mit tiefem Verständnis und zarter Anteilnahme auf seine vielseitigen Interessen **[57]** ein! Wie war sie ihm eine Gehilfin im besten Sinne des Wortes nicht nur in seinem äußeren Leben, sondern auch in seinem geistigen Streben! Wie rühmte er in seiner ritterlichen Weise, daß sie mit ihrer tapfern, hochstrebenden Seele ihn wie auf Engelsflügeln über alles Erdenleid erhoben habe! Und nun, da so plötzlich das Band zerrissen, das beide auf Erden miteinander verknüpft, fühlen wir gewiß alle in aufrichtiger Teilnahme der tiefgebeugten Gattin nach, wie schwer es ihr ist, zu scheiden von dem, der ihr im Leben am nächsten stand, der ihr das Liebste war in dieser Welt.

Und mit ihr trauern seine Schwestern, deren er sich allezeit in Liebe und Treue angenommen, die viel an ihm verloren haben, und dies treue Bruderherz gewiß schmerzlich vermissen werden. Mit euch, den nächsten Angehörigen, trauern seine vielen Verehrer von nah und fern, die ihn als Menschen geliebt und als Dichter hochgeschätzt und innig verehrt haben.

Ausgestattet mit reichen Geistesgaben und mit einer blühenden, glühenden Phantasie, hat Karl May eine reiche und fruchtbare literarische Tätigkeit entfaltet. Was er als Schriftsteller und Dichter geschaffen und gewirkt, das im einzelnen darzustellen ist nicht Aufgabe des Seelsorgers. Das wird gewiß in diesen Tagen von andrer Seite laut gerühmt und gepriesen werden, das hat ihm die Bewunderung und Begeisterung ungezählter Leser aus der Alten und Neuen Welt gebracht, das wird seinen Ruhm auch in kommenden Zeiten künden. Aber das darf ich auch an dieser Stelle aussprechen, daß er allezeit nach dem Edlen gestrebt und redlich das Beste gewollt hat.

[58] Friede auf Erden, wahre Menschenliebe – das war sein Ideal, das war der Grundgedanke seines Wirkens. Solche Liebe hat er selber an vielen geübt. Er besaß ein warmes Herz und eine offene Hand für fremde Not. Manches Gute hat er in aller Stille geübt weit über den Kreis seiner Nächsten hinaus, manche Sorge hat er lindern, manche Träne trocknen helfen.

Dabei war er im tiefsten Grunde seines Herzens eine religiöse Natur, er war ein aufrichtiger Gottessucher. Sein Leben stellte er unter Gottes Augen. ‚Täglich habe ich gebetet', so ruft er einmal aus, ‚und bete noch heute. Solange ich lebe, ist mir kein Zweifel gekommen an Gottes Weisheit, Allmacht und Güte.' [GW34, S.333] Felsenfest war sein Vertrauen: Ich bin in Gottes Hand, wo ich auch geh' und steh'!

Und wie er einst als junger Kurrendeschüler nach alter, guter Sitte von der Kanzel seiner Heimatkirche die große Weissagung des Propheten von dem kommenden Messias mit heller Stimme aufgesagt, so hat jener Stern von Bethlehem ihn begleitet auf seinem Lebenswege, durch Freud und Leid, durch gute und ernste Tage hindurch, und die Verheißung ‚Um den Abend wird's licht sein', hat sich auch an ihm erfüllt.

Zwei besondere Freuden hat Gottes Güte ihm noch in den letzten Wochen seines Erdenlebens beschert. Die eine: vor wenig Wochen war es ihm vergönnt, den 70. Geburtstag in Frische und Rüstigkeit zu feiern, und innig dankbar war er für alle Zeichen der Liebe und Verehrung, mit denen ihm dieser schöne Festtag geschmückt ward. Und sodann: **[59]** welche große Freude und Ehre brachte ihm die Einladung, in Österrreichs Kaiserstadt zu sprechen! ‚Empor ins Reich der Edelmenschen', das war das Thema, über das er zu den Tausenden redete, die dort um ihn versammelt waren und andächtig an seinen Lippen hingen.

So waren seine letzten Tage durch freundlichen Sonnenschein verklärt. Und als er nun zuletzt, den Tod schon im Angesicht, auf seinem Lager ruhte, kam es langsam und doch triumphierend über seine Lippen: „Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!" Nach diesen letzten Worten ist er in den Armen seiner Gattin sanft und friedlich hinübergeschlummert in ein besseres Sein. Fest glaubte er an die Unsterblichkeit der Seele. Diesem Gedanken hat er oft, zumal in seinen ‚Himmelsgedanken' beredten Ausdruck verliehen.

Nun ruht er von seinem Wirken und Schaffen. Der Herr sein Gott hat's wohl mit ihm gemacht und ihn wie einen Träumenden durchs dunkle Todestal geführt, wie wir als Christen hoffen, durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, durchs Kreuz zur Krone.

Der Blick darauf aber tröste alle, die heute trauernd seiner gedenken! Wohl wird die Lücke, die durch sein Scheiden im Familien- und Freundeskreis entstanden ist, noch lange schmerzlich fühlbar bleiben. Dennoch seid getrost und unverzagt! Ihr wißt: er lebt fort in den Herzen aller, die ihn lieb gehabt, er lebt fort in den Werken, die er geschaffen, er lebt fort als ein Vorbild der Treue bis an den Tod. Seine Seele aber lebt in Gottes Reich in ewigem Frieden und seliger Freude.

[60] In solcher Hoffnung blicket auf zu dem Vater im Himmel, der niemanden verläßt, der ihm gläubig vertraut, und zu dem Heiland, unter dessen Kreuz diese Karwoche uns stellt mit erschütterndem Ernst und doch heiliger Freude! Ihm befehlt eure Wege und hoffet auf ihn, er verläßt die Seinen nicht!

So schauet denn noch einmal euerm teuern Vollendeten nach mit innigem Dank für alles, was er euch gewesen und was er euch erwiesen; sein Gedächtnis bleibe unter euch in Segen! Er selbst aber ruhe in Frieden, und das ewige Licht leuchte ihm in Gottes Reich! Amen.

Nach 20 Jahren…

Von Hayno F o c k e n

Vor zwanzig Jahren bist Du heimgegangen
in die Gefilde, die Dein Geist umfangen
in tiefer Sehnsucht nach der bessern Welt.
In Deines Lebens letzten schweren Stunden
hast Du der Erde Bitternis empfunden;
von Feinschaft war Dein Lebenswerk umstellt.

Wo sind sie nun, die Deinem Werke schmähten,
die sich in ihrer Aberweisheit blähten?
Wer fragt nach ihnen? Keiner kennt sie mehr.
Du aber lebst, je ferner Deinem Werke
wächst es empor und zeugt von seiner Stärke
und feiert täglich Deine Wiederkehr.

Solange deutsche Jungenherzen beben
im Heldenkampfe um ein Heldenleben
am goldnen Borne Deiner Phantasie,
solange ritterliche Taten blühen,
solange Jungen für Romantik glühen,
verglüht Dein Werk mit seinem Zauber nie.

Eine Totenfeier

Zu Karl Mays 20. Todestag am 30. März 1932

Dichtung und Wahrheit

Von Dr. Wilhelm M a t t h i e ß e n

©

Zu Karl Mays 20. Todestag

30. März 1932

Wie der 90. Geburtstag, so fand auch die 20. Wiederkehr des Todestages Karl Mays ihr Echo in der Presse. Und man darf sagen, daß dabei nirgends das schonende *De mortuis nil nisi bene* laut wurde, sondern daß die gesamte Öffentlichkeit aus ehrlicher Überzeugung sich bestrebte, dem bedeutsamen Lebenswerk des toten Meisters der Erzählkunst gerecht zu werden. Auch hier können wir nur einen Teil der Stimmen wiedergeben, die sich zur Ehre des Verstorbenen erhoben. Wir tun es, indem wir wieder mit der Heimatpresse Karl Mays beginnen und im übrigen aus der Fülle des Stoffes einiges herausgreifen.

Im Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt und Anzeiger vom 30. März 1932 äußerte sich Pfarrer K.[Kurt] R i e t z s c h [1884-1957] über Karl May als Gestalter.

Es ist der Vorzug der Monarchen und der Schriftsteller, daß man sie mehr nach ihren Werken als nach ihrem Charakter beurteilt. Was Karl May als Mensch war, können nur die beurteilen, die ihn persönlich gekannt haben. Man mag Fehler von ihm nennen, so viele man will: ein unbedeutender Mensch ist er jedenfalls nicht gewesen. Wie hätte er sonst ein so bedeutender Schriftsteller sein können? Und daß er das war, beweist nichts so deutlich wie der Umstand, daß er noch 20 Jahre nach seinem Tod von jung und alt gelesen wird. Bloße Reklame, und wäre sie noch so geschickt gemacht, hätte dies nimmer erreichen können. Ich habe als Junge sehr viel Karl May gelesen und war so in seinem Bann, daß ich alles das Folgende noch in lebendiger Erinnerung habe, obwohl ich seit meiner Schulzeit **[162]** – und die ist seit nunmehr 28 Jahren abgeschlossen – kaum je wieder ein Buch von ihm gelesen habe. Und wie auf mich, so hat er auf viele meiner Klassenkameraden gewirkt, so nimmt er noch heute das Herz eines jeden jungen Menschen gefangen.

Was ist der Zauber, der so wirkt? Zunächst der seiner Persönlichkeit. Als Kara Ben Nemsi wie als Old Shatterhand steht er vor dem Leser als ein rechter und aufrechter deutscher Mann und als tiefernster Christ. Daß er als Protestant in seinen Werken meist katholische Christen auftreten läßt, ist unwesentlich; er betont ja den Katholizismus nirgends und befehdet auch s e i n e Kirche nicht. Eben durch seine Persönlichkeit hebt er seine Bücher hinaus über die blutrünstige Schund- und die seichte Kitschliteratur. Dazu ist er der Mann, der eben alles versteht. Er beherrscht alle Sprachen spielend, er ist Meister eines jeden Instruments, er führt jede Waffe: seine Kugel trifft unfehlbar; er weiß den Czakan wie den Tomahawk, die Lanze wie das Messer sicher zu handhaben, so daß er in jedem Kampfe siegt; sein Fausthieb streckt den stärksten Gegner nieder – er ist Meister im Reiten, im Ringen, im Laufen, im Fechten, im Schwimmen – welchen Jungen sollte das nicht glühend begeistern? Wir schworen darauf, daß alles wahr sei, was er erzählt: schon darum, weil wir wünschten, es sei wahr, weil wir wünschten, es gäbe einen solchen Helden! Denn all sein Können setzt er ein für die Wahrheit, für das Recht zum Schutz der Unterdrückten, zur Ehre des deutschen Namens, zuletzt zur Ehre Gottes. Bücher, in denen der Held ein solcher Charakter ist, stehen hoch im Werte!

Dazu kommt seine wundervolle Art, Menschen zu schildern. Ich will nicht sagen, daß die Charaktere in seinen Schriften gerade sehr tief empfunden sind, aber sie sind ungemein anschaulich gezeichnet, niemals bloße Statisten, und völlig mit ihrer Heimat verwachsen. Sein Halef ist ganz der Wüstensohn, sein Winnetou ganz der Indianer – sie sind nicht, wie man es bei weniger guten Dichtern findet, gute Europäer in fremdem Kostüm. Welch köstliche Typen sind z. B. seine Westmänner! Sam Hawkens, wenn ich mich nicht irre, eröffnet den Reigen, das listige, gewandte Männlein mit den Säbelbeinen und der alten Gun; dann die markante Gestalt von Old Death, einer der wenigen, die Old Shatterhand gelegentlich als seine Lehrmeister hinstellt, der geheimnisvolle Jäger Old Surehand, die **[163]** beiden ‚verkehrten Toasts': der stets spaßige Dick Hammerdull – ob ers ist oder nicht, das ist ja gleich - dazu das ‚alte Coon', der wortkarge Pitt Holbers, und viele andere mehr. Dann die Indianer. Welch eine königliche Gestalt ist Intschu tschuna! Ferner der boshafte Tangua mit seinem edlen Sohne Pida, man glaubt, sie mit den Händen festhalten zu können, so klar sind sie gezeichnet! Nicht anders ists mit den Morgenländern. Den kleinen Halef muß jeder lieb gewinnen. Man liebt mit ihm Hanneh, die Perle aller Frauen. Die würdige Gestalt des Mohammed Emin, der ritterliche Ahmad el Ghandur, der ernste, schweigsame Omar – dann der edle Perser Hassan Ardschir Mirza, dessen Tod uns tief erschütterte, die wilden Räubergestalten der beiden Aladschy, deren einem Kara Ben Nemsi im Czakankampf das Knie zerschmettert, während er dem andern mit dem Säbel die rechte Hand abhaut, der ruchlose Köhler Scharka, der finstere Schut, der in der Verräterspalte sein grauenhaftes Ende findet – es ist mir, als sähe ich diese Gestalten alle vor mir! Wie reizend sind auch seine spleenigen Engländer, David Lindsay in seinem graukarierten Anzug, mit der Aleppobeule auf der Nase, Sir Hilbert Grey, Emery Bothwell! Daneben wieder der urwüchsige Frick Turnerstick mit seinem famosen Chinesisch, der an jedes deutsche Wort –ing oder –ang oder –ung anhängt und der trotzdem von den Chinesen immer verstanden wird. Selbst die Kaffern gelingen ihm; was für ein Prachtexemplar ist doch der

Basutokaffer, der sich ‚schön gut tapfer Quimbo' nennt. Ja, auch die Tiere weiß er uns lieb zu machen; was waren wir begeistert für den ‚Rih', wie weinten wir blutige Tränen über den Tod des edlen Rapphengstes!

Nicht minder bedeutend ist Karl May in der Führung der Handlung. Das Großartigste sind hier die ersten sechs Bände seiner Reiseerzählungen: trotz des reichsten Wechsels der Szene, trotz der vielen Personen hält er den Faden fest; bald verwirrt sich das Bild, bald glauben wir, die Handlung laufe anders: und doch weiß er jede Einzelheit dem Ganzen dienstbar zu machen, immer zu spannen, immer den Leser gefangenzunehmen und zuletzt die Konflikte meisterhaft zu lösen. Die Unwahrscheinlichkeiten weiß er so natürlich und selbstverständlich darzustellen, daß man ihm glauben muß – selbst Szenen wie der Sprung **[164]** über die Verräterspalte erscheinen nicht unmöglich. Wenigen Dichtern ist es gelungen, ein so umfassendes Werk in Einheit und Mannigfaltigkeit, in oft gehemmtem, aber unaufhaltsamem Gang der Handlung zu liefern! Die Höhe seiner ersten sechs Bände hat er auch nie wieder erreicht; gleichwohl sind auch seine anderen Erzählungen, größere und kleinere, von bedeutendem Werte. Als Ganzes steht der ‚Winnetou' weit hinter den ersten sechs Bänden zurück; in seinen einzelnen Teilen aber waltet ein Zauber, dem sich kein Leser entziehen kann[48]. Ein kleines Kabinettstück ist die Erzählung ‚Die Gum'; von seinen größeren Erzählungen möchte ich die beiden südamerikanischen ‚Am Rio de la Plata' und ‚In den Kordilleren' zu seinen bestgelungenen rechnen. Im späteren Alter verliert Karl May die lebendige Frische; Bücher wie die beiden letzten Bänden vom ‚Reiche des Silbernen Löwen' oder ‚Ardistan und Dschinnistan' legt man mit Bedauern aus der Hand. Die ursprüngliche Anschaulichkeit weicht leerer Symbolik, statt spannender Abenteuer finden wir phantastische Unmöglichkeiten – aber Karl May ist nur dem Schicksal nicht entgangen, dem auch ein Größerer erlag. Man lese ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre' von Goethe und vergleiche damit die ‚Lehrjahre', man vergleiche den zweiten Teil seines ‚Faust' mit dem ersten – bei allem Abstand – die Entwicklung ist hier wie dort dieselbe[49].

Zuletzt sei noch ein Wort gesagt von den herrlichen geographischen Schilderungen Karl Mays. Ich habe für Geographie niemals viel übrig gehabt: wurden aber in der Schule Länderstriche behandelt, die Karl May bereist hatte, so war ich groß und schön. **[165]** Man sah so richtig alles vor Augen, als wäre man dort gewesen. Ein angesehener Mann unserer Stadt erzählte mir, als ihn der Krieg in die Schluchten des Balkan führte, da habe er dort alles so gefunden, wie es Karl May geschildert.

Gotthilf Heinrich von Schubert scheint mir der größte Gelehrte, Karl May der größte Dichter unserer Stadt zu sein. Sein Name hat sich ganz Deutschland erobert; sein Name hat sein Leben weit überdauert. Unsere Stadt kann auf diesen Sohn stolz sein. Ehre sei seinem Andenken!

Im selben Blatt kam auch noch Adolf W a g n e r zum Wort. Seine Ausführungen galten dem V o l k s schriftsteller Karl May.

Karl Mays Schicksal stand von Anbeginn unter einem Doppelstern: Es bestimmte ihn schon in Kindheitstagen zur Glückseligkeit trotz mancher Not und Entbehrung, und zu Not und Entbehrung auch noch auf der Höhe seines Lebens. Der Mann und sein Werk sind viel umstritten worden. Heute, da die Zeit uns schon den nötigen Abstand und damit einige Klarheit des Überblicks gibt, können wir feststellen: Karl May ist stets der begeisterungsfähigen Jugend ein entflammender Heros gewesen, dem urwüchsigen, unverfälschten Menschentum ein ehrlicher Freund. Nach dem letzten Kranz, von dem er träumte, dem Ruhm des großen Dramatikers, griff seine Hand vergebens. Die Krone des Erfolges aber hat er gewonnen. Karl May ist einer der meistgelesenen deutschen Erzähler: Die Auflagenziffer seiner Werke beträgt heute 5 ¾ Millionen, und diese Zahlen klettern auch in diesen Jahren deutscher Wirtschaftsnot immer weiter empor, in denen gerade das deutsche Schrifttum hart zu kämpfen und der Buchhandel über beispiellose Flauheit zu klagen hat. Auch die Einwirkungen der Zeit im allgemeinen vermochten ihn nicht aus seiner Stellung zu verdrängen – seien es nun Entwöhnung namentlich der Jugend vom Lesen durch Betätigung im Sport, Ersatz des Buches durch den Film oder Eindringen fremder, besonders angelsächsischer Lieblingsverfasser, wie Jack London, Zane Grey, Edgar Wallace u. a. m., in deutsche Leserkeise. Karl May wußte eben in seinen Reiseerzählungen Töne anzuschlagen, die der Wesensart der breiten **[166]** Massen angepaßt sind. Spannung und Gemüt mischen sich in seinem Werk in glücklicher Weise, und man reist und wandert angenehm in der Gesellschaft seiner Helden.

Im übrigen war Karl May nicht etwa hungrig nach Ruhm. Er selbst bekennt in seiner Beichte (‚Ich', Ges. Werke Bd. 34) von sich und seinem Streben: „Ich wollte ein Volksschriftsteller sein." Daß heute ein verhältnismäßig breites Schrifttum über ihn vorliegt, ergab sich aus dem Abwehrkampf gegen die zahlreichen Angriffe auf ihn. In diesem

[48] Auch Karl Mays Verleger Fehsenfeld hielt die Bände 1 bis 6 für die besten seines Autors. Gewöhnlich wird ‚Winnetou' am höchsten gewertet, von den jugendlichen Lesern wird nicht selten auch der ‚Schatz im Silbersee' bevorzugt. Es gibt aber auch eine Gruppe von May-Lesern, die die symbolischen Schriften allen anderen voranstellen und dem ‚Silberlöwen' die Krone zuerkennen. Karl-May-Verlag.

[49] Daß bei May auch noch andere Gründe diese Entwicklung bedingten, nicht nur förderten, erweisen die Aufsätze von Otto Eicke: ‚Wenn sie geschwiegen hätten…' (Jahrbuch 1928), ‚Der verschüttete Quell' und ‚Der Bruch im Bau' (1930). Die Herausgeber.

Kampf sind viele Männer, deren Namen Geltung haben, für den Toten eingetreten. Von ihnen seien nur genannt Geheimrat Dr. Alfred Biese, Prof. Dr. Eduard Engel, Univ.-Prof. Dr. Konrad Guenther, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Dr. Heinrich Lhotzky, Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Emil Sehling, Dr. Karl Hans Strobl u. a. m., deren Stimmen sachlicher Rechtfertigung in den Karl-May-Jahrbüchern gesammelt sind.

In Radebeul bei Dresden, wo Karl May in der Villa Shatterhand die Zeit seines späteren Schaffens verlebte, erwuchs nach dem Weltkrieg ein andres Denkmal für den Toten, das Karl-May-Museum, das heute bereits zu den von den Fremdenführern genannten Sehenswürdigkeiten der sächsischen Landeshauptstadt zählt, und das seine Entstehung den Bemühungen der Witwe Karl Mays, Frau Klara May, und des Verlagsleiters in Radebeul, Dr. E. A. Schmid, verdankt. Ein Erlebnis besonderer Art ist ein Stündchen bei dem früheren Globetrotter und Artisten Patty Frank, dem Hüter des Museums, der als einstiger Gefährte Buffalo Bills lange Zeit unter den Roten gesammelt hat und dessen Schätze mit Mays Sammlungen zusammen das ‚Blockhaus' füllen. Und wie man da, wo Karl May seinen Lebensabend verbrachte, in Wort, Schrift und Tat seiner gedacht hat, so hat ihm auch seine erzgebirgische Heimat Hohenstein-Ernstthal die gebührende Ehre erwiesen, indem sie am 26. Mai 1929 an Karl Mays Geburtshaus eine Tafel anbringen ließ, die an den vielgenannten Sohn des Städtchens erinnert. Zugleich wurde hier eine Straße nach ihm benannt.

Aus Armut und Niedrigkeit kam der Volksschriftsteller Karl May: sein Lebensweg führte durch Niederungen zur Höhe. Sein Andenken lebt in den Herzen dankbarer Verehrer; es lebt auch in äußeren Zeichen mancher Art. Das schönste Denkmal schuf er sich selber in seinem Testament, worin er bestimmte, **[167]** daß nach dem Ableben der Witwe sein gesamtes Vermögen – also auch die Villa sowie das Museum – samt allen Urheber- und Verlagsrechten der mildtätigen Karl-May-Stiftung für unterstützungsbedürftige Schriftsteller zufallen soll, deren Verwaltung dem Sächsischen Ministerium für Volksbildung in Dresden obliegt.

Das Radebeuler Tageblatt vom 29. März 1932 brachte zum 20. Todestag Karl Mays folgende Würdigung von Theodor R u c k d e s c h e l [1895 - ?]:

Am 30. März 1912 starb hier in Radebeul der Volksschriftsteller Karl May kurz nach Vollendung seines 70. Lebensjahres. Damit endete ein Dasein, das, wie selten eins, alle Tiefen irdischer Nöte berührt und alle Höhen glückhaften Erfolges gegrüßt hatte. In Armut geboren, in Schuld verstrickt, aufgestiegen zu leuchtendem Ruhm, tief gedemütigt durch rücksichtslose Enthüllungen alter Fehler, gedrängt zu verzweifeltem Abwehrkampf, am Ende geläutert zu reinem Edelmenschentum, das war – in großen Strichen gezeichnet, der Weg Karl Mays. Sein Leben war ein Ringen mit widrigen Mächten, äußeren wie inneren, sein Sterben friedlich-schöner Ausklang, ohne langes Siechtum, ohne Todeskampf. Am 22. März noch steht er in Wien im Sophiensaal, verkündet dreitausend Zuhörern seine Welt- und Lebensanschauung, seine Lehre von der Überwindung des Gewaltmenschentums, von der sittlichen Pflicht, in sich den Edelmenschen zu schaffen, sieht sich umbrandet von jubelndem Beifall. Eine Woche später, gerade an seinem Hochzeitstag, tritt der Tod an ihn heran, nicht als grausamer Würger, sondern als freundlicher Mahner: Komm, es ist Zeit! Ich führe dich aus Ardistan, dem Menschenland, empor nach Dschinnistan, in jenes Reich, das du im Geist längst schon geschaut, dessen Herrlichkeit du in den märchenhaften Gleichnisdichtungen deiner letzten Schaffensjahre besungen hast!

Sein Ableben wurde, dem Wunsch des Verblichenen entsprechend, erst nach seiner Beisetzung öffentlich bekanntgegeben. Die Gruft, die den Toten aufnehmen sollte, stand schon bereit. Der Lebende hatte sie für sich bauen und durch seinen Freund Prof. Selmar Werner mit einem Bildwerk schmücken lassen, das die **[168]** heimkehrende Seele darstellt, die am Himmelstor von ihren Erdentaten empfangen wird. Am Mittwoch, dem 3. April 1912, mittags 12 Uhr, wurde Karl May auf dem Friedhof zu Radebeul zur letzten Ruhe gebettet.

Er hatte, wie er selber bekennt, ein V o l k s schriftsteller sein wollen, und er war es geworden. Gegen das falsche Urteil, ihn nur als J u g e n d schriftsteller zu werten, hat er sich jederzeit hartnäckig gewehrt. Und mit Recht! Karl May ersann buntfarbige, oft märchenhaft anmutende Fabeln für seine Leser. Aber er wollte sie damit nicht nur unterhalten. Er wob in seine vielfarbigen Muster echte Goldfäden ein, die nicht unterschätzt werden dürfen. Er war kein Tendenzschreiber schlechthin und verflocht doch in seine Reiseerzählungen manch ernste, reife Weisheit, vor allem immer und immer wieder seine Mahnung zum Streben nach dem Edelmenschentum. In seinen letzten Lebensjahren verlor sich sein Schaffen bisweilen in reichlich dunkle Symbolik. Es war nicht seine Schuld, sondern die Schuld derer, die den weltvergessenen Fabulierer mit dem Spiegel der nackten Tatsachen schreckten und ihn abdrängten vom keck beschrittenen Pfad der Ich-Erzählung. Ihm blieb nur ein Entweder – Oder: Verzicht auf sein Schriftstellertum oder die Flucht in die Gleichnisdichtung. Und er wählte den zweiten Weg, um sich wenigstens die Schaffensmöglichkeit zu retten.

Heute, zwanzig Jahre nach seinem Tod, ist der Streit für und wider Karl May so ziemlich verstummt. May ist bis zur Stunde noch einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller.

Über ‚Karl May, 20 Jahre nach seinem Tode', schrieb Dr. Rudolf Predeek [1886-1950] im Dortmunder Generalanzeiger vom 29. März 1932, wie folgt:

Den Kampf gegen Karl May hat im weiteren Sinne immer das Alter gegen die Jugend geführt. Den Kampf für Karl May fochten immer diejenigen aus, die jung blieben gegen diejenigen, die es niemals waren. Man hat gehöhnt, verdammt, verlacht, man hat intimste Lebensdinge Mays rücksichtslos an die Öffentlichkeit gezogen und sie als pikante Sensationen breitgetreten. Die Jahre von der Jahrhundertwende bis zu Mays Tod im Jahre 1912 füllen ein unschönes Blatt in der Geschichte.

[169] Mit dem Kampf der Literaten gegen den Literaten ging der Kampf der Pädagogen gegen Old Shatterhand. Man warnte, drohte, strafte. Aber vor dem Forum der Jugend, des prachtvoll unkritischen und unkomplizierten Menschenverstandes und der Begeisterungsfähigkeit erlitten die Pädagogen und Philister eine entscheidende Niederlage, so entscheidend, daß Old Shatterhand, Kara Ben Nemsi, Winnetou, Hadschi Halef Omar, Sam Hawkens und Old Firehand noch heute in der inzwischen groß gewordenen Generation leben, und daß sie auch der Jugend von heute noch Stunden der Anregung zu geben vermögen. Was die Jugend liest, ist immer gut. Die Jugend hat den gesunden Blick für Echtes und für Gemachtes. Noch heute steht in der Jugendlektüre der Name Karl May mit an erster Stelle. Und Hand aufs Herz! Wer von den Älteren, hat er Gelegenheit, greift nicht auch heute noch einmal gern zu einem der spannenden grünen Bände und erlebt noch einmal in seliger Erinnerung den Kampf gegen die Skipetaren, Winnetous Tod oder die Taten des prächtigen Hadschi Halef? Rast nicht gern noch einmal mit Hatatitla durch die Savanne und mit Rih über den glühenden Sand Arabiens?

Den ersten Angriff unternahm die ‚Frankfurter Zeitung' mit einer kritischen Untersuchung der literarischen Tätigkeit Mays. Dann setzte das Kesseltreiben ein, das uns heute unverständlich erscheint und eben nur als Reaktion auf die ungeheure Begeisterung gewertet werden kann, mit der jeder neue Band Mays begrüßt und verschlungen wurde. Aus einzelnen Tageszeitungen ging der Angriff über in die Zeitschriften, und hier waren es das ‚Hochland', der ‚Kunstwart' und eine kleine in Münster erscheinende Zeitschrift ‚Über den Wassern', die gegen den Schriftsteller und Dichter, gegen den Menschen und ehemaligen Strafgefangenen, der vor Jahrzehnten ein Jugendvergehen in der Strafanstalt schwer und ehrlich abgebüßt hatte, schrieben.

Aber was man nicht für möglich gehalten hatte, geschah und zeugte von der gesunden Phantasie und schriftstellerischen Kraft Karl Mays: Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi blieben unberührt und füllten nach wie vor junge Herzen mit den Abenteuern aus dem wilden Kurdistan, aus dem Reiche des silbernen Löwen, aus dem Lande des Mahdi und aus den Steppen Nordamerikas.

[170] Wenn die ‚Frankfurter Zeitung' den Kampf gegen Karl May begann, so war sie es auch, die den Befehdeten später gründlich und mannhaft rehabilitierte: „Karl May ist einer der besten deutschen Erzähler". „Karl May ist aus dem Geschlecht von Wilhelm Hauff, nur mit mehr Handlung, er schreibt keine blumigen Träume, sondern Wildträume, gleichsam reißende Märchen!" [Ernst Bloch, KMJb 1930, S.59ff.]

So ist man heute gerechter geworden, als man damals gegen den erstaunlich produktiven und vielseitigen Schriftsteller war. Würde ohne May jemals der Indianer mit seinem Kampf um Heimat und Land so in das Bewußtsein und in die Sympathie der ganzen Welt gedrungen sein? Fand jemals eine Nation einen begeisterteren und unermüdlicheren Kämpfer und Verteidiger, als die Indianer ihn in Karl May gefunden haben? Ist es nicht May gewesen, dem das Verdienst gebührt, die Erinnerung an die Vernichtung einer wertvollen und kulturell bedeutenden Rasse, die Erinnerung an eine schmachvolle Kolonisation in Nordamerika für immer festgehalten zu haben? Als im Jahre 1929 eine Abordnung der Siouxindianer Karl Mays Grab in Radebeul besuchte, da sprach der Häuptling Susetscha tanka (‚Große Schlange') das erschütternd wahre und dankbare Wort: „Du hast unserem sterbenden Volk im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Mal errichtet. Wir möchten dir Totenpfähle in jedem Dorfe aufstellen. In jeder Hütte sollte dein Bild hängen. Denn nie hat der rote Mann einen besseren Freund gehabt als dich!"

Wer wie Karl May die Jugend mit Idealen zu füllen vermochte und vermag, wer die Ballade Winnetou – Old Shatterhand erfinden konnte und Millionen von Jungen mit Freude erfüllte über solche Gestalten, der ist nicht nur ein Freund der roten Nation gewesen, der ist der Freund der Jugend.

In der Berliner Börsenzeitung, Morgenausgabe vom 25. Februar 1932 faßte Bruno Sydow die Erinnerung an den 90. Geburtstag wie an den 20. Todestag mit einer Plauderei über ‚Old Shatterhand' zusammen, worin das Gedenken an die Romantik der Werke Karl Mays eigenartig und farbvoll ausklingen.

[171] Am 25. Februar wäre Karl May, der Vielgefeierte und Vielgeliebte, aber auch Vielumstrittene und Vielbefehdete, 90 Jahre alt geworden. Vor 20 Jahren, am 30. März, also einen Monat nach seinem 70. Geburtstag, ging er in die ewigen Jagdgründe ein, deren Wonnen er mit unerreichbarer Phantasie geschildert hatte.

Es läge natürlich nahe, das Problem Karl May in seinem ganzen Umfang aufzurollen, das einst so trübe Wellen in Deutschland erregte und diesem leidenschaftlichen Freunde der Jugend durch die Art und Weise, wie es angepackt

und erörtert wurde, das Herz gebrochen hat. Heute ist Karl May kein Problem mehr. Seine harten, erbarmungslosen Kritiker und Richter, die ihn moralisch vernichten wollten und zu diesem Zwecke jedes Blättchen seines Lebens hervorsuchten und mit Röntgenstrahlen durchleuchteten, sind von der Bühne abgetreten und – vergessen. In alter Jugendlichkeit und Frische aber steht heute das Bild und das Wirken Karl Mays vor uns, über dessen Büchern unsre Jungen heute genau mit den gleichen heißglühenden Wangen und so selbstvergessen sitzen, wie einst ihre Väter vor dreißig, vierzig und mehr Jahren. Und wenn wir ehrlich sein wollen, werden viele von uns feststellen müssen, daß sie wieder Jungen und Buben werden, mit aller Romantik und allem jugendlichen Feuer im Herzen, wenn ihnen in später Abendstunde ein Karl-May-Band, sei es aus dem Orient, sei es aus dem Wilden Westen, in die Hände gerät… Karl May ist kein Problem mehr. Er ist der unbestrittene Freund der Jugend, des gesunden Buben, dessen Seele er zum Klingen und zur Liebe für alles Gute und Schöne erweckt. Und wer das kann, ist nie ein Problem gewesen, sondern ein Junge geblieben sein ganzes Leben lang, unkompliziert und einfach.

Durch ein tragisches Verhängnis wurde der Schuldlose in Schuld verstrickt und ist vielleicht in gewisser Weise schuldig geworden. Aber er hat sich emporgerafft, das gute Prinzip hat in ihm gesiegt, und diese Tatsache ist aus seinen Schriften für junge und alte Kinder nicht wegzudenken. Wo immer ihr ein Buch Karl Mays anpackt, stets siegt das Gute, das Gute, das Edle, die Gerechtigkeit. Stets wird der Böse, das Verbrechen bestraft, der Gute, die Tugend werden belohnt. Tausendfach sind die Erfindungskünste dieses Mannes, um immer wieder dieses Problem abzuwandeln. Und unerschöpflich ist auch die **[172]** Phantasie, um sein deutsches Vaterland, den deutschen Menschen nicht nur als gleichwertig den Besten in der Welt erscheinen, sondern alle anderen Völker und Nationen überragen zu lassen. Nicht eine einzige Stelle in seinen vielen Büchern kann gefunden werden, wo der Deutsche, ob Wildwestgewänder seine Glieder mehr oder weniger umhüllen oder ein Burnus seinen Körper umflattert, lächerlich oder als minderes Wesen erscheint. Im Gegenteil, stets ist er der treue, zuverlässige Kamerad, der Ehrenmann, dem sich die andern willig unterordnen, ist er der große Held, der gütige Freund aller Verfolgten und Unterdrückten, dessen Name ebenso hell an den Lagerfeuern des Wilden Westens erklingt wie in den weiten Steppen und Wüsten des Morgenlandes. Nirgendwo kann eine Stelle gefunden werden, wo Vater und Sohn, die zu gleicher Zeit das Buch lesen, voreinander erröten müßten! Und darin sicher liegt das Geheimnis dieses märchenhaften Erfolges, daß alles so gut, so sauber, anständig und rein ist.

Wer diesen seltsamen und liebenswerten Mann kennenlernen will, muß seine Lebensbeichte lesen. Karl May ist 1842 in Ernstthal im Sächsischen Erzgebirge als Sohn eines armen Webers geboren, dessen Seele von glühendem Wissenshunger erfüllt war, der aber niemals seine Sehnsucht nach Bildung und Wissen befriedigen konnte. Der Sohn eines Volksstammes, der grüblerisch ist, phantastischen Ideen sehr zugetan und heute noch in der Sektenbildung unerreicht in Deutschland dasteht. In einer Landschaft, die außerordentlich vielgestaltig ist und alle Nüancen von lieblicher Schönheit bis zu wilder, schauerlicher Romantik aufweist, wo wenige Jahrzehnte vor ihm ein Stülpner-Karl, der Räuberhauptmann, zum Helden dieser Bevölkerung werden konnte. Von Jugend auf hinter geographischen Büchern, von Jugend auf in der Welt – ob in den Kordilleren, in der Sierra Nevada, in den Felsen von Mexiko oder in den Wüsten Afrikas und Arabiens und in den zerklüfteten Gebieten der Kurden, ist gleichgültig – zu Hause, gewannen die fernen Länder neben den Bergen der Heimat Heimatrecht in dieser phantasievollen Seele. Daher ist es absolut gleichgültig, ob er die Landschaft und ihre Menschen, die er mit meisterhaftem Griffel zeichnete, vorher oder erst später kennenlernte, als seine Bücher erschienen. Sie sind photographisch getreu und ein Stück seines Wesens geworden, das seine schöpferische Phantasie mit einem **[173]** solchen Glanz übergoß, das die Buben mühelos die Welt und ihre Schönheiten kennenlernen und auf einer guten Karte diese Fahrten durch den Orient oder durch die romantische Welt des Roten Mannes nachzuerleben vermögen. Vollends überflüssig ist es, Karl May als den Sänger einer untergehenden ritterlichen Rasse der Roten Männer jenseits des Ozeans zu schildern, wobei der Weiße Mann einer anderen Kulturwelt so schwere Blutschuld auf seine Seele geladen hat. Die erschütternde Trauerfeier, die vor wenigen Jahren eine Abordnung der Roten Nation an Karl Mays Grab in Radebeul gehalten hat, spricht lauter und vernehmlicher, als der bescheidene Chronist es zu tun vermag.

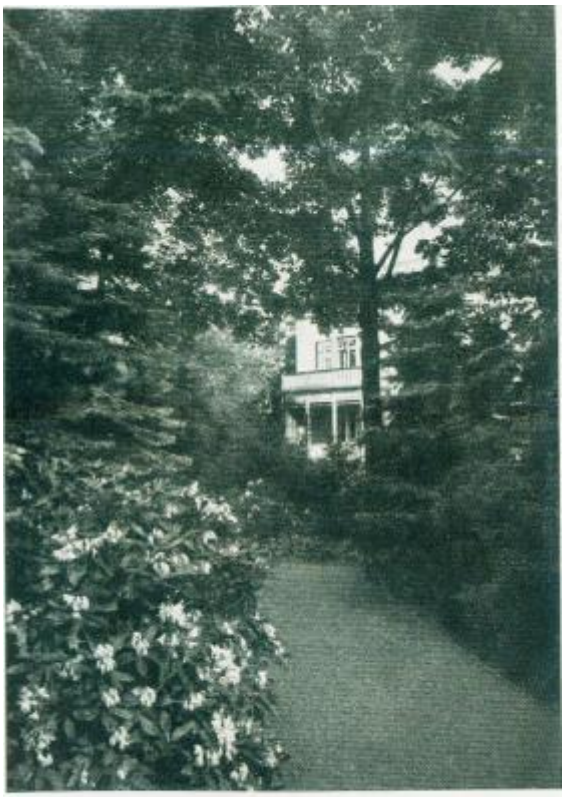
Auf dem Friedhof in Radebeul ruht Karl May auf dem ewig frischen Lorbeer, den ihm seine Verehrer winden, von allem Erdenelend aus. Rund sechs Millionen seiner Gesammelten Werke, mehr als acht Millionen seiner Bücher überhaupt sind in der Hand der jungen und alten Buben aller Welt. In mehr als zwanzig Sprachen sind seine Bücher übersetzt, und in Georgien, Südamerika, in der Türkei, Spanien beugt sich der dunkle Schopf des frischen Burschen genau so über Karl Mays Bücher wie der mehr oder weniger blondgelockte Schädel aus germanischem Geblüt. Eine deutsche Kulturpropaganda in aller Welt, die kaum durch irgend etwas andres erreicht wird. Und die lebendigen und frischen Denkmäler stehen dort, wo Freund Karl May den Höhepunkt seines Ruhmes, aber auch das Golgatha seiner Verfolgung erlebte, in Radebeul: die Villa Shatterhand, wo seine treue Lebenskameradin Klara May noch heute im Schatten ihres Mannes lebt, und das Blockhaus Villa Bärenfett, wo der famose Patty Frank treue Totenwacht an den Denkmälern Karl Mayscher Romantik hält: selbst an der berühmten Silberbüchse Winnetous, dem mächtigen Bärentöter und dem kunstvollen Henrystutzen. Das Gästebuch, das in diesem Wild-West-Raum ausliegt, weist illustre

Besuchernamen auf: aus allen Ständen der Geisteswelt und von Männern aus königlichem Geblüt. Und alle umfängt dort jener Zauber, den ein begeisterter Verehrer mit der kleinen Nachdichtung im Gästebuch festgehalten hat:

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
auch eine Flasche Feuerwasser trag herbei,
und laß uns wieder von Indianern reden
wie einst Karl May!“

[Frei nach Hermann von Gilm: Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei
Und laß uns wieder von der Liebe reden
Wie einst im Mai.

Zwei ſtimmungsvolle Aufnahmen von Karl Mays Ruheſtätte zu Radebeul
Vor dem Grabmal der tſchechiſche Überſetzer Franti̇ſek Schörpner



Der romantiſche Weg zum Karl-May-Muſeum im Garten Karl Mays zu Radebeul. Im Hintergrund die ‚Villa Shatterhand‘ mit dem geöffneten Balkonfenſter von Karl Mays Sterbezimmer.

Gedanken über den Tod

Von Studienrat Fritz P r ü f e r

©

Gedenke des Todes!

Von Karl May

„Lebe, wie du, wenn du stirbst,
wünschen wirst, gelebt zu haben!“

Keine andre Mahnung, und tauchte sie auch aus dem wärmsten Herzblut, aus der heißesten Tränenflut empor, vermag den Ernst und die Eindringlichkeit derjenigen Weisheiten zu erreichen, die wir heute aus der Fülle unsres reichen Schatzes an Kirchenliedern schöpfen. Und doch wie mancher hat diese Worte als Schulaufgabe auswendig gelernt und in der Kirche oder bei der letzten Fahrt eines Dahingeschiedenen mitgesungen, ohne ihnen die Seele zu öffnen, ihnen Wirkung für das Leben zu gestatten!

Kein Wort auf der Zunge wiegt so schwer wie das kleine Wörtchen ‚Tod‘. Kein Teil des längsten, reichsten und bewegtesten Lebens kommt an Bedeutung dem Augenblick gleich, der dem müden Puls gebietet auszuruhen für immer. Aber wie zur Zeit Christi, des weisesten der Lehrer, gibt es auch heute Jungfrauen, deren Leuchten das Oel mangelt, wenn die Stunde der Mitternacht hereinbricht, und stets wird sich der Ausspruch bewahrheiten:

Der, den der Tod nicht weiser macht,
hat nie mit Ernst an ihn gedacht! [Christian Fürchtegott Gellert: „Betrachtung des Todes“]

Stemme deinen von Jugendkraft strotzenden Körper gegen das Geschick, wirf die geballte Faust empor **[179]** zum Himmel, spotte des Glaubens, der sich an die Hoffnung des Ewigen klammert, verlache die Demut, welche die irdische Schwäche bekennt, schmücke deine Bahn mit den schönsten Blumen und deine Stirn mit dem Lorbeer der besten Erfolge, sei ruhig, sei sogar glücklich nach deiner Ansicht und in deiner Weise: Bald, gar bald, und wäre es nach irdischem Zeitmaß noch so spät, wird ein Tag erscheinen, an dem dein sterbender Körper sich unter der letzten Zuckung krümmt, deine zitternde Hand vergebens nach Halt um sich greift, der spottende Mund sich zum verzweifelten Hilferuf öffnet, die lachenden Mienen sich schmerzvoll verzerren und alles, alles, was du warst und hattest, zusammenbricht vor dem letzten Hauch deines fliehenden Atems.

In dieser Stunde fühlst du nichts als nur das eine, daß du mit dem, was du dachtest, was du redetest und vollbrachtest, auf der Waage liegst, daß der Halt unter dir schwindet und du hoch emporschnellst unter dem Gewicht der Pflichten, die du versäumt hast. Woran willst du dich dann klammern, da du nicht umkehren, nicht von neuem beginnen und nichts sühnen und wieder gutmachen kannst? Zu spät ist’s dann; aber heute, jetzt ist’s noch Zeit, und der beste, der sicherste, der einzige Halt, den du finden kannst, er bietet sich dir in der alten Mahnung:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
wünschen wirst, gelebt zu haben! [Christian Fürchtegott Gellert: „Vom Tode“]

[(180)]

Die Karl-May-Stiftung

Von Dr. E. A. S c h m i d
Leiter des Karl-May-Verlags

Das vorliegende 15. Jahrbuch ist der 90. Wiederkehr von Karl Mays Geburtstag und der 20. Wiederkehr seines Todestags gewidmet. So scheint es mir angebracht, etwas über des Dichters kostbarstes Vermächtnis, die segensreiche Karl-May-Stiftung, zu sagen. Dazu liegt um so mehr Veranlassung vor, als lediglich der Nachlaßband 34 ‚Ich' nähere Angaben über diese Stiftung enthält, daß sie dagegen in sämtlichen Jahrbüchern nur zweimal (Jahrgang 1921, S. 13/14 und Jahrgang 1931, S. 11) ganz flüchtig und ohne Einzelheiten erwähnt worden ist. Die May-Gegner nämlich, die heute zum größten Teil in der Versenkung verschwunden sind, haben vor Jahren ihre Hetze so weit getrieben, daß sie sogar die testamentarischen Verfügungen des Verstorbenen herabzuwürdigen suchten. Ein Beispiel für die maßlos gehässige Kampfesweise dieser Leute bildet [Alfred] Kleinbergs berüchtigter ‚Nekrolog' in [Anton] Bettelheims ‚Biographischem Jahrbuch' (1913), worin u. a. folgendes zu lesen stand:

> Doch muß gesagt werden, daß sich May auch ab und zu als großzügiger Wohltäter bewährt und sein ganzes Vermögen einer Stiftung für notleidende Schriftsteller hinterlassen hat. Ob es sich dabei um eine grandiose Reklame handelt oder hier doch ein guter, durch traurige Umstände in der Entwicklung gehinderter Kern hervorbricht, wage ich nicht zu entscheiden.

[181] Ich habe damals in meiner ‚Lanze für Karl May' auf diese ungeheuerliche Verdächtigung geantwortet, daß nach Kleinberg-Bettelheims Gesinnungsart überhaupt kein Mensch mehr eine mildtätige Stiftung, selbst nicht von Todes wegen, machen dürfte, ohne in den schmutzigsten Verdacht zu kommen. Sogar Ferdinand Avenarius, der jenen Schmäh-Nekrolog – unter argen Fälschungen! – 1918 im ‚Kunstwart' abdruckte, muß wohl vor der Wiedergabe einer solchen Gemeinheit zurückgeschreckt sein und hat diese Stelle einfach weggelassen.

Wie man hier und anderwärts Karl May eine aufgeplusterte ‚Reklame' über seinen Tod hinaus vorwarf, wurde früher auch der Verlag wiederholt in ähnlicher Weise verunglimpft. Wäre dieser Vorwurf richtig, dann hätten wir längst, und zwar immer wieder, das betont, was ich heute nun zu Ehren des vor 20 Jahren verstorbenen Volksschriftstellers veröffentliche. Ich verweise im allgemeinen auf die eingangs berührten Angaben in Band ‚Ich' und bringe hier folgende Einzelheiten:

Im genannten Werk findet man Karl Mays Testament vom 8. März 1908 abgedruckt. Auf Grund dieses letzten Willens wurde vom Ministerium für Volksbildung in Dresden am 15. Februar 1913 die Karl-May-Stiftung errichtet und für rechtsfähig erklärt. Durch Erbvertrag zwischen dieser Stiftung und Frau Klara May wurde bestimmt, daß nach deren Ableben der gesamte Nachlaß an die Karl-May-Stiftung übergeht. Dieser Nachlaß besteht aus allem, was Karl May besaß. Zunächst also aus den Urheberrechten an seinen Werken, sowie aus der Villa Shatterhand; hinzugekommen sind seither noch die Anteile **[182]** am Karl-May-Verlag, das Wildwest-Blockhaus und das Karl-May-Museum.

In der Stiftungsurkunde (ebenfalls abgedruckt in Band ‚Ich') ist niedergelegt, daß die Stiftung alljährlich die Hälfte ihres Ertrags an Schriftsteller, Journalisten und Redakteure auszuzahlen hat, die in Deutschland leben und durch Alter, Unfall, Krankheit oder andre Ursachen in drückende Notlage gekommen sind. Die andre Hälfte des jährlichen Zinsenanfalls wird vorläufig zum Kapital geschlagen. Diese Stiftung, der wir von Jahr zu Jahr freiwillige Zuwendungen machen, besitzt zur Zeit ein Vermögen von 260 000 Mark und konnte demzufolge schon viel bittere Not mildern.

Im übrigen ist die Karl-May-Stiftung durchaus unabhängig von unserm Verlag und auch von Frau Klara May. Wir haben keinerlei Einfluß auf die Entscheidung über die Spendengesuche, die lediglich an das Volksbildungsministerium in Dresden zu richten sind.

Die Männer, die dort im Stiftungsausschuß sitzen und über Berücksichtigung oder Ablehnung ganzer Stöße von Gesuchen zu entscheiden haben, wissen davon zu erzählen, wie hier gegeben werden möchte, und wie gegeben werden kann. Die Mittel sind groß, aber die Not der geistig Schaffenden ist noch viel größer. Daß sie an manchem Punkt, da und dort, gelindert werden kann, ist das unleugbare Verdienst Karl Mays, der sich im Alter, in den Jahren des Erfolgs, wahrhaft edelmenschlich der eignen Jugend mit ihrer

Armut und ihren Sorgen erinnerte. Aus dieser Erinnerung heraus wuchs ihm der Entschluß, durch eine großzügige Stiftung notleidenden Volksgenossen im Kampf ums Dasein zu helfen.

[(183)]

Erfolg

Von Prof. Dr. Eduard E n g e l

Wenige Begriffswörter haben ihren Sinn im letzten Menschenalter so offensichtlich gewandelt wie der des Erfolges. Ursprünglich verstand man darunter nur: das, was folgt, den Ausgang eines Unternehmens, einer Tat, eines Werkes. Daher die Wortbildung: eine Sache hat Folge, es erfolgt etwas daraus, wobei der Gedanke an die gute Folge vorwog. Das Lateinische drückte den Begriff ganz ähnlich aus: *eventus* ist das, was daraus, darnach kommt; *successus* das, was daraus folgt, erfolgt. Das französische *succès*, das englische *success*, beide aus dem Lateinischen, haben den Urbegriff festgehalten.

Von diesem Ursinn des Wortes Erfolg spreche ich hier wenig, denn es läßt sich darüber nicht viel sagen. Der Hauptgegenstand meiner Betrachtungen ist der große Erfolg eines Werkes, und zwar, entsprechend dem Inhalt dieses Jahrbuchs, eines künstlerischen, vornehmlich eines dichterischen. Ich glaube, es lohnt, die Naturgeschichte des großen Erfolges zu schreiben, soweit dieses geheimnisreiche Wesen überhaupt erforschlich ist. Gegenstand der reinen Wissenschaft kann der große Erfolg, ja selbst der kleine, der alltägliche, nicht sein, denn er ragt hinein in die dunklen Bereiche des Unberechenbaren, des Irrationalen, wie das, natürlich ganz überflüssige, Modefremdwort lautet.

[184] Vom g r o ß e n Erfolg muß ich deshalb sprechen, weil wir im Zeitalter der Übertreibung leben. Man sollte denken, Erfolg ist – Erfolg, und was kann der Mensch einem seiner Werke mehr wünschen als den Erfolg? Dieses einfache Wort sollte und könnte genügen, denn es trifft für die allergrößten Taten – der Kunst wie des werktätigen Lebens – durchaus zu. Damit aber begnügt sich die heutige Menschheit nicht, und die Ländergrenzen machen darin keinen Unterschied. Überall wird nur vom großen Erfolg, vom Riesenerfolg, Bombenerfolg gesprochen, und in der Tat ist dieser ein Ding für sich. Der gewöhnliche, der ausreichende Erfolg ist annähernd berechenbar, der Riesenerfolg so gut wie gar nicht. Und eine absonderlich unberechenbare Gattung des Erfolgs stellt der Riese, die Bombe dar: hier sind wir in einem dem Glücksspiel, der Lotterie verwandten Gebiet.

Glücksspiel, Glück sind Begriffe, die bei dem Wort Erfolg mitklingen, aber ausgeschieden werden müssen. Glück ist nicht nur das Unberechenbare, sondern das völlig Rätselhafte, das Unbekannte schlechtweg. Allgewaltig ist das Glück, grade weil es unberechenbar, unvorhersehbar ist; dennoch – nur durch Glück ward nie ein Erfolg, großer oder kleiner, errungen. Vom Karten-, Würfel-, Glückskugelspiel in Monte Carlo spreche ich hier natürlich nicht, denn in ihnen allen herrscht das Glück, der Zufall allmächtig.

Wie steht es mit dem Erfolg im Staatsleben? Kaum je hat das Schicksal eines großen Volkes so entscheidungsvoll an einem Tage gehangen, wie das des Deutschen Volkes an jenem 3. Juli 1866, als Preußen – gegen Österreich und die größten Kleinstaaten **[185]** Deutschlands – um sein Dasein als Großmacht und seine Zukunft als Vormacht in Deutschland rang. Man muß in der zeitgenössischen Presse aller europäischen Staaten lesen, wie sicher die Zerschmetterung Preußens, der Sieg Österreichs vorausgesehen und –gesagt wurde. In Süddeutschland, wo Preußen gefürchtet, darum gehaßt wurde wie selbst Frankreich nicht, frohlockten die Staatsmänner im voraus und teilten schon das Fell des Bären. Der Französling [Karl von] Varnbüler in Stuttgart – ich habe ihn noch gut gekannt – rief von der Rednertribüne des württembergischen Landtägleins dem preußischen König und seinem Ersten Minister zu: *Vae victis*!, denn er sah Preußen schon vernichtet, eine Beute Österreichs, Sachsens, Hannovers, Bayerns und Hessens, ohne zu bedenken, wie [Otto von] Bismarck ihm jenes frech überhebungsvolle Drohwort vergelten könne, wenn Preußen wider alles Erwarten siegreich wäre. Bismarck selbst war seiner Sache nicht völlig sicher, dachte an das unergründliche Schicksalsgeheimnis, das man Kriegsglück nennt, und hatte für den nicht unmöglichen Fall eines Mißerfolges seinen heldischen Entschluß gefaßt: ‚Ich reite die letzte Attacke meines Regiments – der Halberstädter Kürassiere – mit und kehre lebend nicht wieder.‘

‚Der Erdball stürzt zusammen!‘ rief der päpstliche Staatssekretär [Giacomo] Antonelli aus, als die Nachricht von Preußens Sieg bei Königgrätz im Vatikan eintraf. Und ähnlich in Paris, London, Petersburg. Nun gar in Wien, München, Stuttgart, Darmstadt, Hannover. Was war geschehen? Ein Wunder? War Bismarck etwa nur der glückliche Spieler gewesen, für den ihn die verblendete Mehrheit des Preußischen **[186]** Abgeordnetenhauses Jahre hindurch gehalten hatte? Ganz und gar nicht –: ein peinlicher Rechner war

Bismarck gewesen, alle Möglichkeiten des kriegerischen Erfolges seiner Staatsmannskunst hatte er um und um gedreht, alle Stärken und Schwächen Österreichs und seiner Deutschen Gefolgschaften geprüft, vor allem aber die eigene Kriegsmacht durch [Helmuth von] Moltke und [Albrecht von] Roon so sorgsam mit der des Gegners vergleichen lassen, daß nicht von einem Spielerglück die Rede sein durfte oder darf. Ein Wagnis immerhin, aber eins von der Art, wie es im Widerstreit der Völker zu allen Zeiten als unvermeidliche Notwendigkeit galt. Nie hätte Bismarck die ungeheure Verantwortung des vierjährigen Verfassungsbruches und des Krieges gegen Österreich auf sich geladen, wenn er nicht auf den Erfolg so kühn vertraut hätte, wie man in menschlichen Machtfragen vertrauen kann.

*

Wonach soll der Mensch über Wert und Unwert von Taten und Schöpfungen, besonders künstlerischer Art, urteilen, wenn nicht nach dem Erfolge? Uralt ist die Frage, – schon die Römer haben sie aufgeworfen und nach ihrer Art beantwortet. Der Erfahrungssatz: Der Erfolg gibt allem Tun, somit dem Sieger, Recht, ist alt wie die Menschheit. Wohl ebenso alt ist aber der Widerspruch: der römische Dichter Lucanus schreibt über [Marcus Portius] Catos Geschichsurteil den berühmten Vers: ‚Den Göttern gefiel die siegreiche, dem Cato die unterlegene Sache'; aber die Mehrzahl der Römer hat, gleich aller Welt, den Sieg, den Erfolg für die Beglaubigung des Wertes gehalten.

[187] Rechthaberei und Gesichtsenge verwerfen die Bedeutung des Erfolges. Ein Geschichtsschreiber wie Livius nennt den Erfolg gradezu ‚den Lehrer der Dummköpfe'. Und selbst [Leopold von] Ranke schreibt süßsauer: ‚Für die Menschen gibt es nichts Überzeugenderes als die Erfolge; willig beugen sie sich dem Glück und dem Ruhm.' Das Wort ‚Erfolgsanbeter' ist die geringschätzige Frucht dieser Auffassung.

Mich dünkt, diese Geringschätzung ist widersinnig, sie ist der Ausfluß der Selbsttäuschung der Stümper, der Nichtskönner über den tiefsten Grund ihres Mißerfolges: das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können. Ja, die siegreiche, die erfolggekrönte Sache gefällt den Göttern, denn Sieg und Erfolg fallen aus der Götter Händen. ‚Die Welt', heißt es einmal bei Heinrich Laube (in den ‚Karlsschülern'), ‚richtet sich nach dem Erfolge und nennt ihn Gottesgericht.' Die Welt hat Recht, – wonach sonst sollte sie sich richten, wenn nicht nach dem Erfolge? Die Sache ist ja ureinfach: jeder, dem etwas gelingt, ist überzeugt, daß er seinen Erfolg verdient hat, daß er mehr Gabe als Glück besitzt, und dieses nicht unberechtigte Urteil wendet er auch gegenüber Erfolg und Mißerfolg aller Andern auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Strebens an.

Ebenso menschlich ist es, das Mißlingen auf allerhand außerhalb des eignen Könnens liegende Zufälligkeiten zurückzuführen. Der Erfolg ist verdient, der Mißerfolg ist – Pech.

*

Ja, es gibt Pech im Leben der Höchstbegabten, der Glückwürdigsten; aber äußerst selten in den **[188]** Bereichen der Kunst. In ihnen ist der Mensch, der Künstler, so gut wie unumschränkter Herr. Welche Macht der Erde vermag etwas gegen das echte große Können? Freilich – krank werden und bleiben oder früh sterben darf der unsterbliche Künstler nicht, denn dagegen ist die vollendete Künstlerschaft machtlos. Angesichts des restlosen Vorwärts- und Aufwärtsschreitens Schillers von Werk zu Werk in seinen letzten Lebensjahren, vom Wallenstein zum Tell, ist der Gedanke an noch vollendetere Bühnendichtungen sehr natürlich. Man denke nur an den großartigen Auftritt des Polnischen Landtags im Demetrius. – Sonst aber? Heinrich von Kleist hat keinen einzigen äußeren Erfolg erlebt, – war sein Streben darum erfolglos? Kein großer Deutscher Dichter hat so wenig Glück und Stern im Leben gehabt wie Kleist; ändert das nur das Geringste an seinem Erfolg im höchsten Sinne des Wortes? Ein Stoß Schreibpapier, Tinte, Feder, Bleistift, und die Schöpferlust, die Bildnerkraft im Herzen und im Hirn – welche feindseligen Mächte, welche Hindernisse der Umwelt vermögen das Werden eines unsterblichen Dichtungswerkes zu verhindern?

*

Nur wollen wir nie vergessen: es gibt zwei sehr verschiedene Arten des Erfolgs: den für den Augenblick und den für die Ewigkeit. Dazwischen tummeln sich allerlei Zwischengattungen von verschiedener Zeitdauer, die uns hier nichts angehen. Der Augenblicks- und der Ewigkeitserfolg haben manche Ähnlichkeiten, die uns – für den Augenblick! – täuschen; der eine Hauptunterschied jedoch trennt sie so völlig voneinander, daß sie wie zwei verschiedene Welten zugehörig erscheinen und – sind.

[189] Überaus merkwürdig, aber leicht erklärbar, ist die geschichtlich durch zahllose Beispiele zu bestätigende Tatsache: die eigentlichen Riesen- und Bombenerfolge waren in der gesamten Weltliteratur fast ausschließlich die Augenblickserfolge. Aus dem ganzen Altertum hören wir von keinem augenblicklichen

Riesenerfolg. Homer? Wir finden ihn schon in den ältesten Urkunden griechischer Geschichte als das bibelhafte Volksgedicht, an und aus dem die Jugend Lesen, Schreiben, Fühlen, Handeln lernt. Von einem ‚Erfolge' der Ilias und der Odyssee wird uns nichts berichtet; sie waren seit unvordenklichen Zeiten da, sie waren nie ‚erschienen', sie waren so alt wie die griechische Welt, wie die griechische Bildung.

Riesenerfolge waren auch die unsterblichen Bühnenwerke der zwei oder drei großen Meister nicht. Vielen von ihnen wurde der erste Preis zuerkannt, aber nirgend wird uns von besonderen ‚Erfolgen' eines jener Stücke beim griechischen Volke berichtet. Wir aber dürfen dennoch an einen Erfolg denken, wenngleich er in aller Stille vor sich ging: das erfolgreichste, d. h. das beliebteste Stück des Äschylos, Sophokles, Euripides wurde von den Kunstkennern öfter zu eignem Besitz begehrt als die andern, wurde daher öfter abgeschrieben, ist dadurch aus dem Untergang gerettet worden. Sicher ist aber selbst dies nicht, denn es wird uns von sehr beliebten Werken der zwei Allergrößten gemeldet, deren Titel schon Erhabenes versprechen und von denen wir dennoch keine oder höchstens eine Zeile besitzen, weil sie ein altgriechischer Philosoph oder ein Sprachlehrer als Beispiel für einen Wortgebrauch anführt.

*

[190] Aus der römischen und der christlichen Zeit bis ins 17. Jahrhundert wissen wir von keinem lärmenden Riesenerfolg eines noch so hervorragenden Dichtungswerkes. Das ist sehr erklärlich: es gab nur einen sehr kleinen Leserkreis, selbst nach der Erfindung des Buchdrucks, und es gab kein Werkzeug des Lärms, keine Zeitung. Ach, wie jung ist doch das gedruckte Urteil, die gedruckte Werbe (es geht auch ohne ‚Kritik' und ‚Reklame'). Dante [Alighieri]s Göttliche Komödie wurde von allen Italienern, die lesen konnten, gelesen, und das w a r ein Erfolg; aber immer in der Stille.

Und nun gar [Martin] Luthers Deutsche Bibel. Das war ein Riesenerfolg, schon der Zahl nach: bis zu Luthers Tode wurden von dem einen berechtigten Drucker Hans Lufft mehr als hunderttausend Abdrucke seiner Bibelübersetzung im Ganzen und in Einzelteilen verkauft – in einem Lande, wo schwerlich mehr als eine halbe Million Menschen lesen konnten. Doch keine Zeitung meldet uns von einem ‚Erfolge', denn es gab keine Zeitung, und – es ging auch so.

*

In Deutschland beginnt die Zeit der umlärmtesten Riesenerfolge mit [Friedrich Gottlieb] Klopstocks Messias. Wenige so lehrreiche Urkunden zur Naturgeschichte des Erfolges wie die stürmische Aufnahme des Messias in der Deutschen Bildungswelt um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Messias wird heute kaum noch gelesen, er gilt für unlesbar, – wie also steht es um die Echtheit seines einstmaligen Riesenerfolges? Er war echt; das muß heute gesagt werden trotz der Vergänglichkeit des Ruhmes jener Dichtung, die auf der Schwelle zu unsrer großen Kunstzeit im 18. Jahrhundert **[191]** steht. Es war kein Erfolg von der Presse Gnaden, die Presse spielte damals noch so gut wie keine Rolle. Der echteste Ruhm ist der von Mund zu Mund, und grade der wurde Klopstock zuteil. Die Begeisterung der Leser des Messias war echt; es wird uns schwer, uns die Wirkung des Messias auf die ganze Deutsche Bildungswelt vorzustellen, aber sie anzuzweifeln ist unmöglich. Der Messias ist keins der bleibenden Werke der Weltliteratur, – dennoch war sein Ruhm echt, aber eben nur für sein Zeitalter. Dieses dauerte etwa zwei Jahrzehnte, nicht länger: als die letzten Gesänge des Messias erschienen (1773) – die ersten drei waren 1749 herausgekommen –, wurden sie achtungsvoll, aber kühl aufgenommen, obwohl sie eigentlich den Gipfel des Gedichtes enthielten. Wie war das möglich? Heute wissen wir das besser als Klopstocks Zeitgenossen: die Deutsche Leserwelt war um 1749 so gut wie durchweg christgläubig gewesen, für sie war der Inhalt des Messias ein Herzensbesitz; das Lesergeschlecht um 1773 war in die Zeitspanne des Zweifels in Glaubensfragen hineingeraten, Voltaire [François Marie Arouet] und [Ephraim] Lessing hatten gewirkt; auch hatte man eingesehen, daß keine Dichtung von Jesu Opfertode sich neben den Evangelien behaupten, jedenfalls keine sie je übertreffen könne.

Die Deutsche Kunstgeschichte wird die ungeheure Bedeutung des Messias allzeit nach ihrem vollen Werte schätzen, aber sie wird feststellen, daß der fast unvergleichliche Erfolg jenes Werkes weit überwiegend auf zeitlichen Voraussetzungen ruhte. Die Deutsche Leserwelt war gläubig, und der Messias handelte von dem höchsten Gegenstande des christlichen Glaubens. Er redete eine Sprache, wie sie so **[192]** glühend, ja berauschend, so schwungvoll, so ganz Gefühl in Deutschland nie zuvor, auch von Luther nicht, gesprochen worden war. Dazu das Versmaß, der griechische Sechsfüßler, der den Deutschen Lesern, selbst den altsprachlich gebildeten, bezaubernd, hinreißend klang, weil er nie zuvor in einer großen Deutschen Dichtung gewagt worden.

*

Ja, ein echter Erfolg und doch nicht von Dauer. Der Messias ist das merkwürdigste Beispiel dieser Gattung des Ruhmes, nicht das einzige. Er lehrt uns, daß selbst der größte Erfolg keine Gewähr für die bleibende und echte Geltung eines Dichterwerkes bietet, daß noch höher als der Erfolg bei einem Menschengeschlecht der bleibende innere Wert steht. Daher Achtung vor jedem echten Erfolg, also dem, der nur dem Werke selbst verdankt wurde; aber Vorsicht vor übereiltem Schluß aus dem zeitlichen Erfolg auf den der Zukunft.

*

Wie entsteht, wie besteht, wie vergeht der Erfolg, auch der noch so riesenhafte, – mit Ausnahme des der wenigen bleibenden Werte? An den Beispielen aus dem Altertum, dem Mittelalter, der Neuzeit vor der Herrschaft der Presse sehen wir. der Erfolg ist möglich ohne Presse, ohne allen Lärm. Diese Tatsache klingt dem heutigen Dichtergeschlecht sehr fremd; den Lesern schon weniger, denn die wissen aus eignem Erleben, wie sie zu einem Buch gekommen und wie sie sich zu dessen Lärmerfolg zu verhalten haben. Entgegen allen Erfahrungen mit dem lärmvollen Tagesruhm behaupte ich: der echteste, **[193]** dauerndste Erfolg ist der von Mund zu Mund. Ich führe schon hier das Beispiel des fast beispiellosen Erfolges der Erzählungen Karl Mays an. Ich weiß aus eigner Erinnerung bis zum Jahre 1906, daß ich Mays Namen kaum je in einer großen Zeitung oder Zeitschrift gelesen hatte. Schon die bloße Kenntnis des Namens war mir von Mund zu Mund gekommen: Söhne eines Freundes, eifrige Leser Karl Mays, hatten ihn mir genannt, mit leuchtenden Augen. Auch sie hatten ihn nicht aus der Zeitung kennengelernt, denn sie lasen keine, sondern einzig von Mund zu Mund. Der ganze Ruhm Mays ein zweifellos echter, auf Überzeugung, auf Gefühl, auf Genuß gegründeter Ruhm, war nur von Mund zu Mund fortgepflanzt, nicht anders als vor 3000 Jahren der Ruhm Homers.

Jeder Schriftsteller macht die Erfahrung, daß die Dauer seines Erfolges nicht von der Zeitung abhängt, sondern von der mündlichen Verbreitung. Zum ersten Bekanntwerden sind die Zeitung, die Werbe beim Buchhandel nützlich; unentbehrlich sind selbst diese nicht. Für einen schon bekannten, erfolgreichen Schriftsteller braucht dies nicht bewiesen zu werden: das bloße Erscheinen eines neuen Werkes genügt. Eine Anzeige im Buchhändlerbörsenblatt, ohne jeden preisenden Zusatz, genügt; kein einziges Besprechungsstück, auch nicht an die größten Zeitungen, braucht versandt zu werden. Hundert erste Käufer, zweihundert erste Leser, ohne ein dreingeredetes Wort der Presse, – und der Erfolg, sogar der Riesenerfolg eines wahrhaft erfolgwürdigen Werkes steht fest. Was mit [Daniel] Defoes Robinson geschah: ungeheurer, allerdings nicht augenblicklicher Erfolg **[194]** ohne jede Mitwirkung der Zeitung, – dasselbe ist heute nicht nur möglich, sondern ganz sicher, wenn das Werk darnach ist. Ich glaube sogar, das wertvolle, der Zeitung nicht unentgeltlich zugesandte, sondern von ihr gekaufte Buch eines schon bekannten Verfassers würde gründlicher besprochen werden als das übliche Freistück.

*

Wie aber steht es mit den Erfolgsmöglichkeiten eines völligen Neulings? Einmal war doch jeder noch so berühmt gewordene Schriftsteller ein unbekannter Neuling. Heute gilt als Grundlehre der Schriftstellerei: Wer zur Geltung kommen will, der muß sich vernehmlich machen. – Aber dein Werk wird sich ja vernehmlich machen. – Das genügt heute nicht, Lärm drumherum ist nötig.

Ich bestreite das. Freilich, das ‚Geschäft' läßt sich vielleicht durch Lärm ein bißchen steigern, für ein Weilchen; für lange, nun gar für immer, nicht. Nach kurzer Zeit muß jedes Werk allein auf sich stehen, den Erfolg aus seinem bleibenden Gehalt schöpfen; welche Zeitung schreibt heute noch Empfehlungen der bleibenden Schöpfungen der Weltliteratur?

Und dann – weiß nicht jeder Leser, wie wenig Wert er selber, wie wenig die meisten Leser heutzutage auf Zeitungsurteile über Bücher legen? Es muß schon ein allgemein geachteter Name unter einer Buchanzeige stehen, um einen Zeitungsleser zum Kauf oder nur zum Anblättern eines Buches zu bestimmen. Ein zutreffendes Urteil über ein neues Werk, ein ganz selbständiges, ist überhaupt sehr **[195]** selten; glaubt ein Mensch, daß die berufsmäßigen Bücherbesprecher in den Zeitungen begnadete Kunstrichter sind?

*

Freilich, zum Schnellgeschäft ist Zeitungslärm fast unerläßlich; hier aber wird von der Kunst, nicht vom Geschäft gesprochen. Wir haben mehr als einen Fall im letzten Menschenalter erlebt, daß Bombenerfolge, d. h. geschäftliche, durch große Geldopfer für lärmreiche Werbe zum Ziel geführt haben. Fragt mich aber nur

nicht, für wie lange! Den Lärmmachern, den Verfassern und den Buchhändlern solcher Riesenerfolgsbücher liegt aber nichts an der Länge; sie wissen ja, daß es sich nicht um Dauer handeln kann. In Wochen, in wenigen Monaten muß gesät und geerntet sein, danach bricht die Nacht des Vergessens herein. Der elende Schmarren ‚Götz Krafft' eines Schriftstellers vierten Ranges [= Edward Stilgebauer] wurde durch einen Kniff seines findigen Verlegers zu einem nie zuvor erhörten Absatzerfolg. Wer weiß heute noch etwas von jenem Machwerk? Und brauche ich in diesem Zusammenhange an [Erich Maria] Remarque zu erinnern? Lärm nützt dem Geschäft, der Kunst nützt er nichts. Wohl dem schriftstellerischen Geschäftsmann, der den wirksamsten Lärm um sein Buch herum zu erregen versteht: den Streit der Geschmäcker, der Meinungen. Remarque und sein Verleger haben gewollt und ungewollt ein Meisterstück geleistet. Das Buch war künstlerisch ganz wertlos, aber es entstand ein heftiger Streit über die ‚Lebenswahrheit' des Inhalts, und weil es so erschreckend lebenswahr sein sollte, stürzten sich die Hunderttausende, die die Schrecknisse an der Westfront durchlitten und überlebt hatten, auf jenes **[196]** Machwerk, worin sie vieles von dem ihnen Bekannten wiederfanden. Als ob dies der Zweck der Kunst wäre! Wo ist heute Remarques Buch, das vor wenigen Jahren jeder gelesen haben mußte?

Darin steckt das Geheimnis unendlich vieler Riesenerfolge, die ohne Folge bleiben: man muß das Buch, von dem jeder spricht, gelesen haben. Muß man wirklich? Warum? Weil es die anderen gelesen haben?

Grade weil dir alle sagen,
Ganz notwendig sei zu lesen
Dieses Büchlein, – lies es nicht;
Und du siehst nach vierzehn Tagen,
Wie notwendig es gewesen,
Wenn kein Mensch davon mehr spricht.

Diesen reizenden Spruch [Friedrich] Rückerts hatte ich zufällig schon als Jüngling gelesen, mir eingeprägt, zur Richtschnur genommen, und in zahllosen Fällen von Riesenerfolgen habe ich darnach gehandelt. Nicht ein einzigmal habe ich es bereut. Durch geduldiges Abwarten habe ich es sehr oft erreicht, daß ich einen Schund mit der Schnellberühmtheit überhaupt nicht gelesen habe, ohne etwas zu verlieren; oder daß ich ein Buch, das eine Weile sehr berühmt gewesen, ein halbes, ein ganzes Jahr später aufschlug, nicht viel las und mich schnell überzeugte, wie sehr ich Recht hatte, abzuwarten. Freilich – für meine Deutsche Literaturgeschichte mußte ich dann doch viele der längst vermufften und verschollenen Bombenerfolge lesend nachprüfen, und dabei hat sich mein Urteil über den Wert des Schnellerfolges vertieft und für immer bestätigt.

Aus neuster Zeit nenne ich das Beispiel des [Oswald] Spenglerschen ‚Untergangs des Abendlandes'. Ich **[197]** habe ihn erst in die Hand genommen, als kein Mensch mehr davon sprach, und siehe da: als ich ihn nach 10 gelesenen und 50 angeblätterten Seiten angeödet aus der Hand legte, beglückwünschte ich mich zu meiner Selbstbeherrschung. Heute steht es mit den Riesenerfolg von dazumal so, daß kein Mensch mehr weiß, was in dem gefeierten Buche steht. Ich habe durch Befragen von Freunden und Bekannten festgestellt, daß keiner mehr weiß, was er gelesen. Allerdings haben mir die meisten, die Ehrlichen, gestanden, daß sie das Buch nicht ganz, nicht halb, nicht drittel wirklich gelesen hatten. Ob es mehr als zehn Leser sich ganz einverleibt haben? Eins ist sicher: das Abendland lebt noch immer munter fort, untergegangen ist einzig das Spenglersche Buch. So sehen die Riesenerfolge von gestern aus. Daß es denen von heute ebenso ergehen könne, glaubt niemand – außer mir.

‚Dies muß man gelesen haben' – oh, der Satz ist von überwältigender Wirkung! Der Herdensinn im Menschen – jeder hat ihn, ich auch – ist der sicherste Mittler zum großen Erfolg. Ich hasse die Herde, ich verachte, was ihr gefällt oder wohinterher sie neugierig rennt; aber – ich bin ein Mensch, und es wäre Überhebung, zu sagen, daß ein äußerlicher Riesenerfolg auf mich gar keinen Eindruck macht. Ich halte mich nicht für klüger als alle Welt; im Gegenteil, ich denke wie Voltaire, einer der klügsten Männer seines Zeitalters: ‚Es gibt Einen, der klüger ist als der Klügste –: alle Welt'. Auf die Dauer behält alle Welt, Voltaires Herr Toutlemonde, Recht. Das Urteil der Gegenwart über die Weltliteratur der Jahrtausende ist das Urteil aller Welt. Ein ganzes Jahrhundert **[198]** kann sich irren, vielleicht noch ein oder zwei Jahrhunderte, aber dann klärt sich das Urteil und wird selten wiederum geändert.

*

Ein großer Erfolg ist kein Beweis für völlige Wertlosigkeit. Dies klingt geistreichelnd zugespitzt, soll aber nur eine unumstößliche Wahrheit aussprechen. Selbst dem gradezu durch einen buchhändlerischen Schwindel ertrotzten Riesenerfolg des ‚Götz Krafft' lag etwas zugrunde, was die anfangs bewundernden Leser nicht ganz als Trottel erscheinen läßt. Sie sahen in dem nichtigen ‚Helden' einen strebenden Menschen, wie jeder sich selbst einer dünkte, fühlten sich erkannt und verstanden, empfahlen das Buch den Altersgenossen und Gleichstrebenden. Das war in jenem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, als der ohnmächtige Streber für einen Genius angesehen wurde, als [Gerhard] Hauptmanns ‚Einsame Menschen' für ein Meisterwerk galten. Der Erfolg des ‚Götz Krafft', der ‚Einsamen Menschen' und ähnlichen Nichtigkeiten hatte einen Grund, – jeder Erfolg hat einen, auch der Scheinerfolg. Auch der des Abendländischen Untergangs: in der Weltuntergangsstimmung nach dem Zusammenbruch 1918. Auch der ungeheure Erfolg der Marlittschen Romane, den ich vor meinen Augen am Ende der 60er Jahre aufstrahlen sah, war keineswegs völlig sinnlos. Die Romane der [Eugenie] Marlitt werden ja noch heute gelesen, es gibt eine neue Ausgabe der besten, also –! Ich kenne auch den Grund des Wiederauflebens jenes Erfolges: die Romane der Marlitt spannen, und an der undichterischen Sprache stoßen sich Deutsche Leser nicht so leicht.

*

[199] Stürmische Erfolge von bleibenden Meisterwerken sind selten. Das ist begreiflich, ja selbstverständlich; die kunstverständige Leserschaft ist viel, viel kleiner als die nur hinter der Tagesberühmtheit herlaufende. [Christian August] Vulpius' Rinaldo Rinaldini wurde weit stärker gekauft als Goethes Tasso. Shakespeare galt schon den Zeitgenossen als der erste Bühnendichter Englands, aber die erste Gesamtausgabe seiner Werke, 7 Jahre nach seinem Tode erschienen, brauchte doch Jahre für die kaum 1000 Stück. Allerdings kostete sie die für jene Zeit sehr beträchtliche Summe einer Guinee (21 Mark). Auch die nächsten Auflagen, von der dritten an, verkauften sich anständig, aber nicht stürmisch. Für richtige Massenerfolge gab es im 17. Jahrhundert noch zu wenig Lesenskundige und Kunstfreunde. Zum Hausbuch wurden Shakespeares Dichtungen erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. Man glaube nicht, daß Defoes Robinson auf den ersten Hieb ein ‚Schlager' war. Defoe hat ja Dutzende andrer spannender Romane geschrieben. Er war ein Vorläufer des auch in Deutschland sehr bekannten Schriftstellers [Edgar] Wallace, des Verfassers von Abenteuergeschichten zu Lande und zu Wasser, die alle einen gewissen Erfolg hatten. Sein Robinson setzte sich nur allmählich durch, stand keineswegs an der Spitze seiner erfindungsreichen Bücher. Ein Weltbuch wurde er erst durch die starke Hervorhebung seines Erziehungswertes in [Jean-Jacques] Rousseaus ‚Emil'. Es ist bemerkenswert, daß Goethe in Dichtung und Wahrheit den Robinson nur so im Ramsch als ein gelesenes Knabenbuch erwähnt, ohne einen Zusatz über dessen hohen Erfindungs- und Darstellungswert.

[200] Robinson ist ein überzeugendes Beispiel für den stetigen Erfolg, den sich langsam steigernden. Diese Art des Erfolges ist die begehrenswerteste, denn nur sie verbürgt Dauer. Von unsern bleibenden Dichtungswerken des 18. Jahrhunderts hat keines einen Riesenerfolg gehabt, auch wenn man die sehr viel kleinere Bevölkerung und kaufende Leserschaft in Rechnung setzt. Selbst der stürmisch zu nennende Erfolg von Goethes Werther (1774) war zahlenmäßig gar nicht so gewaltig, auch wenn man die Nachdruckausgaben hinzurechnet. Es kommen noch lange keine 4000 Stück bis zum Ende des 18. Jahrhunderts heraus. Die weitaus meisten Leser schöpften ihre Kenntnis aus einer Leihbücherei.

Ach, und wie bescheiden waren die Buchhandelserfolge von Goethes Iphigenie und Tasso! Wenn wir lesen, daß die erste Ausgabe des vollständigen ersten Teils des Faust (1808) einen Sturm der Begeisterung erregte, was doch einen ungewöhnlichen Erfolg bedeutet haben muß, so werden wir kleinlaut, wenn wir von einer Auflage hören, die doch nur 3000 Stück betrug und viele Jahre vorhielt. Doch alle diese Werke hatten, was ich den schönsten: den stetigen Erfolg nenne.

*

Wie entsteht ein echter Erfolg, also einer ohne Lärm, ohne die Mithilfe der Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit? Man muß den Vorgang miterlebt haben, um zu urteilen. Der wahrhaft große, echte, dauernde Erfolg kommt von der kleinen Gemeinde. Der kleinste Kreis weitet sich langsam um Ring und Ring. [Eduard] Mörikes Ruhm ist eins der herrlichsten **[201]** Beispiele. Da lebten in Stuttgart und draußen im Schwabenland ein paar kunstliebende Männer und Frauen, die ein paar Bände der sehr kleinen ersten Auflage seiner Gedichte besaßen, gelegentlich einen Band verschenkten, noch lange nicht so viele Leser, um Gemeinde zu heißen. Durch Zufall geriet ein Band über Schwaben hinaus, etwa in die Hände Theodor

Storms, und dieser sprach zu einem Berliner Freunde, vielleicht zu Theodor Fontane, darüber, und von diesem erfuhr Paul Heyse den Namen. Der große [Karl] Gutzkow, der Beherrscher der Öffentlichkeit, der schöngeistigen Zeitschriften in den 50er, 60er Jahren, las Mörikes Gedichte und schrieb ganz von hochoben herab darüber: „Der ganze Mensch bleibt in Schlafrock und Pantoffeln. Schläfrig wandelt ein Träumer mit seiner glücklichen Sprachfertigkeit, die Tausende haben (?), durchs Leben dahin“ (1878) Durch diesen Meister vom Stuhl des Kunstrichtertums lernte die Leserwelt gewiß nicht, wer Mörike in Wirklichkeit sein mochte. So um 1870 herum gab es schon einen kleine Mörike-Gemeinde; sie wuchs und wuchs nach seinem Tode, weit über Schwaben hinauf, grade Berlin und Nordwestdeutschland traten hinzu, und dann – ich hab's erlebt und ein wenig dazu beigetragen – in den 80er Jahren war der Ruhm des großen Lieddichters Eduard Mörike unerschütterlich begründet. Damals sprach kaum noch ein hochgebildeter Mensch von Gutzkow.

Sehr ähnlich ist es mit dem Erfolge, dem Ruhm Gottfried Kellers zugegangen. Man muß das dumme Zeug nachlesen, das Rudolf Gottschall in seiner einst maßgebenden Deutschen Literaturgeschichte noch in den 70er Jahren über den Dichter der Züricher **[202]** Novellen und des Grünen Heinrichs drucken ließ. Dann erschien der zweite Grüne (1881), und auf einen Schlag war Kellers Bedeutung eine Tatsache geworden, die selbst dem gebildeten Mittelstande bekannt wurde.

*

In beiden Fällen gingen Erfolg und Ruhm von den wenigen feinsinnigen Lesern aus, nicht von einem gelehrten, berufsmäßigen Kunstrichter. Nicht nachdrücklich genug kann festgestellt werden: aller echter Erfolg ist das Werk der Ungelehrten, Unzünftigen; erst wenn alles Nötige getan ist, kommt die Wissenschaft, in unserm Fall die ‚Germanistik', und bekakelt, mit reichlichem Aufgebot geschwollener Fremdwörter, das längst gelegte Ei. Nicht ein einziger Fall ist mir aus der Deutschen Dichtung der letzten 60 Jahre, die ich übersehen durfte, bekannt, wo die gelehrte Wissenschaft vom Schönen und der Kunst die Heroldschaft eines neuen Fürsten der Dichtung gestellt hätte. Diesen Erfahrungssatz habe ich schon einige Male anderswo ausgesprochen, – nie ist mir eine Ausnahme entgegengehalten worden.

Ich sehe eine nahe Zeit voraus, in der ein junger kunstverständiger Deutschforscher eine Abhandlung schreiben wird: ‚Die vierfache Wurzel vom Grunde der Erfolge Gerhart Hauptmanns'. Ich habe das Voraussagen leicht, denn ich kenne schon den jungen Forscher, der dieses neue Geschlecht darüber belehren wird, wie es dabei zugegangen. Die wirksamste Mitarbeiterin an jenem strahlenden, jetzt erlöschenden Ruhm war die Wissenschaft, insonderheit die Berliner Germanistik aus Wilhelm Scherers und Erich Schmidts Schule. Alle lautesten Ruhmposaunenbläser **[203]** Hauptmanns waren junge Wissenschafter. Dies allein hätte nicht gewirkt; es kam das Wichtigste hinzu: sie alle saßen auf den Kunstrichterstühlen der größten Zeitungen Berlins. Einer jener Wissenschafter nach dem andern ist dahingegangen, [Otto] Brahm, [Paul] Schlenther, Ph.[Philipp] Stein, Erich Schmidt selbst; und wie lange noch, so wird mit ihrem Wirken auch Hauptmanns Ruhm erloschen sein!

Ein Seitenstück bildete der Bombenerfolg einer gewissen Johanna Ambrosius (1894); sein Urheber war der berühmte Hermann Grimm, Wilhelm Grimms Sohn. Die kunstverständige Laienwelt strafte den großen Mann der Wissenschaft Lügen: gar bald sank das Strohfeuer jenes Ruhmes zusammen, und der scharfe Wind, unter dem die Jahre einherschreiten, ließ selbst das Aschenhäuflein gar bald zerstieben. Aller dauernder Erfolg ist das Werk der Unzünftigen, der Unbekannten, der Stillen im Lande.

*

Ist im Kunstleben Erfolg möglich ohne die Presse? Wenige meiner Zeitgenossen werden mit Ja antworten. Früher, so werden die meisten sagen, war er möglich, heute nicht mehr . – Warum heute nicht mehr? – Weil das Angebot so groß ist, daß die Nachfrage geleitet, bedeutet werden muß. Das klingt einleuchtend, und wäre das Leiten und Bedeuten durch die Presse das, was es sein sollte, so ließe sich darüber reden. ‚Die Presse' – wer ist das? Die Deutsche Vorliebe für abgezogene Begriffe, d. h. für das Abziehen der lebendigen Haut von allen Menschen und Dingen, führt dazu, uns vergessen zu machen, daß es in Wahrheit keine Presse, keine Zeitung **[204]** gibt, sondern Menschen, Schriftsteller, die in der Presse auf einem gedruckten Zeitungsblatt ihre einzelmenschliche Meinung aussprechen. Eine wirklich zuverlässige Leitung und Bedeutung in dem von keinem mehr zu übersehenden Büchermeer gehört zu den allerdringendsten Bedürfnissen im Bildungsleben; aber wo finden wir sie? Wer glaubt an Buchbesprechungen, Buchempfehlungen? Wer weiß nicht, daß sie von einzelnen Menschen herrühren, die keineswegs hoch über

dem Wissen und Urteilen des gebildeten Lesers stehen? Und wieviel Eigenbrötelei, wieviel menschliche Leidenschaft: Haß, Neid, Rachsucht, lauern hinter mancher Buchbesprechung.

Die Zeitung ist vielleicht, in einigen Fällen, nützlich zum Bekanntwerden der Tatsache, daß von dem und dem ein neues Buch erschienen ist; damit ist ihre Aufgabe erfüllt, und für das weitere Schicksal des Buches kommt es einzig auf das Urteil der Leser an. Hat das Werk 100 oder 200 Leser kräftig gepackt, ihn en etwas gegeben, sie zum zweiten Lesen gezwungen, so ist der Erfolg gesichert: das Beispiel der früher beliebten Schneeballwerke trifft dann zu. Wo immer eins meiner Bücher einen dauernden Erfolg errungen hat, da nur durch die leise Werbe der ersten Leser. Eine sogenannte gute Presse habe ich nie gehabt, wahrscheinlich weil ich die Herren von der Presse stets habe fühlen lassen, daß ich sie nicht grade für unfehlbare hehre Halbgötter halte.

Die Presse dünkt sich allmächtig, – sie ist es scheinbar, aber nur scheinbar. Der Zeitung, die über ein Werk der Kunst ein irrtümlich preisendes oder tadelndes Urteil gedruckt hat, kann in derselben Zeitung nicht widersprochen werden. Für ihren Leserkreis **[205]** besteht dieses Urteil zu Recht, soweit der überlegene und überlegende Leser nicht aus besserer Einsicht innerlich widerspricht oder durch das Urteil einer zweiten von ihm gelesenen Zeitung nicht zu einem andern Urteil bestimmt wird.

Indessen im tiefsten Seelenwesen der Zeitung liegt noch eine andre Gefahr. Selbst da, wo der Leser innen widerspricht, steht er doch unter der Macht des Bewußtseins, daß zehntausend, hunderttausend andre Leser dasselbe Urteil in sich aufgenommen haben, und daß sich dadurch eine ‚öffentliche Meinung' gebildet hat, der gegenüber er machtlos ist. Wäre es möglich, daß sich ein ganzes Volk, oder doch die urteilfähige Hochbildungsschicht, aus eigner unmittelbarer Kenntnis, ohne Bevormundung durch die allmächtige Zeitung, ein eignes unbeeinflußtes Urteil bilde, so würde dieses von Anfang an zuverlässiger der Wahrheit entsprechen als die Lärmmacherei in dem Riesenblätterwalde eines Landes.

*

Auf die Dauer hängt kein Erfolg oder Mißerfolg von der Gnade der Presse ab. Es gibt etwas, das mächtiger ist als die mächtigsten Zeitungen –: die Zeit. Ihr Rad rollt zermalmend über alles nur dem Tag Angehörige hinweg. Der Mensch, der die Zeitung schreibt, lebt nicht ewig, es kommt ein neuer Pharao, der Joseph nicht kannte, und wie lange, so fragt überhaupt niemand mehr nach dem Zeitungsurteil. Der lauteste Erfolg verstummt; der verständnislos Übersehene erzwingt sich Beachtung, schon weil andre Zeitungen ihn beachten; ja dieselbe Zeitung, die heute ‚Hosianna!' schrie, wirft ihn – nicht **[206]** grade morgen, aber nach einer gewissen Zeit zu den Toten. Alles ist nur ein Unterschieb in der Zeitlänge. Jeder reife Zeitgenosse, schon jeder Vierziger, kann dies an dem Schicksal der Riesenerfolge Hauptmanns aus eignem Erleben beurteilen. Warum schreibt nicht ein junger Deutschforscher ein Buch: ‚Der Riesenerfolge Glück und Ende'? Wo modern die spaßigen triefsinnigen Abhandlungen über ‚Das Mystische in Hauptmanns Pippa'? – ‚Die Synthese von Mystik und Naturalismus in Hauptmanns Pippa'? Ja, das hat es gegeben, dazu das Geschwafel in tausend Deutschen Zeitungen, nun gar in den Zeitschriften, selbst auf den Lehrstühlen sämtlicher Hochschulen. Wer vom jungen Geschlecht, etwa dem um 1910 geborenen, hat eine Ahnung, wer Pippa war? Daß Name und Gestalt gar nicht von Hauptmann waren, sondern von Robert Browning, nur nebenbei.

Überaus lehrreich ist die Geschichte des Erfolges einer Dichtung Wilhelm Jordans: Die Nibelunge. Die ersten Gesänge des zweibändigen Wälzers erschienen 1868 und erregten einen sehr ähnlichen Begeisterungssturm wie einst die ersten Gesänge des Messias. Ich erinnere mich, wie unser Deutschlehrer in Prima dafür schwärmte, wie meine Mitschüler mich überlegen verachteten, weil ich sagte: Schmarren! Wie eindruckslos meine einfache Bemerkung blieb: Haben wird denn nicht unser großartiges Nibelungenlied? – Als Jordans letzte Gesänge erschienen (1874), fielen sie samt den vorangegangenen platt zu Boden: innerhalb dieser kurzen Spanne war aus einem Riesenerfolg die vollkommene Gleichgültigkeit geworden.

*

[207] Warum? Jordans Nibelunge waren doch zwischen 1868 und 1874 sich selber gleichgeblieben, warum also dieses Versinken, Verstieben, Verschwinden eines ungeheuren Erfolges? Ganz einfach darum: ein Volk, eine Bildungsschicht kann sich über den Wert eines Dichtungswerkes täuschen – einige Zeit, lange Zeit, nicht immer. Ohne Zutun der Gelehrten kommt es zur Erkenntnis der Wahrheit. Dieser Wandel des Urteils erscheint verblüffend, fast unnatürlich; aber es geht in dergleichen Dingen ganz natürlich zu: grade die Gelehrten, die Männer vom Bau, von der Zeitung hatten sich und dem Volke eingeredet: Jordans

Nibelunge sind etwas Außerordentliches, ‚Phänomenales', ‚Epochemachendes', und das gutgläubige Deutsche Volk, das eine rührende Hochachtung vor seinen Gelehrten hat, war drauf hineingefallen. Es änderte sein Urteil ohne Zutun der Gelehrten und der Zeitungsweisen; es las, es prüfte, es wartete auf Erhebung, diese blieb aus, und da faßte es sich ein Herz und einen Mut, sagte ruhig: Jordans Nibelunge sind undichterischer Schwulst, und hierbei ist es geblieben. Wie viele deutsche Menschen leben zur Stunde, die eine Ahnung haben von Jordans Nibelungen? Wie viele der Jungen kennen nur den Namen Wilhelm Jordan?

*

Betrachtungen wie diese wirken auf den Nachdenklichen erschütternd, auf die meisten Schriftsteller selbst nicht, ja nicht einmal belehrend. Mir ist es von jeher unverständlich gewesen, daß es angesichts all der vielen Beispiele von Riesenlärm und bald **[208]** folgendem Versinken noch einen größenwahnsinnigen Schriftsteller geben kann. Aber sie sind immer neu da.

Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie er sie von je gezeugt. [Goethe, Faust II]

Wilhelm Jordan hielt sich ebenso für einen der Unsterblichen, wie sich in unsern Tagen der und dieser und jener dafür halten.

*

Und trotz allen Irrtümern über die Dauer von Erfolgen – es gibt e i n unfehlbares Mittel: seinen Namen trotz Sturm und Wetter ‚der Ewigkeit ins Heiligtum dringen zu lassen', wie der arme, früh gebrochene Joh. Christian Günther von sich voraussagte. Leider kann man sich dieses Mittel nicht künstlich schaffen, nicht für alles Geld der Erde, nicht mit noch so großen Ausgaben für ‚Reklame', für ‚Propaganda', für ‚Publizität'. Es ist ein ganz einfaches Mittel kostet nichts, ist ohne weiteres wirksam anzuwenden. Es heißt: Können.

Fordre kein lautes Anerkennen!
Könne was, und man wird dich kennen. (Heyse)

Für keinen wahren Könner haben die Verleger große Ausgaben an die Werbe gesetzt. Der Könner erzwingt sich den Erfolg, früher oder später, zuweilen sehr spät, in einigen traurig-berühmten Fällen erst nach dem Tode; daß aber ein bedeutendes Dichtungswerk auf immer erfolglos bleibe, gar untergehe, ist seit der Erfindung des Buchdrucks unmöglich. Dieser Ausspruch klingt gewagt und neu; er ist keins von beiden –:

[209] Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer Einer einmal
Wieder auffrischen und lesen –

sagte Goethe, der es erlebt hatte. In aller Bescheidenheit darf ich sagen, daß ich selbst ein paarmal jener Eine gewesen, der etwas lange Vergessenes nicht nur aufgefrischt und gelesen, sondern zum Leben, oder zu einem zweiten Leben, erweckt hat. Die Zahl der mit Unrecht übersehenen wertvollen Dichtungen ist zu gering, die der Leser und Forscher zu groß, als daß ein Genie dauernd unentdeckt bliebe. Ich bin noch nie auf ein ‚verkanntes Genie' gestoßen, ich glaube an diese Gattung nicht.

Ein Riesenerfolg – für kurze Zeit – ist möglich, wir haben mehr als einen erlebt, ohne ein echtes Können. Ja, man möchte sagen: die allermeisten Riesenerfolge – für kurze Zeit – fielen den Nichtskönnern zu. Dies Zufallen ist kein Zufall, sondern eine Naturerscheinung, die sich erklären läßt: die Menge, die Erzeugerin des Riesenerfolgs, ist geschmacklos wie jede Menge, sie sieht das Echte nicht, es macht ihr keinen Eindruck. Das Unechte aber gefällt ihr, dafür ist sie eben Menge. ‚Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.' [Schiller] Das Unechte gleißt und glänzt, aber –

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. [Goethe, Faust I]

O über die wundersame Kraft des echten Könnens, des bleibenden Kunstwerkes! Keine Ungunst der Zeiten, keine Verirrung des augenblicklichen Geschmacks, nichts vermag auf die Dauer etwas gegen die siegreiche Gewalt der wahren Kunst. Nichts stärkt **[210]** unsern Glauben an die Menschheit so sehr wie diese durch die Erfahrungen von drei Jahrtausenden bewiesene Tatsache.

*

In allen meinen Beiträgen für dieses Jahrbuch habe ich es für meine Pflicht gehalten, Untersuchungen über Kunstfragen, wo immer möglich, an Karl Mays Lebenswerk zu verbeispielen. Wer über den Erfolg in der Kunst nachdenkt und schreibt, kann schwerlich ein belehrenderes Beispiel finden als grade die Geschichte seiner Erfolge. Ich halte mich dabei an meine eignen Erfahrungen.

Karl Mays Erzählungen waren um die Zeit, als ich meine Deutsche Literaturgeschichte schrieb, zwischen 1900 und 1906, in Hunderttausenden von Bänden verteilt – gekauften Bänden, nicht in Leihbüchereien –, ohne daß ich in den großen Zeitungen auch nur seinem Namen begegnet war. Ich hörte eigentlich zuerst etwas über ihn, als Avenarius mit seinen gehässigen Angriffen gegen ihn auf den Plan getreten war.

Von den zwei Söhnen eines Freundes erfuhr ich dann zu meiner Überraschung, welche beherrschende Rolle Mays Wander- und Abenteuerromane in der Leserei der Schuljugend spielten, wie sie alle für den einzigartigen Erzähler schwärmten. Es waren sehr helle Knaben zwischen 12 und 15, die mir mit leuchtenden Augen davon sprachen. Ich gedachte meiner eignen Jugendlesejahre und sagte mir: Ähnliches hat es dazumal nicht gegeben. Wir lasen [Alexander Friedrich Franz] Hoffmann und [Karl Gustav] Nieritz, weil es keinen einzigen wahrhaft fesselnden andern Erzähler gab; aber geschwärmt hatte keiner von uns für jene Schreiber, vielmehr Nachschreiber, **[211]** denn beide waren aller eignen Erfindung bar, bearbeiteten nur fremde Stoffe, meist französischer oder englischer Erzähler. Wir lasen das Zeug, weil Jugend lesen muß, aber froh wurden wir nicht dabei.

Der Fall erschien mir sehr merkwürdig: hier war eine Berühmtheit, mindestens ein sehr großer Erfolg herangewachsen, ohne daß ein gewaltiger Zeitungslärm voraus oder nebenher erschollen war. So etwas war also möglich! Wie mochte das zugegangen sein? Ruhm und Erfolg ohne die allmächtige Zeitung? Gab es das in unsern Tagen? Auf Befragen erfuhr ich's: die lesende Jugend hatte die ‚Reklame' besorgt, ganz im stillen; die zünftige Literaturwelt hatte nichts davon gemerkt, sie fand Karl Mays Ruhm festbegründet vor.

May ist nicht das einzige Beispiel einer in aller Stille entstandenen Berühmtheit. Ich kenne eine nicht ganz kleine Anzahl sehr wertvoller deutscher Erzähler, auch einiger Lieddichter, deren Namen die deutsche Großpresse niemals genannt hat und die sich trotzdem einen Leserkreis erobert haben, der den der zeitunglichen Berühmtheiten weit überbietet.

Vor jedem großen Erfolg dieser Art, daher auch vor dem Karl Mays, sollte man eine ganz besondere Achtung haben. Ferdinand Avenarius hatte sich durch eine eigne Zeitung einen Namen gemacht; Karl May war zur Geltung gelangt einzig durch seine Bücher, durch nichts andres. Wohl jedem Schriftsteller, dem dies gelungen!

*

Ohne guten Grund kein guter Erfolg; nach diesem Grunde sollte man bei Karl May ernsthaft forschen. Unsre Lesejugend ist bestimmt nicht dumm; **[212]** wenn sie mehr als dreißig Jahre hindurch an Mays Erzählungen festhält, auch in diesen Notzeiten für den Bücherschrank, so mag sie ihre Gründe haben. Sie hat sie! Wir Erwachsene haben dabei weniger mitzureden als zu lernen. Ich habe es schon anderwärts ausgesprochen: mich spannt Karl May nicht hinreichend; aber was kommt auf mein Urteil an? Für m i c h, der ich an die Erzählkunst, auch an meine eigne, die höchsten Ansprüche stelle, hat May nicht geschrieben. Niemals hat er sich für mehr gehalten als für einen Volksschriftsteller. Vielleicht, im stillen Herzenskämmerlein, hat er, zumal angesichts der Riesenerfolge, sich doch als einen der Bleibenden gefühlt; aber wer darf ihm das verargen? Ohne diese Selbsttäuschung durch den Erfolg ist kaum einer, und zu den Selbsttäuschern haben zu allen Zeiten noch viel Gefeiertere als Karl May gehört. Ich halte es für gar wohl denkbar, daß seine Erzählungen noch gekauft und gelesen werden, wann niemand mehr den Titel ‚Atlantis' von dem ‚größten deutschen Dichter' kennt und die preisgekrönten ‚Buddenbrooks' des andern ‚größten deutschen Dichters' gar nicht mehr gepriesen und erst recht nicht mehr gekrönt werden.

Lieber Leser, mach dir einen Kniff in das Blatt mit dieser Vorhersage und vergleiche sie nach zehn, ach, schon nach fünf Jahren mit der Wirklichkeit. Ich bin kein Seher, aber ich habe in der Frage der Lebensdauer großer Erfolge einige Erfahrung, wie sie bei einem, der fast drei Menschalter sah, nur natürlich ist. Gutzkow war einst so berühmt wie Gerhart Hauptmann, und Wilhelm Jordan berühmter als Thomas Mann.

*

[213] Karl Mays Erfolg hat sich mehr als dreißig Jahre hindurch gesteigert, und sogar in den letzten Elendsjahren, in denen der Buchabsatz überall zurückgegangen ist, sind die May-Bände weit mehr gefragt

worden als in den besten Erfolgsjahren zu Lebzeiten des Verfassers.

Kar May war nicht eines Tages erwacht und hatte sich berühmt gefunden. Durch Bitternisse, durch Nöte, durch grausame Angriffe hindurch ging der Weg seiner Erfolge, aber immer vorwärts. Grade die Dauer und die stete Steigerung seiner Beliebtheit sind etwas ganz Einziges. Die sich in Abständen immer wiederholenden Angriffe auf Karl Mays Gefahr für die Sittlichkeit seiner jungen Verehrer haben der Geltung dieses Erzählers nicht das mindeste geschadet. Die jungen Leser selbst wissen es besser, und ihre Eltern erst recht, daß grade durch Mays Geschichten die Jugend vor Lesegefahren bewahrt bleibt, die ihr aus sehr vielen Büchern für Erwachsene drohen.

Kommen gar einige überkandidelte Feinspinner und bestreiten den Kunstwert der Bücher Karl Mays, so halte ich solchen Gegnern stets die Frage entgegen: Wo war denn euer tiefgründiges verwerfenden Urteil über den Kitsch der Großen von Zeitungs Gnaden, die ich nicht wieder nennen mag? Möchtet ihr nicht einmal das Goethesche Wort von der Höhe eines langen Denkerlebens nachdenken: „Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen.“ Und dieses andre: „Was zwanzig Jahre sich hält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein.“ Ich bin sicher, Goethe würde nicht gesagt haben: Dies paßt auf Karl May nicht.

[214] Es paßt! Der ungeheure, immer noch andauernde Erfolg der Mayschen Erzählungen ist kein unergründliches Geheimnis. Freilich haben wir es leicht, die Gründe zu erforschen: zahlreiche Leser seiner Erzählungen haben sich vollbewußt selbst über die Gründe ihres Wohlgefallens ausgesprochen, und ich denke, den Lesern gebührt größere Beachtung als den Berufsrichtern.

Meiner Frau, eine aufmerksamen und besinnlichen Leserin Karl Mays, verdanke ich folgende Gründe ihres Vergnügens an seinen Abenteuerromanen.

Er hat mich, so sagte sie, in den Zeiten schwerster Sorgen ums Dasein des Vaterlandes und ums eigne hinausgehoben in eine ferne, fremde Welt, wo es zwar Nöte und Gefahren, aber keine Alltagssorgen gibt. – Dies ist mir von vielen Lesern Mays bestätigt worden.

Sodann: Es ist beruhigend, die schrecklichsten Abenteuer zu lesen, wenn man ganz sicher ist, daß der Held, dem sie widerfahren, mit dem Leben davonkommt, und dessen ist man sicher, weil der von den todbringenden Gefahren umdräute Held sonst nicht seine Gefahren und Taten erzählen könnte.

Ich stimme meiner Frau zu, muß ihr zustimmen, weil ihr Gefühl sie nicht täuschen kann, erlaube mir jedoch, bei aller ziemlichen Unterordnung, einen Einwand vorzubringen. Die Ich-Form der Erzählkunst – ich selbst habe mich ihrer einige Male bedient – hat neben manchen Vorteilen auch eine künstlerische Gefahr: der Erzähler verfällt gar zu leicht in eine gewisse Wichtigtuerei, drängt sich seinen Helden auf oder drängt sich vor. Alles in allem möchte ich Anfängern die Ich-Form abraten.

[215] Mit Karl Mays Ich steht es anders: er ist wirklich der Held, fast in allen seinen Romanen; nur in denen von Winnetou hält er sich mit sehr anzuerkennendem Feinsinn in der zweiten Reihe, ja fast im Hintergrunde. Für den auf Abenteuer ausziehenden Wanderer Karl May ist die Ich-Form die angemessenste; ja ich kann mir gar keine andre denken.

Endlich sagte meine Frau: Karl May lehrt und will und tut das Gute, verfolgt und strafe das Böse, – also wirkt er sittigend, erhebend.

> Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
> So frage nur bei edlen Frauen an. [Goethe, Torquato Tasso]

Ich pflichte in diesem Punkte meiner Frau durchaus bei. Karl May handelt stets nach dem erhabenen Worte des ältesten Bühnendichters, des Äschylos:

> Es siege das Gute!

Jenen drei guten Gründen meiner Frau füge ich meine zwei eignen hinzu: Karl May ist ein echter Deutscher Erzähler – aus zwei Blickpunkten. Er ist von unbändigem Trieb in die geheimnisvoll lockende Ferne beseelt, – und er trägt, wohin er wandert, seine Deutsche Seele, den Stolz auf sein Deutschland und seine Liebe zum Vaterland unverlierbar im Mannesbusen.

Wohin entführt uns nicht Karl May! Was für zauberisch klingende und wirkende Namen umrauschen uns! Samarkand, Kairo, Damaskus, Jerusalem, Isphahan, Mekka – wir fühlen beim Lesen: wir werden jene Stätten nie sehen, aber Karl May entführt uns zu ihnen, und für ein paar Stunden weilen wir in ihnen. Auf mich hat dieser Griff Mays nie seine Wirkung verfehlt, und nun erst auf die **[216]** Jugend, in der die

Sehnsucht nach solchen fremden Welten noch viel lebendiger ist als in uns Alten. Namentlich das Morgenland, Mays zweite Heimat, ist die unerschöpfliche Quelle seiner Reiseabenteuer, und damit hat er am unwiderstehlichsten gefesselt. In der Tat – wo sonst können sich heutzutage noch solche Abenteuer ereignen, wie die Jugend sie liebt, wenn nicht im Morgenlande? Das habe ich vor Jahren schon bei meinen Abenteuerreisen in Griechenland erfahren.

Zuletzt, nicht zuwenigst, Karl May der Deutsche. ‚Kara Ben Nemsi' nennt er sich in seinem Reisearabisch: Karl, Sohn des Deutschen. Er protzt nicht mit seinem Deutschtum, aber er vergißt es nie, und bei jeder passenden Gelegenheit spricht er das Hohelied vom Vaterland. Wo man in Morgenlande ihn rühmt, da schiebt er das Verdienst der großen Mutter Deutschland zu.

Warum Karl May der Liebling grade der männlichen Jugend geworden und geblieben ist, braucht nur angedeutet zu werden. Der Erzähler und Held seiner Erlebnisse ist der tapfere Draufgänger, der Fürchtenichts, der Nunerstrecht! So will der Deutsche Knabe seine Helden, darum liebt er Karl May, denn dessen Tapferkeit trägt den Stempel des Echten. May war ein tapferer Mann, das hat er im Kampf mit den erbitterten Deutschen Feinden, die ihn an den Marterpfahl gebunden hatten, bewiesen. Und, auch das darf nicht verschwiegen werden, er hat sich im Mannesleben so anständig erwiesen, wie er uns in seinen Erzählungen erscheint.

Nehmt das alles zusammen und fügt hinzu das tränenschwere Schicksal dieses Erfolgreichen, wovon **[217]** sehr viele Leser Kenntnis bekommen hatten, nicht alle solche Pharisäer wie der tugendreine Avenarius, – wahrlich, wir begreifen, warum Karl Mays Lebenswerk vom Erfolg gekrönt wurde, und warum der Erfolg ihm übers Erdenleben weit hinaus treu blieb, jetzt schon an die vierzig Jahre!

Geächtet oder geachtet?

32 Tschechen äußern sich über Karl May

An den beiden Erinnerungstagen des laufenden Jahres, dem 90. Geburtstag und dem 20. Todestag unsres Karl May, hat auch die ausländische Presse regen Anteil genommen. Liegen doch die Werke dieses meistgelesenen deutschen Volksschriftstellers zur Zeit vor in englischen, dänisch-norwegischen, schwedischen, holländischen, italienischen, portugiesischen, spanischen, französischen, tschechischen, slowakischen, ungarischen, polnischen, kroatisch-slowenischen, rumänischen und bulgarischen Übersetzungen. In Frankreich werden Bücher Karl Mays als Prämien in den Schulen verteilt. In Schweden gibt es unter den mannigfaltigen Lesestoffen für den fremdsprachigen Unterricht auch ein Auswahlbändchen mit Wörterverzeichnis von Karl May. Und auch anderswo festigt und erweitert die Jugend fremder Länder ihre deutschen Sprachkenntnisse durch das Lesen von Karl-May-Bänden.

Ob wir mit den obigen Angaben alle Übersetzungen überhaupt erfassen, ist noch sehr zweifelhaft, denn zahlreiche Übertragungen in fremde Sprache erschienen ohne unsre Genehmigung, sei es, daß uns der Urheberschutz des betreffenden Landes nicht zur Verfügung stand, sei es, daß einfach Freibeuterei vorlag.

Besonders hat der Verlag der tschechischen Übersetzungen, Toužimský & Moravec, Praha-Vršovice, **[219]** das Andenken des Verstorbenen gewürdigt. Er hat eine Neuausgabe des Bandes ‚Ich' veranstaltet (tschechischer Titel: *Vyznání* = Bekenntnis) und in einem Anhang dazu Abhandlungen von 30 tschechischen Gelehrten und Schriftstellern über Karl Mays Schrifttum gesammelt. Die Einleitung schrieb Red. J.[Jaroslav] Moravec, das Schußwort der Übersetzer Fr.[František] Schörpner.

Um einmal zu zeigen, wie man Karl Mays Wesen und Werk im Ausland bewertet, haben wir das Recht erworben, diese tschechischen Äußerungen für uns übersetzen und im vorliegenden Jahrbuch abdrucken zu dürfen. Teils wegen Raummangel, teils auch, weil in diesen Aufsätzen manches wiederholt wird, was wir in den Jahrbüchern schon brachten, waren einige Kürzungen nötig; doch haben wir selbstverständlich Wesentliches in keiner Weise ausgelassen.

Weder das eine noch das andere hätte überdies im Sinn der Herausgeber eines Karl-May-Jahrbuchs gelegen, weil nirgend anderswo das Werk des deutschen Erzählers tiefer erfühlt und in Schwächen sachlicher beurteilt sein kann als in diesen Ausländerstimmen. Ja, es erscheint fast bedauerlich, daß Karl May, sein Streben und sein Schaffen, in deutschen Landen vereinzelt nicht so begriffen und bewertet worden ist wie hier von Vertretern des fremdsprachigen Auslands.

Erst nachdem der Verlag und František Schörpner ihre obenerwähnte tschechische Ausgabe des Bandes ‚Ich' veröffentlicht hatten, meldeten sich noch Dr. L.[Lubomir] Milde, sowie der als Teilnehmer an der Nobile-Expedition bekannte Dr. [František] Běhounek. Dieser erbot sich, einen Aufsatz zu schreiben, worin er Erinnerungen an die Romantik der May-Erzählungen, die ihm auf der **[220]** Eisscholle erwuchsen, in Form einer Plauderei niederzulegen gedachte. Da das tschechische Werk bereits abgeschlossen war, haben wir auch diese Ausführungen für unser Jahrbuch erworben und bringen sie außer den schon erwähnten 30 Stimmen von jenseits der Grenze. Die Herausgeber.

*

Karl May in der Tschechoslowakei

Von František Schörpner [1904 – 1941/KZ Dachau]

Übersetzer und Herausgeber von Karl Mays Lebensbeichte, Prag

Wieviel haben wir doch Karl May abzubitten!
Hamburger Jugendschriftenausschuß 1925.

Kurze Zeit vor dem 20. Todestag des großen Radebeuler Erzählers erschien in Prag bei Toužimský & Moravec, die auch die Reiseromane Karl Mays in tschechischer Sprache herausgeben, die Beichte des vielgelesenen, vielumstrittenen Verfassers (‚Ich') unter dem Titel , *Vyznání* ' (Bekenntnis), ergänzt durch einen reichhaltigen Anhang. Darin habe ich zu zeigen versucht, wie sich der Mann und das Werk in der Kritik der tschechoslowakischen Hochgebildeten spiegeln. Ich wandte mich zu diesem Zweck an eine ganze Reihe von Schulmännern, Schriftstellern, Literaturkritikern und Reiseforschern und habe sie gebeten, über Karl

May und seine Schriften ein wissenschaftlich begründetes Urteil abzugeben, das sich jeweils im Gebiet ihres Faches bewegt. Es lief eine Fülle von Beiträgen ein, und durch die Liebenswürdigkeit des Karl-May-Verlags in Radebeul wurde mir Gelegenheit gegeben, im Rahmen **[221]** der vorliegenden Veröffentlichung die deutschen Leser mit dem Ergebnis dieser breit angelegten Rundfrage bekannt zu machen.

Um es kurz vorwegzunehmen: Karl May hat hier einen seiner glänzendsten Siege errungen, und es ist tief zu bedauern, daß er diesen Sieg nicht mehr erlebt hat…

Alle May-Freunde in der Tschechoslowakei sahen der Herausgabe dieses Werkes mit begreiflicher Spannung entgegen. Das Buch ‚Bekenntnis' umfaßt neben einer ausführlichen Vorrede, die sich hauptsächlich mit der Beichte Karl Mays befaßt, die neuübersetzte und vervollständigte Lebensdarstellung Karl Mays, ‚Ich', einen Anhang mit 30 Aufsätzen tschechischer Schriftsteller über die May-Frage, ein Nachwort vom Schreiber dieser Einführung, ferner 18 Arbeiten deutscher Schriftsteller, ein ausführliches Quellenverzeichnis und schließlich eine Reihe von Lichtbildern, die teils Mays Leben erläutern, teil den Leser nach dem heutigen Radebeul, ins Heim Old Shatterhands führen. Dieser Anhang ist an Umfang der Beichte Karl Mays weit überlegen, denn er allein hat etwa 150 Druckseiten. In der vorliegenden Aufsatzfolge ist das ganze Ergebnis dieser Rundfrage vom Verfasser dieser Zeilen ins Deutsche übertragen und der deutschen Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es bietet einen Beweis dafür, wie eingehend sich die Tschechen mit dem Schrifttum Karl Mays beschäftigen und daß sie es vermocht haben, ihn nicht nur zu lesen, sondern auch – zu verstehn… Zum richtigen Verständnis des Erfolges der tschechischen May-Schriften sind jedoch noch einige aufklärende Bemerkungen vonnöten.

[222] Was alles hier in der Tschechoslowakei gegen Karl May ins Feld geführt worden ist, geht wohl aus den nachstehenden Beiträgen hervor. Es hieß da, May sei gar nicht im Ausland gewesen, er sei ein Jugendverderber usw.; darüber hinaus übernahm man die gehässigen Anwürfe der deutschen Widersacher Karl Mays, die gegen seine Person und seine Vergangenheit gerichtet sind. Endlich aber gibt es auch noch ganz besondre Einwände der Tschechen gegen die Werke Mays. Den meisten behagt es nicht, daß Karl May die Deutschen in seinen Büchern so selbstbewußt auftreten läßt und daß in seinen Erzählungen nur immer ein Deutscher als der jede Gefahr überwindende Held geschildert wird. Außerdem erregten auch diejenigen Stellen der Erzählungen Mays in gewissem Sinne Widerspruch, wo er seine Frömmigkeit allzusehr hervorkehrt, so daß sie fast übertrieben wirken.

Wir wollen diese Vorwürfe hier nicht auf ihre Berechtigung hin prüfen; denn man ist hierzulande schließlich doch darüber hinweggekommen. Die meisten Kritiker haben die Einsicht gewonnen, daß das Werk Karl Mays so große Vorzüge aufweist, daß es kleinlich erscheinen muß, hier und da mit Mühe einen Schönheitsfehler feststellen zu wollen…

Der Erfolg, den diese Rundfrage unter den tschechoslowakischen Hochgebildeten gehabt hat, wurde aber bei Erscheinen des Buches, das fast genau mit dem 20. Todestag Karl Mays zusammenfiel, durch die Pressekritik womöglich noch weit überflügelt.

In allen Tageszeitungen der Tschechoslowakei, **[223]** sowohl in Prag als auch in Brünn und Olmütz, fanden sich spaltenlange, oft auch durch Bilder ergänzte Berichte über Karl May sowie über das soeben erschienene Buch ‚Bekenntnis'. Die Aufsätze zeigten eine entschiedne Stellungnahme für Karl May; mehr als 40 ausführliche Besprechungen sind bisher erschienen. Ferner haben sich einige Literarhistoriker und Kritiker bereit erklärt, den Gegenstand noch gesondert zu studieren, und es dürften wohl noch einige Abhandlungen, wahrscheinlich in Buchform, herauskommen.

Wieder nahmen alle tschechischen Blätter für Karl May Stellung. Die nationalen Demokraten, die agrarische Bauernpartei, die katholische Volkspartei, die nationalen Sozialisten, die Sozialdemokraten, die Gewerbepartei, die Zeitschrift des Professorenvereins, eine ganze Reihe von Provinzblättern, literarischen Rundschauen usw. brachten Abschnitte aus dem Buch ‚Bekenntnis' und knüpften ihr Urteil daran.

Der Olmützer ‚Pozor' schrieb voller Freude, nun endlich, da das Buch ‚Bekenntnis' mit dem Ergebnis der Rundfrage herausgekommen sei, könne man sich wieder öffentlich zu Karl May bekennen.

Das sozialdemokratische Zentralorgan ‚Právo Lidu' (Volksrecht) schreibt: ‚May hat gesiegt, nur vermochte er, wie viele andre, seinen bittern Kampf mit dem Leben erst nach seinem leiblichen Tod siegreich zu Ende zu führen. May ist gerechtfertigt, und seine Schriften werden immer wieder liebevoll gelesen; die ungerechte und haßerfüllte Meute derer, die immer behauptet haben, May sei ein Verderber der Jugend, ist verstummt…'

Der strengnationale Prager ‚Národ' (Nation) **[224]** endet seinen May-Aufsatz mit den Worten: ‚Mays Absicht ist edel, das ist unzweifelhaft, sie ist menschlich und christlich. Die Kinder können durch May-Schriften nicht verdorben werden.'

Der spaltenlange Aufsatz der Brünner ‚Lidové Noviny' (Volksblatt) schließt mit folgen bemerkenswerten Sätzen: ‚Und so haben die eifrigsten Gegner Karl Mays vielleicht gar nicht bedacht, welch großen und guten Einfluß seine Erzählungen auf die gesunde Jugend ausgeübt haben, wie seine Helden immer ganze Männer sind, schlicht, tatkräftig und entschlossen, in ihrer Wirkung auf den Leser ein gesundes Gegenmittel gegen die schädlichen Einflüsse der späten, verfeinerten und gefühlsduseligen Romantik, die schwache Gemüter und Herzen bis zum Selbstmord trieb.'

May hat also gesiegt. Seit der Verlag Toužimský & Moravec die May-Romane in neuer tschechischer Übersetzung und prächtiger Ausstattung herausgibt (1929), wurden insgesamt 100 000 Stück abgesetzt, für ein verhältnismäßig kleines Land wie die Tschechoslowakei, die zudem auch von nationalen Minderheiten besiedelt ist, sicher eine achtbare Zahl. Und deshalb macht es uns Freude, erklären zu können:

Karl May starb zwar vor 20 Jahren nach einem schweren Leben voll Entsagung, Arbeit und Qual, er liegt zwar in der Gruft zu Radebeul und träumt wohl von den ewigen Jagdgründen und den grenzenlosen Prärien – sein Werk aber lebt weiter, jugendfrisch und lebenskräftig, und findet stets neue Scharen begeisterter Anhänger. Karl May hat nicht umsonst gelebt!

*

[225] **Mein Verhältnis zu Karl May**

Von Professor Dominik Filip [1879 – 1946]
Inspektor des Ministeriums für Schulwesen und Volksbildung, Prag

Ich glaube, es war im Winter 1890. Um jene Zeit kam die tschechische Übersetzung von Karl Mays Werken in Lieferungen zu uns. Ich war elf Jahre alt. Regelmäßig, wenn es dunkelte, so gegen halb fünf, brachte die Nachmittagspost die ersehnten Hefte. Ich wartete stets im Kontor, bis mein Onkel die Post durchgesehn hatte, dann holte ich mir mein Heft. Ich bekam es stets aufgeschnitten; mein Onkel war ein großer Bücherfreund und immer sehr erzürnt, wenn jemand ein geheftetes Buch schlecht aufschnitt. Vielleicht war das allein schon ein Grund für mich, Bücher immer mit einer gewissen Scheu in die Hand zu nehmen, obgleich in der Bücherei, die mir frei zugängig war, mehrere hundert Bände vorhanden waren. Damals erschien *Syn lovce medvědú* = ‚Der Sohn des Bärenjägers'. Die Kritik in Deutschland behauptete, es sei ein spannendes Buch. Ich weiß, daß mein Onkel diesen Grund dafür ins Treffen führte, warum er selber dieses Buch las.

Ich brauchte keinerlei Empfehlungen; gleich in den ersten Heften wurde ich schon von den Bildern allein gebannt. Sehr berechnend in den Text eingeschaltet, stellte das letzte Bild dann meistens eine Begebenheit dar, die erst im nächsten Heft beschrieben wurde. So wartete ich immer mit großer Ungeduld.

Aber nicht bloß die Bilder nahmen mich gefangen. May brachte in meinen Lesestoff etwas völlig **[226]** Neues: die geschäftige Bewegung und den Ansporn zum Mut. Ich war ein verschüchtertes Kind. Das Haupt des Hauses war mein Onkel, ein unternehmungslustiger und für seine Zeit sicherlich sehr gebildeter Mensch; leider geriet er zuweilen beim Reden in Eifer. Ich selber fürchtete ihn am wenigsten, trotzdem hatte ich Angst vor ihm. Ich war froh und glücklich, wenn ich ein Buch ergatterte; denn es war für mich ein willkommener Vorwand, aus seiner Sehweite zu verschwinden. Bücher liebte ich sehr, und Karl May liebte ich doppelt; denn beim Lesen seiner Bücher vergaß man alle kleinen Unannehmlichkeiten und Sorgen des Alltags. Ich erinnere mich, daß ich in jenen Büchern, die ich in der Schule geliehen bekam, oft ganze Seiten übersprang, denn diese zahmen Erzählungen, vollgestopft mit moralischen Lehren, gefielen mit ganz und gar nicht. Bei Mays Büchern tat ich so etwas nie. Aufmerksam las ich Zeile für Zeile. Heut begreife ich, warum: die Bücher erregten mich und quollen über vor Handlung, wogegen in den älteren Büchern deutscher und tschechischer Schriftsteller die Handlung recht spärlich dahinfloß. Durch wieviel Seiten mußte man sich da erst hindurchnagen, um alle die Erwägungen und andern verwässerten Füllsel der Verfasser zu bewältigen.

Schon damals als Knabe las ich alles wahllos, besonders aber solche Bücher, die in der obersten Abteilung, dicht unter der Zimmerdecke aufgehoben wurden. Dort waren nicht nur solche Bände, die wir Kinder eigentlich nicht bekommen sollten, sondern auch seltene, alte Schwarten, die schon zu zerfallen drohten, so zum Beispiel Pečíreks Ausgabe **[227]** von ‚Tausendundeine Nacht'. Wenn ich aber ein May-

Buch hatte, dann kümmerte ich mich nie um dieses Bücherfach.

Mit meinem Kinderverstand konnte ich damals nicht recht ausdeuten: warum ich eigentlich so ungern nach andern Büchern griff, wenn ich ein Heft von Karl May zu Ende gelesen hatte. Heute kann ich erst recht nicht mehr genau sagen, worin der Zauber seiner Schriften bestand. Nur so viel weiß ich, daß ich gern über die Helden seiner Bücher nachgrübelte, daß ich ganze Abschnitte seiner Abenteuer den Freunden zu erzählen verstand. Und doch war ich nie imstande, mich in die Lage seiner Helden hineinzudenken. Ich begriff, daß zu diesen Stückchen ganz andre Menschen nötig seien als ich.

*

Meine jugendliche Begeisterung für Karl May währte nur kurze Zeit; gleich im ersten Jahr meiner Schülerzeit trat eine Wendung ein. Die Zeit der Kämpfe um Karl May kam zwar erst später, aber unsere Mittelschulen bekämpften ihn eigentlich ständig. Das war so selbstverständlich, daß sich die Professoren gar nicht um das Warum bemühten.

Nicht nur, daß Mays Schriften in den Schülerbüchereien nicht vorhanden waren, sondern, wenn es herauskam, daß einer von uns diese Schriften las, warf das einen ähnlichen Schatten auf ihn, als hätte er blutrünstigen Schund oder unsittliches Zeug gelesen. Ich glaube, daß ich damals hierüber nicht viel nachgedacht habe; aber, gewohnt zu gehorchen, hörte ich auf, Mays Bücher zu lesen.

Andere Mitschüler lasen ihn eifrig zu Hause, einige sogar in der Schule unter der Bank und **[228]** liehen sich dann gegenseitig die verschiedenen Bände. Ich aber war folgsam und las wieder Bücher aus der Schülerlade, die von braven Fridolinen erzählten. Erst in der Tertia war es, so glaube ich wenigstens, als uns der Klassenvorstand in der Tschechischstunde erzählte, worin eigentlich die verderbliche Wirkung der May-Romane bestehe. Es seien blutrünstige Schmöker, auf jeder Seite riesele Blut, die allzu phantastischen Schilderung der Handlung verleite die jugendlichen Menschen zu abenteuerlicher Lebensweise; der Leser verrohe und verliere dann jeglichen Sinn für ernste, klassische Werke. Der letzte Einwand schien ziemlich einleuchtend, und so bestärkte diese Belehrung in mir nur noch den Widerwillen gegen May; sonst aber hat sie mich nicht tiefer berührt.

Zur Zeit meiner Reife, als in meinem Innern alle Autoritäten zu wanken anfingen, begann auch ich Zweifel darüber zu hegen, ob denn der Klassenvorstand die Romane, über die er zu uns so abfällig gesprochen, auch gelesen habe. Es fiel mir auf, daß er bei seinem Vortrag – ich hatte mir die Worte gut gemerkt, obgleich seit jener Zeit etwa zwei Jahre verflossen waren – nicht einen einzigen Namen aus Mays Romanen genannt hatte. Und so griff ich in den Sommerferien – vielleicht aus einer gewissen jugendlichen Lust am Widerspruch – wieder zu Mays Büchern. Jetzt duckte ich mich nicht mehr beim Lesen der Bücher, der Mut der Helden erweckte vielmehr in mir eine Sehnsucht, auch einmal etwas Ähnliches durchkosten zu können. Aber wehe! Wenn ich das Buch zu Ende gelesen hatte, dann war ich unbefriedigt. **[229]** Drei Dinge ließen mich nicht zur Zufriedenheit kommen und reizten mich unaufhörlich: daß sich Karl May in jedem einzelnen großen Helden eigentlich selber zeichnete, daß fast alle tapferen Menschen, die im Buch vorkamen, Deutsche waren, wie sich letzten Endes immer herausstellte, und schließlich des Verfassers religiöse Stellungnahme; damals glaubte ich allerdings, May sei katholisch. Am meisten verdroß mich der zweite Punkt, denn damals war ich, wie die Mehrzahl aller Jungens, stark national eingestellt.[51]

Stark gegen den Strich ging mir Mays religiöses Predigertum, ich witterte darin Pose und Pharisäertum. Predigen war mir schon immer zuwider gewesen; ich wuchs in freigeistiger Umgebung auf, und die Zerwürfnisse, die unsre Familie mit dem Ortspfarrer hatte, lehrten mich, geistliches Pharisäertum in recht bedenklichem Licht zu betrachten.

Wenn ich heute darüber nachdenke, dann fühle ich, daß das wohl nicht die einzigen Gründe waren, weshalb mir Mays Schriften damals nicht gefielen. Ich erinnere mich recht gut, wie ich sie seinerzeit gelesen habe. Alle habe ich gelesen, aber wie. Ich verschlang die Handlung und kam dabei in Gefahr, ganze Absätze, in denen fremde Landschaften oder Gebräuche geschildert waren oder gar Sätze in arabischer Sprache oder in einer indianischen Mundart **[230]** vorkamen, zu überspringen. Dafür kehrte ich beim Lesen gar oft zu einer reizvollen, humoristischen oder heldenhaften Szene zurück, und diese las ich dann vielleicht dreimal. Manchmal erwies sich das als nötig, denn bei flüchtigem Lesen zerreißt leicht das Band der

[51] Der Leser möge nicht verkennen, daß hier der nationalbetonte tschechische Standpunkt zum Ausdruck kommt. Auch soweit wir andrer Meinung sind, haben wir grundsätzlich derartige Äußerungen wortgetreu wiedergegeben. Die Herausgeber.

Handlung. Aber sobald ich zu einer Stelle kam, wo die Begebenheit, die ich verfolgte, zu Ende ging, legte ich das Buch beiseite. May hat wohl wenige Bücher verfaßt, die als Romane im üblichen Sinn des Worts anzusehn sind; viel zahlreicher sind die Werke, in denen nur die Gestalt des Helden die Verbindung zwischen mehreren Erzählungen darstellt. Manchmal bleiben auch einige Nebenfiguren durchgehend auf der Szene. Inzwischen wechselt aber der Handlungsort, und die Geschichte nimmt eine ganz andere Richtung. Der Grund ist folgender: Ursprünglich schrieb May kürzere Erzählungen, die dann in Zeitschriften abgedruckt wurden; erst viel später, als er ein beliebter Schriftsteller geworden war, verschmolz er mehrere solcher Erzählungen zu einem ganzen Roman oder einer Romanreihe.

Wenn ich nun zu einem Punkt gelangt war, an dem die Verschweißung spürbar wurde, legte ich regelmäßig das Buch weg. Am selben Tag griff ich nie mehr zu einem May-Band, ich suchte vielmehr irgendeinen gefühlsseligen Liebesroman von [Emilie] Carlén, [Václav] Vlček, [Věnceslava] Lužická, [Václav Beneš] Třebizský oder Konrad hervor, manchmal auch eine Arbeit von [Józef Ignacy] Kraszewský oder andere ältere Klassiker.

Heut begreife ich wohl, was ich damals nicht gewußt habe. Mich lockte das Verlangen der erwachenden Geschlechtlichkeit, der May nichts, aber **[231]** auch nicht das geringste zu geben verstand; die Frauengestalten in Mays Romanen konnten mich nie erregen.

*

Die Zeit der Karl-May-Hetze fiel mit meinen Universitätsjahren zusammen. Damals begann ich gerade zu lehren. Am meisten enttäuschte mich, so wie die Mehrzahl derer, die sich um die Jugendliteratur kümmerten, die Nachricht, May habe wegen Eigentumsfrevel mehrfach Freiheitsstrafen verbüßt. Schon von Jugend auf war ich bestrebt, den Verfasser dieser Bücher kennenzulernen oder wenigstens etwas über ihn zu erfahren. Vielleicht geschah es durch den Einfluß einer meiner Hochschulprofessoren, daß ich die Bücher der Schriftsteller verurteilte, die ich als Menschen geringschätzte, oft ohne die Bücher selber gelesen zu haben. Ich schwamm mit dem Strom und verurteilte May ebenfalls. Doch hat das nicht lange gedauert. Einmal habe ich in einem akademischen Verein bei irgendeiner Gelegenheit Partei für ihn ergriffen. Ich glaube, es geschah aus reinem Trotz, ich wollte nur widersprechen und eine Aussprache hervorrufen. Dafür wurde ich freilich schlecht belohnt; die Kollegen stürzten sich einmütig auf mich und schrien mich im wahrsten Sinn des Wortes nieder. Nach einiger Zeit aber sagte mir einer der größten Schreier, allerdings unter vier Augen, auch er lese gern heimlich einen Band Karl May, aber er dränge sich damit keinem auf.

Das war wohl der Grund, warum ich nicht, wie andre meiner Freunde, May ganz und gar verurteilte. Ich würde aber eine Unwahrheit sagen, **[232]** wenn ich hier niederschriebe, daß mein Trotz und die Stellungsnahme für Karl May seinerzeit einer besonderen Begeisterung entsprungen seien. Ich war der Meinung, daß das Leben und das Werk des Menschen ein Ganzes bilden müssen, daß das eine nicht weiß sein kann, wenn das andre schwarz ist; und damals wurde gar so viel Schmutz auf Karl May geworfen.

Zu dieser Zeit wandten sich meine literarischen Wünsche nach einer ganz anderen Richtung, aber als junger Lehrer mußte ich doch zu den May-Büchern wenigstens nach außen hin Stellung nehmen. Die Schüler lasen eifrig Karl May, und es verging keine Woche, in der nicht ein Kollege ein solches Buch ins Sitzungszimmer brachte; er hatte es einem Jungen beschlagnahmt, der es während seiner Unterrichtsstunde las. Diese Bücher verursachten uns nur Arbeit und Sorge; sie wurden in der Regel den Eltern ausgehändigt oder den Burschen erst am Jahresende wieder zurückgegeben.

Meinen Schülern pflegte ich zu sagen: ‚Jungens, lest das nicht in der Schule, und wenn ihr es zu Hause tut, so bedenkt Mays nationale und religiöse Stellungnahme, beide Punkte sind für einen tschechischen Knaben unannehmbar.‘

Die Augen der Jungen strahlten, denn sie freuten sich darüber, daß überhaupt jemand da war, der mit ihnen über ihre geliebte Lektüre sprach und der sie einigermaßen als Lesestoff gelten ließ. Ich sprach recht oft mit ihnen über verschiedene Neigungen ihrer Jugend, mit May kamen sie aber nicht mehr zu mir, sie lasen ihn wahrscheinlich genau so, wie ich es früher einmal getan hatte.

[233] Wenn ich sagen sollte, wie ich damals über May urteilte, dann müßte ich es etwa so ausdrücken: ‚Karl May ist ein Schriftsteller, der angenehm erregenden Lesestoff bietet, dessen literarischer Wert aber mäßig ist. Als Held seiner Erzählungen ist er unkritisch eingebildet; in seiner nationalen Unbescheidenheit ist er peinlich und als Sittenprediger unverdaulich.‘

Folgender Vorfall nötigte mich, über May ernster nachzudenken. Während der Ferien waren wir mehrere Jahre hindurch in Kosteletz an der Adler, wo wir meistens mit der Familie des Dr. Franz Albert Umgang pflegten. Der Albert war ein weit und breit berühmter Arzt. Als Schriftsteller wurde er eigentlich nie richtig eingeschätzt. Er las sehr viel und war ein Freund anregender Gespräche. Weltanschaulich war er mit sich selber im reinen; eben dadurch, sowie durch sein gewaltiges Wissen und durch seinen Weitblick ragte er hoch über seine Umgebung hinaus. Seine Kinder erzog er selber und lehnte es ab, sie in die Schule zu schicken.

Er war ein Feind jeglicher Gefühlsseligkeit, keine Autoritäten wollte er anerkennen und verschmähte deshalb fremde Ansichten, wie sie von den Lehrbüchern überliefert wurden. Alles, worüber er sprach, kannte er aus eigener Anschauung. Darum war ein Gespräch mit ihm schwierig und nicht nach jedermanns Geschmack; denn die Menschen sprechen am liebsten nur über das, was sie von andern gehört und selber kaum flüchtig kennengelernt haben.

Einmal fand ich seine Tochter, die er sehr liebte, in einen May-Roman vertieft. Dr. Albert war **[234]** ein Verwandter meiner Frau und ehedem ihr Vormund. Deshalb gestattete ich mir auch bisweilen, in seine Familienangelegenheiten dreinzureden. ‚Hören Sie mal, ich glaube, daß May für Mädchen kein schicklicher Lesestoff ist.'

‚Glauben Sie? Ich selber lese ihn auch!'

Lange sprachen wir darüber, schließlich beendete er das Gespräch mit den Worten: ‚Schreiben Sie mal etwas Ähnliches!'

Das war der erste Mensch in meinem Leben, der den Mut hatte, allen Durchschnittsurteilen entgegenzutreten und zu erklären, an May sei ein Unrecht verübt worden. Er selber gehörte zwar noch dem vergangenen Menschenalter an, aber er war frei von dessen Vorurteilen. Ich spürte das Bedürfnis in mir, seinen Pfad zu gehen.

*

Zum drittenmal trat ich an die Schriften Karl Mays heran, und ich hatte in mir das Gefühl, als nähme ich sie ganz frei von allen fremden Einflüssen in die Hand; ich glaubte, ich wäre nun endlich fähig, sie ohne die Vorurteile bewerten zu können, die mir durch die Schule und die Gesellschaft aufgezwungen worden waren.

Ich war mir dabei wohl bewußt, daß mein Urteil nunmehr anders sein werde als in den beiden vorhergehenden Fällen, denn ich ging ja an May mit ganz anderen und größeren Anforderungen heran. Das alles spielte sich zur Zeit der Selbstwehr Karl Mays und weiterhin zur Zeit seines Todes ab. Damals wurden alle Beschuldigungen gegen ihn und gegen sein Werk aufs neue vorgebracht. Nun erst konnte die Karl-May-Frage **[235]** gelöst werden. Die Menschheit ist ja geistig Schaffenden gegenüber nach dem Tod viel gerechter als zu Lebzeiten. Eine neue Anschauung über May wäre ganz natürlich auch zu uns gelangt. Aber der Weltkrieg kam und übertönte alles andere.

Wenn ich mich heute nun anschicke, meine endgültige Einstellung zu Karl May niederzuschreiben, bin ich mir bewußt, daß es eigentlich der Standpunkt ist, der der Nachkriegszeit entspricht. Ich kann aber nicht mehr sagen, wie sich diese Ansichten in mir entwickelt haben. Jedem von uns bestimmen Eigenart und äußere Einflüsse die Entwicklung der Anschauungen. Sollte ich von der üblichen Auffassung mehr abweichen als andere, dann geschieht es nur deshalb, weil ich darüber nachgedacht habe unter dem Eindruck der Worte: ‚Schreiben Sie mal etwas Ähnliches!'

In den neunziger Jahren, als Mays Werke in Buchform zu erscheinen begannen, wurde May in Deutschland sehr freundlich aufgenommen. Seine Schriften wurden in die Büchereien eingereiht, und man behauptete, er hätte begeisterte Leser, selbst in Herrscherfamilien. Zu Ende des Jahrhunderts entfesselte sich aber gegen ihn geradezu eine Hetze, und seine Werke wurden aus den Büchereien entfernt und ausgemerzt. Wenn wir von jenem Schrifttum absehn, das auf die kirchliche oder staatliche Verbotsliste gelangte, dann finden wir in der Literatur kaum einen ähnlichen Fall. Es entsteht der Eindruck, als habe die Gesellschaft förmlich einen Abscheu vor Karl May gehabt. Es ist richtig, daß diese Hetze nicht auf einmal entstanden ist. Kritischer Widerspruch erhob sich ziemlich **[236]** bald, und dieser Widerspruch nützte eher der Verbreitung seiner Bücher, als daß er ihr hätte schaden können. Die Hetze entstand nicht einmal wegen seiner abenteuerlichen Reiseerzählungen, die damals sehr verbreitet waren, sondern der Kriegsruf der Gegner war das Losungswort: ‚Mays pornographische und blutrünstige Romane'! Diese Bücher[52] haben wir

[52] Gemeint sind die früher im Verlag Münchmeyer, Niedersedlitz, erschienenen fünf Sammelromane Karl Mays (‚Das Waldröschen',

in Böhmen gar nicht kennengelernt, und wahrscheinlich waren sie auch der literarischen Gesellschaft in Deutschland unbekannt. Die deutschen und tschechischen Volksschriften enthielten damals viel literarischen Unrat in Form von Blutromanen und Schmutzliteratur, niemand kümmerte sich aber um die Verfasser. Bei May waren die Kritiker wahrscheinlich dadurch gereizt, daß seine Bücher sich steigender Beliebtheit erfreuten und angeblich glänzend honoriert wurde. All das allein würde aber nicht genügen zu erklären, warum eigentlich ein so plötzlicher Umschwung nicht nur in literarischen Kreisen, sondern auch bei der Leserschaft eintrat.

Der letzte Grund war ein anderer. Die Gegner Mays zerrten ans Licht, daß Karl May zur Zeit seiner Jugend dreimal eine Freiheitsstrafe verbüßen mußte, wovon zwei Urteile auf je vier Jahre lauteten.

Das war die Ursache der ganzen Wandlung. **[237]** Dieser Nachricht sind wir alle unterlegen. Das literatische Werk war nebensächlich geworden, hier ging es um den Menschen. Psychologisch läßt sich diese Stellungnahme der Öffentlichkeit leicht erklären: der Dichter und sein Werk bilden ein Ganzes, ein edler Mensch kann wohl kaum Schund verfassen und umgekehrt. Merkwürdig ist aber der Umstand, daß sich bei uns niemand mit May gerade von der psychologischen Seite befaßt hat. Das Urteil wurde gefällt, und niemand fragte danach, wie die Verhandlung geführt wurde. (Und in Deutschland? Karl-May-Verlag.)

Dr. Albert, von dem ich bereits berichtete, hat sich nie um diese Seite der Angelegenheit gekümmert. Er beurteilte lediglich das Werk und fand es gut. Im Gegensatz zu ihm beschäftigte mich viel mehr die andere, die menschliche Seite der May-Frage. Alle Anschuldigungen habe ich ernst genommen. Ich glaubte an Mays Verfehlungen, denn die Strafen waren doch behördlich nachgewiesen; ich glaubte daran, daß die Münchmeyer-Romane blutrünstige Schmutzschriften seien, denn diese Behauptung war ja in ernsten literarischen Blättern zu lesen.

Dann begannen sich aber Zweifel in mir zu regen. Mußte ein Mensch, der in der Jugend gestrauchelt ist, notgedrungen bis zum Tod Verbrecher bleiben? In mir erwuchs diese Frage nicht nur aus Mitleid mit einem gehetzten Menschen, sondern auch aus Trotz gegen die Meinung der andern, die ihn verurteilten. Gern lese ich ein Werk, unbekümmert darum, ob die Kritik dieses Buch eines allzusehr gefeierten Schriftstellers etwas **[238]** schärfer anpackt. Das kann doch seinem Werk nur nützen. Es erregt aber meinen Unwillen, wenn die Gesellschaft einen zu hetzen beginnt.

Nach geraumer Zeit verlautete, es wäre mit den Münchmeyer-Romanen nicht gar so arg bestellt. May sei wahrscheinlich auch gar nicht Führer einer Räuberbande oder gar Frauenräuber gewesen. Jetzt begann ich, mich ernsthaft mit May zu befassen, und ich las voller Erwartung alles, was für und gegen ihn geschrieben wurde. Ich bemühte mich, mir hierüber meine eigne Ansicht zu bilden.

Im Grunde lauteten die Vorwürfe gegen May: Unter eignem Namen schreibt er moralpredigende Romane, unter Decknamen gegen großes Entgelt Kolportage. Nie hat er genügend Mut, sich zu seinen Missetaten und Strafen zu bekennen. Er beschreibt große Weltreisen und war selber nirgends. Er schafft außerordentliche Heldengestalten und täuscht die Leser dadurch, daß er ihnen vorspiegelt, er sei das selber. Er brüstet sich mit Redewendungen aus einer ganzen Reihe von Sprachen, die er selber nicht beherrscht. Die Wahngebilde, an denen er leidet, sind eine Folge seiner Lebensführung und seiner seelischen Krankheit.

Es wurde ihm vorgehalten, die Form seiner Arbeiten sei unkünstlerisch, und als Schlußurteil ergab sich, er verderbe mit seinen Schriften die Jugend.

Anderseits fanden sich aber auch nahezu übereifrige Verteidiger, die alles in Bausch und Bogen bestritten und bemüht waren, aus Karl May einen Übermenschen zu machen. Das war zwar ein Fehler, hatte aber doch auch seine gute Seite.

[239] Die Zusammenstöße der beiden Lager bewirkten, daß wir alle schließlich ein klareres Urteil über Mays Leben erhielten. Ein Umstand nur führte dazu, daß ein jeder von uns sich über Mays Leben ein anderes Bild schuf: es gibt ganze Monate und Jahre seines Lebens, über die gar nichts bekannt ist. Der einzige Mensch, der hierüber etwas wußte, war Karl May selber, und er nahm dieses Geheimnis mit ins

---

‚Der verlorene Sohn', u. a.), die von dritter Hand verfälscht wurden und deshalb nicht mehr unter Mays Namen erscheinen durften. Sie wurden inzwischen sämtlich überarbeitet und zum Teil schon den Gesammelten Werken angegliedert. Vgl. Jahrbuch 1926: Dr. E. A. Schmid, ‚Die Vorgeschichte der Münchmeyer-Romane'. Die Herausgeber.

Grab. Freunde hat er nie gehabt[53], und es scheint, als hätte er weder seiner ersten noch seiner zweiten Frau hierüber etwas anvertraut.

Dadurch trieb er nur noch mehr Wasser auf die Mühlen seiner Feinde. Als Mensch aber kann man seine Handlungsweise begreifen; schließlich ist ja auch sein Schweigen oft aufschlußreich genug; schade nur, daß es allzuviel freien Raum für Mutmaßungen offenläßt.

Was nun seine Münchmeyer-Romane betrifft, so können wir uns schon heute ein eignes Urteil darüber bilden. Einige sich jetzt auch tschechisch erschienen, die verfänglichen Stellen sind allerdings ausgemerzt worden. Sie ähneln sehr den übrigen Romanen, nur die Namen wurden verändert. May behauptete nun, die anstößigen Stellen seien das Werk des Verlegers. Das scheint auch sehr wahrscheinlich zu sein, denn May schuf in seinem gesamten übrigen Werk nicht eine einzige stärkere erotische Szene; seine Frauen sind meistenteils idealisiert, entweder Engelgestalten oder Hexen. **[240]** Demgegenüber dünkt es mir unwahrscheinlich, daß er von diesen Einfügungen nichts gewußt hätte[54].

Wenn wir diese Frage klären sollten, müßten wir hierüber viel mehr wissen, als es heute der Fall ist. Die gegnerische Kritik hat diese Stellen als furchtbar unsittlich bezeichnet, die Verteidiger Mays nur als ‚verfänglich'. Da aber die ursprünglichen Ausgaben – wenigstens für uns – unzugänglich sind, ist es wirklich schwer, sich hierüber ein Urteil zu bilden. Diejenigen Beispiele, die angeführt werden, sind sehr schwach, und bei zahlreichen namhaften Schriftstellern finden sich oft viel stärkere Ausdrücke.

May machte vermutlich eine recht traurige geschlechtliche Entwicklung durch. Selber schrieb er zwar nie darüber und sprach niemals von einer heißen Leidenschaft. Über seine erste Frau schreibt er erst dann, als er sich mit ihr entzweite, und die zweite Frau heiratete er im Alter von über 60 Jahren. Doch wir können uns auch so ein Urteil bilden. Die besten Jahre seines Lebens verbrachte er im Gefängnis oder als gehetzter Mensch in den Tiefen der Gesellschaft; es wäre darum gar nicht verwunderlich, wenn sich sein geschlechtlicher Hunger in einem Buch, das unter einem Decknamen erschien, in Schlüpfrigkeiten Luft gemacht hätte, insbesondere dann, wenn er wußte, daß der Verlag gerade hierauf Wert legte. **[241]** Dem Verleger gab er damit eine willkommene Gelegenheit, diese Stellen für die Leser allerschlechtesten Geschmacks noch verstärken zu lassen. Es schrieb ja ein Mensch, der keinen Unterhalt und keine Aussichten für die Zukunft hatte, auf Bestellung. Ich würde mich deshalb gar nicht wundern, wenn er den Wünschen der Auftraggeber auch in dieser Richtung entgegengekommen wäre. Viele andre machen es ja auch so. Wir müssen uns vor Augen halten, daß das alles in die erste, traurige Zeit seiner schriftstellerischen Tätigkeit fällt. Und selbst wenn es nachgewiesen werden könnte, daß er diese Stellen in der Form, wie wir sie kennen, geschrieben hat, so weiß ich trotzdem nicht, ob man ihn deswegen bedingungslos verurteilen dürfte.

Es wird von ihm behauptet, er habe nie genügend Mut aufgebracht, sich zu den Sünden seiner Jugend zu bekennen. Das ist wahr und auch wirklich schade. In seiner Beichte, die er als fast siebzigjähriger Greis verfaßte, hat er beides übergangen, sowohl die Taten als auch die Urteile. Wofür er abgeurteilt wurde, das ist ja schließlich bekannt, denn zur Zeit der Kämpfe haben seine Gegner das ans Licht gezerrt; aber wie er eigentlich jene dunklen Jahre seines Lebens verbrachte, das hat er nie und niemand richtig gesagt.

Er selber erklärt seine Sünden als Einflüsse dunkler Gestalten auf seine Seele. Diese Gestalten sollen ihn in seiner Jugend von Zeit zu Zeit beherrscht haben. Kein Wort mehr hierüber. Und doch hätten wir leichter begreifen und verzeihen können, wenn er über diese Taten und ihre Gründe **[242]** mehr gebeichtet hätte. In dieser Hinsicht ist May ein merkwürdiges seelisches Rätsel. Sicherlich gibt es in seinem Leben gewissermaßen einen Meilenstein. Nach diesem kann ihm nicht mehr nachgewiesen werden, daß er mit dem Gesetz oder mit seinem Gewissen nochmals in Widerstreit gekommen wäre. Entweder ist als solcher Wendepunkt die Stunde seiner Rückkehr nach Hause nach Abbüßung der Strafe in Waldheim oder aber jener Tag anzunehmen, an dem er fühlte, daß seine eigne Arbeit trotz aller Mißgunst des Schicksals genügen werde, ihm die Zukunft zu sichern.

---

[53] May hatte wohl Freunde, legte aber, beherrscht vom Schamgefühl, auch vor ihnen die Maske nicht ab. Man vergleiche auch Klara May ‚Mit Karl May durch Amerika' S. 181. Die Herausgeber.

[54] Der Nachweis, daß die betreffenden Stellen tatsächlich ohne Vorwissen Karl Mays und gegen seinen Willen eingefügt wurden, ist erbracht. Vgl. Dr. E. A. Schmid ‚Die Lieferungsromane Karl Mays'. Die Herausgeber.

Hat die Liebe auf diese Entscheidung irgendeinen Einfluß ausgeübt? Wankte er auch später noch? War das ein großer sittlicher Sieg oder die zwangsgereifte Frucht einer bitteren Lebenserfahrung?

Es scheint mir, daß es in Mays Leben jemand gegeben hat, der ihn in seinem Glauben an den hohen Wert der sittlichen Grundsätze stärkte; es scheint aber ebenso sicher, daß jemand den Wert dieser Grundsätze anzweifelte. Die erste Person ist wahrscheinlich die Großmutter von Vaters Seite, seine Marah Durimeh. Sie härmte sich auch, wie er selber sagt, über seine Verfehlungen zu Tode. Wer die zweite Person war, kann nicht erraten werden, May weist auf niemand hin.

Es wäre ungemein wertvoll, wenn von Mays Jugend, besonders zur Zeit seines sittlichen Abgleitens, wenigstens so viel bekannt wäre, daß sich Fachleute über den Ursprung jener verkörperlichten Gestalten äußern könnten: einesteils der lichten und dunklen Gestalten, die seit der Zeit seiner ersten Haft auf ihn eindrangen, andernteils der **[243]** Gestalten seiner Romane, mit denen er während seines Schaffens plauderte. Hatte sein Geschlechtsleben zur Zeit seiner Haft auf die Entstehung dieser Gestalten einen Einfluß? Oder war sein inneres Leben so stark? Arbeitete bei der Entstehung seiner Romanfiguren und Entwicklung vielleicht die Angst mit, die jahrelang an seinem Innern nagte, die Öffentlichkeit könnte von den Sünden und Strafen seiner Jugend erfahren?

Das alles sind Fragen, die wohl nie beantwortet werden können.

Ob May die Gebiete wirklich bereist hat, die er beschreibt, bleibt eine offene Frage. Ihre Beantwortung ist jedoch nicht so wichtig, wie es uns zur Zeit der Kämpfe um Karl May erschien. Das wäre nur dann von grundsätzlicher Bedeutung, wenn May seine Reiseromane als wirkliche Reisebeschreibungen bewertet hätte. Vielleicht konnte der Leser diesen Eindruck nach Herausgabe des Buches ‚Weihnacht' haben, vielleicht auch bei andern Büchern. May selber aber hat diese Absicht in seiner Beichte ausdrücklich bestritten. Über seine Reiseromane äußert er sich dahin, daß sie eine neue und erst von ihm erfundene Romanform bildeten.

Karl May verspricht zwar in seiner Beichte, über seine Reisen Näheres im zweiten Band seines ‚Ich' mitzuteilen, diesen zweiten Band hat er aber nicht mehr geschrieben. Er starb 1½ Jahre nach Herausgabe des ersten Bandes. Seine Freunde wollen bezeugen, er habe über seine Amerikareisen erzählt. Mit Sicherheit wurde festgestellt, daß er in den Jahren 1899/1900 den Orient bereist hat, in Amerika war er im Herbst 1908; damals war er **[244]** aber schon ein Greis, und seine in diesen Landstrichen spielenden Romane waren in der Mehrzahl längst niedergeschrieben.

Aus den Werken selbst schließe ich, obgleich ich mir wohl bewußt bin, daß sie in geographischer Hinsicht auch Irrtümer aufweisen, daß May in seiner Jugend bestimmt im Ausland gewesen ist. Jeder, der es einmal versucht hat, eine Erzählung mit fremdländischem Hintergrund zu schreiben, weiß, welche Sicherheit es dem Schriftsteller verleiht, wenn er dort auch nur ein wenig aus eigner Anschauung Bescheid weiß. Im andern Fall ist der Schriftsteller in sklavischer Abhängigkeit von seinem geographischen Handbuch. Er entfernt sich von seinem Reiseführer nur äußerst zaghaft. Nun, Karl May verrät in seinen amerikanischen Romanen sehr viel Sicherheit.

Die Romane über den Orient sind anscheinend nur auf Grund von Bücherweisheiten abgefaßt, denn sie weisen die gleichen Irrtümer auf wie die Werke aller Zeitgenossen Karl Mays, die damals über diese Gegenden geschrieben haben.

Im übrigen sind offenbar die im Kerker verbrachten Jahre, wo ja eigentlich die Grundgedanken der Mehrzahl seiner Romane entstanden, für May Jahre angestrengter Arbeit gewesen. Die Bedeutung seiner Reiseromane liegt aber gar nicht in der Vermittlung geographischer und völkerkundlicher Kenntnisse; May geht ja auch mit solchen Belehrungen nicht verschwenderisch um. Sicher ist, daß sich ein gewisser Teil seiner Romane in Gebieten abspielt, wo er selber nicht gewesen ist, und bei Völkern, die er nicht kennengelernt **[245]** hat, und daß ein anderer Schriftsteller, wenn er nur ebenso phantasiereich und fleißig gewesen wäre wie Karl May, auf diese Art gleichfalls diese Romane hätte verfassen können.

Wir vergegenwärtigen uns viel zu wenig, daß ein großer Teil auch der echten Reisewerke auf ganz ähnliche Weise entsteht. Der Schriftsteller beschreibt immer mehr an Hand der Literatur, die ihm zur Verfügung steht, als er selber gesehn hat.

Ein andrer Vorwurf, der May gemacht wurde, ist: er führe Sprachen an, die er selber gar nicht beherrsche, er habe alles einfach aus Lehrbüchern entlehnt. Dieser Vorwurf ist sicherlich am Platz. Will ein Mensch eine fremde Sprache richtig erlernen, so braucht er hierzu einen mehrjährigen Aufenthalt in dem betreffenden

Volk. Weder aus Büchern noch in der Schule hat jemals einer eine fremde Sprache einwandfrei erlernt. Um so weniger ist es möglich, mehrere Sprachen[55] auf einmal zu erfassen. Solcherart schaltet May manchmal auf mehreren Seiten seiner Werke unvermittelt Brocken aus fremden Sprachen ein, und die Leser überspringen sie dann getrost. Ehedem mag das ein recht wirksames Mittel gewesen sein, dem Leser Echtheit vorzutäuschen, heute entspricht es schon nicht mehr dem Zeitgeschmack und bedeutet bloß eine Papier- und Geldverschwendung[56].

[246] Sehr geschadet hat sich Karl May dadurch, daß er seine Leser bei der trügerischen Ansicht ließ, Kara Ben Nemsi und Old Shatterhand seien er selber, und die Taten, über die er berichtetet, seien wirkliche Geschehnisse; hier spricht aus ihm sein nationales Übermenschentum. Er selber hat zwar vor seinem Tod erkannt, daß er hierin gefehlt hat, und trachtete, das alles durch eine umständliche Symbolik zu erklären, er behauptete, seine Ich-Verherrlichung sei ein Teil seines Lebensplanes gewesen, den er sich schon in seiner Jugend vorgezeichnet habe. Ich dagegen glaube, daß May in seiner Beichte die Erfahrungen seines Alters in die Zeit seiner Jugend zurückverlegt. Als junger Sträfling, voller Tatendrang, träumte er von seinen Erlebnissen auf weiten, sonnenumfluteten Prärien. Hätte er einen oder zwei Romane verfaßt, würde nichts daran liegen. Er verfaßte aber etwa 50 Bücher der verwegensten Abenteuer, und erst dann, als sie abgeschlossen waren, begriff er, daß es ein Märchen bleiben müsse, den Kräften eines einzigen Menschen soviel nachzurühmen.

In den letzen Jahren habe ich einige May-Romane nochmals gelesen, um mir ihre Bedeutung für die Jugend neu vor Augen zu führen; ich gab sie meinen Kindern zu lesen, wiederum fragte ich Schüler nach ihrer Meinung und ihren Eindrücken. Mays Bücher werden als Jugendlektüre häufig verdammt, ich glaube, ungerechterweise.

Ich hoffe, daß diejenigen, die meine Zeilen bis **[247]** hierher gelesen haben, mich nicht einer unkritischen Voreingenommenheit für Karl May beschuldigen werden; ich bin mir sehr wohl seiner Fehler bewußt. Im Lauf der Jahre habe ich meine Ansicht mühsam erworben und fühle mich verpflichtet zu erklären: Karl May wurde großes Unrecht angetan, dem Menschen ebenso wie dem Schriftsteller. Als Mensch hat er die Sünden seiner Jugend abgebüßt und ausgeglichen; die Hetze, die von seinen Gegnern an seinem Lebensabend gegen ihn unternommen wurde, läßt sich nicht entschuldigen.

Auch als Schriftsteller verdiente er nicht soviel Schmähungen und Hohn, wie ihm angetan wurden. Zu jener Zeit erschien in Deutschland und auch bei uns eine unermeßliche Literatur, die sogar oft gelobt wurde, die aber der Welt nichts Neues gebracht hat und heute vollkommen der Vergessenheit anheimgefallen ist. May dagegen lebt auch heute noch, wie die neuen Auflagen seiner Bücher beweisen. Natürlich ist auch er gealtert, ein halbes Jahrhundert ist eine lange Zeit, aber ein großer Teil seines Schrifttums ist jung geblieben. Seine Schöpfungen sind Werke des Mutes und der Entschlossenheit, Bücher, aus denen der Tatenwille hervorleuchtet. Es gibt darin so viel Erregung und Spannung, daß der Leser dabei alles andere, was ihn bedrückt, zu vergessen vermag. Diese unleugbaren Werte seiner Schriften überragen weit alle Schattenseiten.

Eine ihrer Eigenschaften möchte ich noch besonders hervorheben: May wird noch immer nicht richtig gewertet als Schriftsteller für die Jugend, die gerade im Entwicklungsalter steht. In dieser **[248]** Zeit zeigt sich bei Knaben ein Widerwille gegenüber Mädchen. Dagegen wirken realistische Schilderungen erotischer Vorgänge auf Jugendliche schädlich. Und nun prüfe man daraufhin die Werke Karl Mays! Es gibt keinen Schriftsteller, der solche Szenen weniger aufzuweisen hätte als er; bei ihm gibt es solche Stellen überhaupt nicht. Darum sind seine Schriften für die Jugendlichen zu empfehlen, wobei natürlich der eine Band mehr, der andere weniger den Neigungen und dem Verständnis Jugendlicher entspricht.

*

[55] Die Meinungen über den Wert der Sprachproben sind geteilt; man vergleiche z. B. was J. Vávra, S. 255f. darüber sagt. Vielen Lesern gaben sie erst die Anregungen zur Erlernung der fremden Sprachen.

[56] In Tolstois ‚Krieg und Frieden' finden wir ganze Seiten in französischer Sprache. Bei Hof wurde so gesprochen, dem russischen Leser aber waren diese Stellen sicherlich ganz unverständlich. Sogar in gewisse Übersetzungen wurden sie in französischer Sprache übernommen. Der Übersetzer.

Warum er den Jungen gefällt …

Von Adolf Cmíral [1882 – 1963]

Professor am staatlichen Musikkonservatorium und Redakteur der Zeitschrift ‚*Hudba a škola*' (Musik und Schule) in Prag

©

*

Eine Handvoll Gedanken

Von Jaromír Vávra [? – ?]

Fachlehrer in Spíšské Podhradie (Slowakei)

Ich war etwa 12 Jahre alt, als ich zum erstenmal mit den Helden von Karl Mays Schriften bekannt wurde. Es geschah durch den Roman ‚Von Bagdad nach Stambul'. Der Vater borgte mir damals aus seiner Bücherei, in der May zahlreich vertreten war, dieses Buch, das mich dann gleich von Anfang an ganz gefangenhielt. Ich kann aber nicht sagen, daß ich dieses Buch ‚verschlungen' hätte. Ich las vielmehr ziemlich langsam, sogar an Hand der Landkarte. **[254]** Es fiel mir gar nicht ein, darüber nachzudenken, ob sich die beschriebenen Geschehnisse wirklich wortgetreu abgespielt hätten. Die Schilderung der wuchtig aufgebauten Begebenheiten in wenig bekannten Gebieten, in den Wildnissen Kurdistans, in schattigen Schluchten, in Urwäldern, unter halbwilden Menschen, wo eine Handvoll verwegener Kerle eine gefährliche Fahrt nach ihrem Ziel unternimmt, geführt nur von der Phantasie ihres Erschaffers, im Dienste des ewig lebendigen Kampfes des Guten gegen das Böse, diese Darstellungskunst, die in geradezu durchdringender Weise die hervorragende Phantasie von Mays Persönlichkeit ausstrahlt, hat mich derart in Bann geschlagen, daß ich auch heute noch gern zu diesem Buch zurückkehre. Später las ich auch alle andern Bände, die mir zugänglich waren, und ich schöpfte daraus Nutzen und Freude. Es gab keine einzige geographische und historische Einzelheit, die ich mir nicht gemerkt hätte, und so empfand ich damals aufrichtige Genugtuung, daß ich über die arabischen Sandwüsten, über die Entstehung und Grundsätze des Islam, über das Stromgebiet des Nils usw. unterrichtet war und viel mehr wußte, als in unsern Lehrbüchern stand. Ich las damals allerdings auch Jules Verne, gestehe aber, daß ich eben bei ihm die geographischen und naturwissenschaftlichen Stellen übersprang, denn sie gehörten, wie mir schien, nicht zur Handlung und konnten mich einfach nicht fesseln. Es waren eben nur Abschriften aus Lehrbüchern, und wenn ich um der Unterhaltung willen las, wollte ich doch vor all den Lehrbüchern Ruhe haben, obgleich ich zum Beispiel **[255]** die Naturwissenschaft zu meinen Lieblingsfächern zählte.

Bei Karl May ist das alles ganz anders. Dort ist eine solche Einfügung aus der Geschichte, eine Bemerkung aus der Naturwissenschaft mit der Handlung natürlich verwoben, ist durch die Handlung bedingt, unaufdringlich und unauffallend.

Eine andere nützliche und sehr reizvolle Sache sind bei May die Sprachkenntnisse. Auch Sprachen lernte ich sehr gern, davon könnte unser Sprachenprofessor sicherlich noch heute Zeugnis ablegen. Ich war begeistert, daß ich nicht nur mit Kara Ben Nemsi auf der Landkarte reisen konnte – schade, daß die Landkarte nicht genauer war –, sondern daß ich auch etwas von der Sprache jener Völker erfuhr, zu denen mich der Weg auf der Landkarte geführt hatte. Natürlich kannte ich bald alle Proben der arabischen Sprache, die sich in den Büchern Mays vorfanden, auswendig.

Und wenn ich dann später, nach Jahren, die Urteile von Gelehrten über Mays Kenntnisse der orientalischen Sprache las, dann empfand ich eine stille Genugtuung. Ich hatte nämlich als Knabe mehrmals ‚meinen' May gegen die hämischen Bemerkungen einiger Mitschüler verteidigt, die, nach dem zu Hause, manchmal auch in der Schule Gehörten oder in Erinnerung an verschiedne Angriffe in den Zeitungen, lachend erklärten, May sei ein Schwindler gewesen, obwohl sie alle sehr gern seine Romane lasen.

Meine Liebe zu den Sprachbrocken in den May-Schriften brachte mir auch praktischen Nutzen. Mir genügten bald nicht mehr die Übersetzungen, **[256]** die damals noch unvollkommen waren, ich griff nach der Urschrift. Zu einer Zeit, wo viele Kameraden noch mit den deutschen Vokabeln zu tun hatten, las ich schon Karl May in der Urschrift, zuerst mit dem Wörterbuch, bald aber so leicht wie ein tschechisches Buch. Nie habe ich mich aber dessen gerühmt, denn an meinem geliebten Dichter haftete noch der Fluch der öffentlichen Verachtung, der aus Deutschland als Ergebnis der Hetze gegen ‚Kara Ben Nemsi' herübergeflutet war. Die Tätigkeit des Ferdinand Avenarius und seines späteren Strohmannes aus Tetschen

[Alfred Kleinberg] war noch nicht zum Stillstand gebracht – May stand in Bann. Ich konnte nicht begreifen, warum. Seine Schriften las ich jahrelang und konnte doch an mir nicht das geringste von all dem Schlechten feststellen, dessen Quell er gewesen sein soll. Dafür wich ich geradezu triebmäßig den sogenannten ‚Buffalo Bills' und den Detektivgeschichten aus, die unter den Schülern beliebt waren. Und wieder nach Jahren erlebte ich eine Genugtuung, als ich, lange nach dem Tode Karl Mays, lesen konnte, daß gerade er mit dem ursprünglichen ‚Helden' der blutrünstigen Indianerbüchel, mit dem Obersten Cody (Buffalo Bill), gar nichts gemeinsam hatte und ihn mit Recht als Mörder der Indianer und Schlächter der Bisonherden verurteilte.

Heute, wo das ganze ergreifende Schicksal Karl Mays bekannt ist, kann man ruhig und unparteiisch beurteilen, ob er alles, was er gewollt, auch erreicht hat, und es zeigt sich kein Grund, die Jugend daran zu hindern, sich an den Gestalten Karl Mays auf ihren weiten Ritten zu erfreuen. Eine frische Art **[257]** der Schilderung, eine fesselnde Handlung, ein gesunder Humor, und was am höchsten und am meisten zu schätzen ist: der ausschließliche Dienst am Gedanken der Menschlichkeit und am Frieden – das alles braucht die Jugend geradezu. In unsern Tagen der Eile und des Hastens, der Unruhe und Rücksichtslosigkeit, in der Zeit der tiefen Verirrungen der Moral nach dem Krieg brauchen wir uns wahrlich nicht zu ängstigen, die Jugend könne Schaden erleiden, wenn sie sich während ihrer Erholungszeit in den ‚Winnetou' vertieft, in die Romanreihe ‚Im Schatten des Padischah', die ich als eine der besten Früchte von Mays Schöpferkraft betrachte, oder in eines der übrigen Werke Mays.

May hat allerdings nicht für Kinder geschrieben. Wir können wohl Zehnjährigen May zu lesen geben, den tiefern Sinn seiner Werke aber werden sie erst in spätern Lebensjahren erfassen. Ich empfehle, der junge Leser möge den Kern des Werkes nicht bloß in der kurzweiligen Abwicklung der abenteuerlichen Handlung zur Bekämpfung seiner Langeweile suchen, sondern er möge sich auch des führenden Gedankens, des roten Fadens bewußt werden, der durch alles läuft, was Karl May jemals geschrieben hat: der Ideale des Friedens und der Menschlichkeit. Das betone ich besonders für die amerikanischen Schriften, die zeigen, wie die weiße Rasse ihr Dasein dort drüben auf dem riesenhaften Diebstahl eines ganzen Weltteils und auf den Gräbern eines brüderlichen Menschenschlags aufgebaut hat.

Und schließlich hat ja auch die Jugend ihren Geschmack und versteht es recht wohl, selber **[258]** ihre Auswahl zu treffen. Wenige Knaben werden wohl Mays Bücher ‚Der Fürst der Unterwelt', ‚Der Sieg des Lichtes'[57] und andre symbolische Schriften lesen. Nicht einmal ein Erwachsener kann wissen, was in diesen Schriften eigentlich verborgen ist, solange er nicht Mays Beichte gelesen hat. Die allzu große, weit ausgesponnene Symbolik gereicht diesen Bänden, meiner Meinung nach, überhaupt zum Schaden.

Falls der junge Leser die Gestalten Karl Mays schon frühzeitig liebgewinnt, solange ihn am meisten die gleißende Seite der bunten Abenteuer fesselt, nimmt er in späteren Jahren recht gern auch diese Schriften in die Hand, um darin den verborgenen Kern, den Weg zur eignen Seele zu suchen, wie es der Dichter will. Verborgen? Der Kern steckt gar nicht tief unter der Oberfläche, aber doch ist er auf den ersten Blick nicht einem jeden sofort ersichtlich. Wer sich durch Vorurteile, durch den Hochmut seiner eignen Verstandestüftelei hinters Licht führen läßt, wer bloß Verstand, aber kein Herz besitzt, wer herablassend über ‚Märchen' lacht, für den bleibt May nur Schale ohne Inhalt, bedrucktes Papier, das nicht sprechen kann. Wem die Ewigkeit ein Nichts bedeutet, der wird über Karl May spotten.

Karl May wollte ursprünglich nur für das einfache Volk schreiben. Doch erwies es sich, daß er zu einem jeden zu sprechen versteht, der ihm den Eintritt in **[259]** seine Seele nicht verwehrt, sei es nun die Jugend oder seien es die Hochgebildeten. Wer May versteht, wenn er zu ihm mit seinen Gleichnissen spricht, der findet in ihm nicht bloße Unterhaltung für wenige Augenblicke, sondern Beruhigung, Vergessen der Hetze des Lebens und unsrer Zeit, der findet nach gewisser Zeit sich selber. Wer von den Lesern sich mit Karl May zu vereinen und ihm zu folgen vermag, der gelangt zu herrlichen Überraschungen. Eine davon will ich hier anführen: alles, was May zum Inhalt seiner Werke macht, wozu er seine ganze Lebensarbeit bestimmt hat, alles, was er predigt, ist eigentlich dasselbe, was unser erster Präsident Prof. Thomas G. Masaryk, so schön in seinem unvergeßlichen Ausspruch festgehalten hat: das Leben unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit.

Gewisse Erzieher hegten Befürchtungen, Karl May könne der Jugend durch Entfachung der Phantasie schaden und sie zur Nachahmung des Gelesenen anspornen. Ich weiß zwar nicht, ob irgendwann irgendwo

[57] So lauteten die früheren Titel zweier Bände der tschechischen Ausgabe, die Mays Gesammelten Werken Band 26–29 (‚Im Reiche des silbernen Löwen') entnommen sind. Der Übersetzer.

ein jugendlicher Gesetzesübertreter verurteilt wurde, weil er sich vergangen hat, indem er irgendeine Gestalt Karl Mays nachahmte. Unlängst habe ich eine ähnliche Frage einem mährischen Gelehrten gestellt, aber auch er konnte mir keinen solchen Fall nennen. Einen schädlichen Einfluß betrachte ich auf Grund von Erfahrungen als ausgeschlossen. Es gibt keinen schädlichen Einfluß dort, wo die Handlung von einer endlosen Liebe zur Menschheit und von einem großen Maß von Verantwortlichkeitsgefühl getragen ist. Es kann zwar nicht verlangt werden, der erwachsene Leser solle jene Fehler entschuldigen, die Karl May **[260]** genau so wie jeder andre Sterbliche gemacht hat; diese Fehler sind aber solcher Art, daß sie dem jungen Leser weder auffällig sein noch gefährlich werden können.

Mehr Achtsamkeit und mehr Bekämpfung aber als Karl May würden, wenn die gesunde Entwicklung der Seele der Jugendlichen gewährleistet werden soll, die wirklichen Quellen des Bösen verdienen, durch die sich zwar der Erwachsne weder seine Lebensfreude noch seinen gesunden Glauben an den Sieg der edlen Menschlichkeit rauben läßt, die aber den Geschmack der Jugend, ihren Sinn für das Gute verderben und ihr Leichtsinn einimpfen. Dieser Quellen mögen sich diejenigen annehmen, die voller Angst wegen des ‚schlechten' Einflusses der Karl-May-Bücher sind. Ich denke dabei nur einmal an Gerichtsprozesse, die aus sensations-geschäftlichen Gründen in den Zeitungen breitgetreten werden – ein großes Prager Blatt hat sich noch im Sommer gerühmt, seine Spalte ‚Gerichtssaal' sei der beliebteste Lesestoff des Volkes –; an die planmäßige Erziehung zur geistlosen, übertriebnen Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, die wiederum von der Presse gepflegt wird; an gesellschaftliche und politische Skandale; an die Literatur, die bis zum Überdruß nur mit der Reizung des Geschlechtstriebs rechnet; an rücksichtslose und gemeine Zeitungsanzeigen, die ganz ähnlichen Zielen dienen. Ich will nicht in den Verdacht geraten, ein Mucker zu sein, aber ich frage: wo findet ihr in den Romanen Karl Mays etwas Ähnliches, was den berechnenden Anspielungen auf die Geschlechtlichkeit **[261]** gliche, die fast in der Mehrzahl aller Presseerzeugnisse vorkommen? Und in die gleiche Reihe mit all dem, was die Seele der Jugend zerstört, stellt ihr oder habt ihr gestellt – Karl May? Wer ihn wirklich liest und wer ihn liebgewinnt, der wird niemals mehr alles das lesen, was ich jetzt aufgezählt habe und nicht mehr wiederholen will. Und sollte er es doch vielleicht lesen, dann wird es ihm nichts schaden, denn der Schmutz wird ihn anwidern…

Ich bemerkte auch, daß die neue Ausgabe der Schriften Karl Mays im Text hier und da überarbeitet und durchgefeilt wird, wozu ja der Dichter selber zur Zeit seines fieberhaften Schaffens keine Muße gehabt hat. Dieser Eingriff ist sehr begrüßenswert, obwohl und weil er in keiner Weise tiefer in die ursprüngliche Form eindringt.

Auch das wissenschaftliche Urteil über Karl May ist schon anders geworden. Im Masaryk'schen Konversationslexikon lesen wir heutzutage schon etwas ganz andres als seinerzeit in [Jan] Ottos Konversationslexikon. Dort stand noch geschrieben, May hätte seine Werke aus orientalischen Sprachen übersetzt!

Die anregende Art der Erzählungskunst Karl Mays drängt dem Leser die Frage auf, inwieweit diese Erzählungen geschichtlich wahr sind, welche Personen gelebt haben, wo der Verfasser selber gewesen ist. Ich will hier nicht ins Breite gehn. Die Karl-May-Jahrbücher, die in Radebeul im Karl-May-Verlag herausgegeben werden, haben darüber genügend Stoff zusammengetragen, obwohl gerade diese Frage eigentlich gar nicht so **[262]** wichtig ist. Wer dasjenige sucht, was May dem Leser geben wollte, der weiß, daß es nicht entscheidend ist, ob Kara Ben Nemsi in diesem oder jenem Jahr in Afrika den Schott überquert hat oder nicht. Es fragt ja auch niemand ernstlich danach, ob Mária wirklich die Burg in Spís an die Ungarn verraten hat, wie das Alois Jirásek in seinem Buch ‚Die Bruderschaft' erzählt. Trotzdem möchten doch viele wissen wollen, wo er war, welche Personen er kennengelernt und was er dabei erlebt hat. Ich nehme mit Sicherheit an, daß der Dichter in seinem unruhigen Leben entweder Zeuge oder selbst Teilnehmer von Auftritten und Vorkommnissen war, die er dann in seinen Büchern in verschiednen Verarbeitungen geschildert hat; denn die Kenntnis von gewissen Ereignissen und Verhältnissen kann er unbedingt nicht bloß in seinem Studierzimmer erlangt haben, wenn dort auch noch soviel Hilfsliteratur vorhanden war.

Ich selber habe einst Gelegenheit gehabt, das Leben des Said Kaled Pascha aus Ankara – ehemals Angora – auszuforschen, der ja in der Erzählung ‚Der Verfluchte' im Buch ‚Im Schatten der Palmen' (‚Orangen und Datteln') auftritt. Die Angaben erhielt ich von einem Türken aus Istanbul namens Osman Dschelal Bei. Er vermochte mir zwar nichts Bestimmtes über das Leben des Paschas zu sagen, er ersuchte aber seinen Freund in Ankara um nähere Auskunft. Meine Anfrage begründete ich mit geschichtlicher und

literarischer Teilnahme. Mein Gewährsmann kannte die Werke Karl Mays nicht und sprach auch nicht deutsch. **[263]** Wir schrieben einander französisch, allerdings nicht nur wegen des Said Pascha, sondern auch noch aus andern Gründen. Meine Anfrage erging also bloß gelegentlich im Laufe des Briefwechsels. Damals, vor etwa zehn Jahren, erhielt ich nun die Nachricht, daß jener Pascha in Ankara wirklich gelebt hat, daß er bei seinem Heer sehr beliebt gewesen ist, denn er hatte einen guten Charakter, sonst war er auch wegen seiner Unparteilichkeit und Strenge bekannt, mit der er seines Amtes als Richter waltete. Leider kann ich diesen Brief nicht mehr vorfinden, doch erinnere ich mich ganz genau, daß darin geschrieben stand: ‚*et il* (der Pascha) *était doux comme un père pour les soldats* …' (zu den Soldaten war er gütig wie ein Vater). Er teilte mir auch genau mit, wann dieser Pascha regiert hat. Diese Angaben habe ich damals dem Karl-May-Verlag zur Verfügung gestellt.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch anführen, was ein neuerer französischer Reiseführer (*Guide bleu, èd. Hachette: Algérie et Tunisie* 1916) über die Gebiete des Schotts sagt, die uns May so anschaulich geschildert hat:

Die Schotts enthalten immer salzhaltiges Oberflächenwasser, natürlich nur an den tiefsten Stellen und nur in der Regenzeit, aber ihre Oberfläche, die von Krusten und Salzblüten bedeckt ist, ist wenig dicht und schwer beschreitbar. Gewisse Pfade, die sie durchziehen, bilden keine Gefahr, aber andre sind zweifelhaft und dürfen nur in der günstigen Jahreszeit und mit Hilfe eines erfahrenen Führers beschritten werden.

May hat auch einen gewissen Einfluß auf andre Schriftsteller ausgeübt, und zwar nicht nur in seinem Land, ich glaube auch bei uns. Ich will **[264]** hier keine Beispielte anführen, es ist mir aber schon geschehen, daß mir bei der Lektüre von Reisebeschreibungen gewisser tschechischer Schriftsteller, die ich gern und immer wieder lese, aufgefallen ist: diese Wendungen in der Handlung, diese Umstände oder diese Art der Schilderung sind ja so, als ob sie aus der Feder Karl Mays stammten. Vielleicht ist das ein Irrtum. Ich denke gar nicht daran, daß diese Ähnlichkeit beabsichtigt sein könnte, es ist aber möglich, daß im Gedächtnis schriftstellernder May-Leser ganz ohne Absicht gewisse Redewendungen verblieben sind, oder auch Schilderungen von Begebenheiten, die der Verfasser vor vielen Jahren gelesen hat, sei es auch im jugendlichen Alter.

Während einer Zeitspanne von 20 Jahren habe ich weder an mir noch an jemand anderem, auch nicht an der Jugend bemerkt, daß das Lesen der Reiseerzählungen Karl Mays nur den geringsten störenden oder gar unheilvollen Einfluß ausgeübt hätte. Ich kann deshalb nicht glauben, daß es anderen gelingen könnte, glaubhaft und ohne Fälschung nachzuweisen, daß diese Werke schädlich seien. Die Beweise für das Gegenteil sind recht zahlreich. Der Feldzug des Hasses und der Mißgunst war allerdings vor Jahren so mächtig, daß der Widerhall noch heute nachklingt. Aber die Feunde Karl Mays werden hierdurch nicht abgeschreckt werden. Sie sind nicht kritiklos oder sollten es wenigstens nicht sein. Jeder begeht Fehler. Auch May hat sie begangen. Aber keinesfalls in seinen Werken. Wer in seiner Jugend niemals May gelesen hat oder – ich wiederhole – nur **[265]** Verstand, aber kein Herz hat, der wird bei May allerdings niemals Beachtenswertes finden.

Und wenn Karl May sich kein anderes Verdienst erworben hätte, als daß er uns aus dem Staub des Alltags, aus der Unruhe und Hast des 20. Jahrhunderts auf ein Weilchen in eine feiertägliche Welt, zu den klaren Höhen seines Mount Winnetou erhebt, schon das genügte, ihm unser Herz zu gewinnen.

*

Dichter und Lügner[58]

Von Dr. Jan Thon [1886 – 1973]
Büchereioberrat und Direktor der Zentralbücherei der Hauptstadt Prag

©

*

[270] **Erziehung durch Karl May**

Von Gymnasialprofessor A. B. [Antonín Benjamin] Svojsík [1876 – 1938]

[58] Dieser Aufsatz ist eine Buchbesprechung aus den Národní Listy vom 8. Februar 1931 über das Buch ‚Karl May – ein Leben, ein Traum' von Dr. Otto Forst-Battaglia (Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien 1931). Der Verfasser dieser Besprechung hat mir in liebenswürdiger Weise die Erlaubnis erteilt, seine Betrachtungen hier zu wiederholen. Der Übersetzer.

Reichsführer des Verbandes der tschechoslowakischen Pfadfinder Prag

Wenige Jugendschriften haben in solchem Maß gegen Unverständnis zu kämpfen gehabt wie die Werke Karl Mays. Diese Bücher flogen wie Bomben in eine Hochflut von vermodertem geist-, phantasie- und humorlosem Machwerk, mit dem damals die Schulbüchereien von gewerbsmäßigen Schreibern gefüllt wurden.

Das geschah in einer Zeit, als die Erzieher uns Schülern, die wir uns in den Schulklassen krümmten, mit hochtrabenden Worten die hellenischen Ideale eines vollkommenen Menschen schilderten, der in der prallen Sonne des Südens lebte; gleichzeitig wurde aber jedermann, der in Verdacht stand, irgendeinen Sport zu betreiben, schwer bestraft. Als dann behauptet wurde, May sei überhaupt nicht in Amerika gewesen[59], und als auch irgendeine Jugendsünde von ihm zum Vorschein kam, da war es klar, daß an allem Makel der Jugend der ‚Sohn des Bärenjägers' schuld sei; insbesondere, wenn irgendein Brausekopf, der zufällig auch Karl May gelesen hatte, in die weite Welt nach Abenteuern pilgerte. Damals war man sich nicht bewußt, daß bei einem gewissen Alter der Hang zur **[271]** Romantik von einem jeden jungen Geschöpf Besitz ergreift und daß die Sehnsucht nach Abenteuern das Schicksal eines jeden heranwachsenden Knaben ist, der von gesunden Trieben beherrscht wird. Die Tadler konnten nicht begreifen, daß gerade in diesem Lebensabschnitt, wo sich der Charakter bildet und der werdende Mensch leicht auf Abwege zu geraten vermag, eben Karl May der Jugend das Ideal, ein ‚Gentleman' zu sein, vor Augen gestellt hat, sei es auch in den Fetzen eines Westmannes. Allerdings fiel es ihnen nicht einmal in den kühnsten Träumen ein, daß sich einst ein schöpferischer Kopf, sogar ein Nichtfachmann, finden würde, der, diese natürlichen Neigungen der Jugend benützend, auf Grundlage der Romantik und des Urwüchsigen eine hervorragende Erziehungslehre schaffen sollte, die der Jugend nicht nur die volle Jugendfreude bietet, sondern auch die Erkenntnis des Lebensernstes.

Es ist auch ein Verdienst Karl Mays, daß er uns den Indianer in einem bessern Licht zu zeigen verstand, denn gerade der Indianer entwickelte sich unter den Urvölkern am höchsten und überragte in körperlicher wie in sittlicher Hinsicht bei weitem seine europäischen Unterdrücker. Etwas Ähnliches finden wir in der heutigen Zeit. Das Kino wird in Bausch und Bogen verurteilt, obwohl es für die breitesten Volksschichten ebenso ein Quell der reinen Freude, der Verherrlichung von Kraft, Ehrlichkeit und Strebsamkeit und ein Born des Humors geworden ist, denn diese Eigenschaften sind heutzutage der Gegenstand der Mehrzahl aller guten Filme.

Glücklicherweise begegnen wir aber immer wieder der alten Erfahrung, daß eine gute Sache über die **[272]** Köpfe aller engstirnig tadelnden Fachleute hinweg ihren breiten Widerhall im gesunden Gefühl des Volkes findet.

*

Der Kampf um Karl May

Von Jaroslav Frey [1902 – 1983]

Büchereiverwalter, Prag

©

*

Unsere Jugend und die Abenteuerliteratur

Von Tonda Mádl [? - ?]

Reichsführer der tschechoslowakischen nationalsozialistischen Pfadfindergemeinde, Prag

Im Mannesalter überfallen einen oft schwere Augenblicke. Manchmal wird einem fast das Herz zu schwer. Das ganze Elend des Lebens, die Hinterlist und die Selbstsucht bestauben mit ihrer Asche alle

[59] Karl Mays Amerika-Reise im Jahr 1908 steht ja urkundlich fest. Vieles spricht jedoch dafür, daß er schon um die Zeit 1862 – 1863 und auch im Jahr 1869 in Amerika weilte. Näheres darüber ist in Band 34 der Gesammelten Werke (‚Ich'), S. 487 ff. zu finden.
Die Herausgeber.

60

61

62

63

Herrlichkeiten der Welt, und in der Seele entsteht ein wunderlicher, tragisch verhärteter Eindruck. In solchen Augenblicken versenkt sich der Mensch in sein Inneres, er sucht an seinem eignen Ich einen einzigen klaren Punkt, auf dem er, wie in einer sonnigeren Welt, wenigstens für ein Weilchen Fuß fassen könnte; er möchte gern liebkosen und sich freuen. Das sind die Erinnerungen an die eigne Kindheit, Erinnerungen an die Augenblicke, da der Mensch noch geglaubt hat, daß die irdischen Wege nur mit Rosen gesäumt seien und daß er im Leben nur der Freude begegnen werde.

Wir denken zurück an alle die Träume, in denen wir einst gelebt haben – und, o Wunder: tausendfach **[285]** sehnen wir uns danach, das alles möchte doch wenigstens auf ein Weilchen zurückkehren… Voll Wehmut schreiten wir zur Bücherei, die wir uns kreuzerweise angeschafft haben. Aus der Reihe der Bücher greifen wir den Band heraus, der uns in unsrer Kindheit am meisten erfreut hat und an den wir uns am liebsten erinnern. Mit unendlicher Wonne vertiefen wir uns in die Zeilen dieses Werkes, und es ergreift uns wie ein Zauber: das ganze jetzige Leben zieht mit ungeheurer Schnelligkeit von dannen ins unbekannte Nichts, und vor uns öffnen sich märchenhafte Landschaften voll verlockender Romantik, voller Kämpfe und Ringen. Ein Bild wird durch das andre abgelöst, und alles ist irgendwie anders: die Jugend ist wieder eingekehrt in der düstern Zimmerecke. Alle Freuden der Kindheit erklingen, und darum sollen alle, die uns diese Bücher geschaffen haben, gesegnet sein. Sie haben uns im Mannesalter die Jugend, die Freude und die Ruhe wiedergebracht…

*

Was las ich am liebsten?

Als ich noch ein kleiner Junge war, wohnten wir am Fuß des Böhmerwaldes. Ein schönes, ruhiges Tal, darin ein Städtchen [Rašovice/Úštěk] mit einem roten Kirchturm, ringsum schwarze, tiefe Wälder, von denen man behauptete, es sei nicht ratsam, sie mittags aufzusuchen, denn ein Schreck gehe dort um, ein kleiner Kobold, der die Verirrten in die tiefen Dickichte locke, um sie dort niederzudrücken und aus ihrem Körper alles Blut auszusaugen. In der Ferne schlummerten die geheimnisvollen **[286]** Trümmer der Feste Helfenburg. Unser Lehrer in der Volksschule war ein begeisterter Geschichtsforscher. Nur er verstand das alles zu erzählen. Begann er in der kleinen Schulstube zu plaudern, dann rückten wir näher aneinander, und gebannt von Klang seiner Stimme, vermochten wir kaum aufzuatmen. Die schönsten und romantischsten Bilder jagten durch unsre Köpfe, die Helfenburg sahen wir dann mit feierlicher Ehrfurcht und mit Grauen an. In einem Winkelchen unsrer staunenden Kinderseele wünschten wir uns, einmal in den verfallnen Mauern zu hausen und irgendeines jener großen Ereignisse mitzuerleben, die sich vor Jahrhunderten hier abgespielt haben mögen. Einige Jahre dauerte das an. Dann kam die Erdkunde, und das war wohl schon etwas mehr. Wir verließen die dunklen Waldgründe, und vor unsern Augen erschienen weite Steppen, Wüsten und Prärien, wo der Mensch freier leben konnte. Hier bedrückte ihn nichts; nichts stand im Wege, wenn der Mensch zum freien Himmel aufblicken wollte, und es war eine Kleinigkeit, in die Ferne hinauszustürmen. Die Welt, die sich bislang bloß um die Burgtrümmer gedreht hatte, wurde nun zu unendlichen Weiten gedehnt. Hier konnte das Wild noch frei umhertollen. Und der Mensch, wollte er hier seinen Lebensunterhalt finden, wollte er hier überhaupt bestehen, mußte tausenderlei Gefahren trotzen. Aber diese Gefahren waren gar nicht schrecklich und konnten kein Grauen erregen. Die Bärenjagd, der Kampf mit Löwen und mit wilden Stämmen waren ein Kinderspiel. War nur ein wenig Mut und Scharfsinn vorhanden, so mußte der Mensch **[287]** in jedem Fall zu einem Helden werden. Damals schon kam mir Jules Verne in die Hände. Der Lehrer lieh ihn mir aus seiner Bücherei. Ich erinnere mich daran, als wäre es heute geschehn: auf der ersten Seite des Buches beim Lesen der Überschrift ‚Auf einer Eisscholle über den Ozean'[64] erfaßte mich eine riesige bangende Freude. Bis in die Nacht saß ich über dem Buch.

Die Geschichtsromane flogen in die Zimmerecke, auch die Märchen verschwanden, und gerade nach diesem Buch begann ich einen riesigen Lesehunger zu empfinden. Im Lauf eines Jahres hatte ich den ganzen Verne durchgelesen, einmal, zweimal, dreimal… Mein ganzes Leben hatte sich umgestülpt, jede Angst und jedes Bangen, die je in mir gewesen, waren verschwunden; ich fühlte mich ständig als Held, und nicht einmal die dunklen Wälder der Umgebung vermochten mich zu schrecken. Jetzt ging ich erst recht in

[64] Ein Blick in den Aufsatz von Dr. F. Běhounek, S. 369 des vorliegenden Jahrbuchs zeigt, daß diese Fabel Jules Vernes [Das Land der Pelze], wie so manche andere, Wahrheit geworden ist. Die Herausgeber.

den Wald und spürte nach dem Schreck, um mit ihm einen entscheidenden Strauß auszufechten. Verwunderlich: der Schreck war nirgends zu finden, obwohl ich mich so sehr danach sehnte, ihn zu erblicken. Damals ahnte ich den Trug aller Märchen, und die innerliche Wonne, daß ich diese Erkenntnis durch eigne Entschlossenheit erworben hatte, war für mich als Knaben ein Besitz von unschätzbarem Wert. Ich glaubte den Märchen überhaupt nicht mehr. Eines Tages kam aber mein älterer Bruder und brachte merkwürdige Bücher. Sie hatten noch merkwürdigere **[288]** Namen, die schwer zu merken und noch schwerer auszusprechen waren. Darin gab es so viele verlockende Bilder, daß ich trotz dem Verbot meines Vaters doch eines Abends heimlich darnach langte und mich hineinverbiß. Alles andere verlor für mich an Reiz und Wert. Auf wenigen Seiten machte ich zahlreiche Abenteuer durch, und zum Schluß fanden sie mich zu Hause eingeschlafen über dem Buch. Damals gab's große Entrüstung. Der Vater ging einige Tage mit finstrer Miene umher, und die Bücher mußten aus dem Haus. Der Lehrer hielt in der Schule eine Predigt über die Schädlichkeit gewisser unpassender Schmöker. Mein Vater unterstrich all das mit seiner derb zugreifenden rechten Hand.

Jahre vergingen, und ich hatte das alles bereits vergessen. Einmal aber, beim Besuch eines Schulkameraden – damals war ich schon in der fünften Klasse der Prager Schule – erblickte ich wieder die bekannten Bilder – und da hielt mich niemand mehr. ‚Winnetou' las ich in einem Atemzug, ich las weiter den ‚Old Surehand', den ‚Sohn des Bärenjägers', und der Reihe nach ging es von Buch zu Buch… Es war für mich eine gewaltige Erschütterung. Ich fand in diesen Werken den aufrichtigsten Freund und unterlag mit meinem ganzen Wesen ihrem großen Zauber. Aus den Prärien ließ ich mich in die Wüsten entführen, aus den Gebieten der dahinsterbenden Indianer in das Land des Halbmonds – alles natürlich hübsch geheim, damit zu Hause niemand davon ein Sterbenswörtchen erfahre, nicht einmal der Lehrer. Damals wurde das verbotne Lesen sehr streng **[289]** bestraft. Der Lehrer ließ nicht mit sich spaßen, und wenn er jemand beim Lesen dieser Bücher erwischte, rügte er es ohne viel Federlesens mit einer schlechten Sittennote. Von dem Menschen, der diese Bücher verfaßt hatte, wurde gar mancherlei erzählt. Er war angeblich ein Räuber, ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft, und alles, was er in den Büchern geschrieben, so hieß es, sei nichts als Lüge, niemals sei er draußen in der Welt gewesen, und ich weiß nicht, was noch alles mehr. Ich kann mich an all das Gerede im einzelnen nicht mehr erinnern. Was nützte es denn? Vor jedem andern Buch gab ich dem ‚Sohn des Bärenjägers' oder dem ‚Geist der Prärie'[65] den Vorzug, und ich schenkte ihnen mein ganzes Herz. Die Bücher fesselten und umschlangen mich mit zaubervollen Banden, aus denen es kein Entrinnen mehr gab, und schließlich wollte man auch gar nicht vor ihnen fliehen.

Das war May… Er begleitete mich von meinem elften Lebensjahr bis zum heutigen Tag. Sein Winnetou lebte in meiner Seele, und sein Schicksal hat mich ungemein gerührt. Ich wollte nicht glauben, daß er in der Blüte seines Lebens fallen und nicht mehr erwachen konnte…

Vor nicht langer Zeit war ich seelisch niedergeschlagen. Der Mensch wehrt sich nach allen Seiten; und wenn er auch noch so stark ist, versagen die Nerven eines Tages doch ihren Dienst. Tief unten in der Bücherei lag eine Reihe lieber alter **[290]** Bände. Darunter war auch ‚Winnetou'. In der Traurigkeit des Abends hob ich ihn ans Lampenlicht, setzte mich zu ihm hin – und alles um mich her verschwand: Schmerz und Trauer, Übermüdung und Niedergeschlagenheit. Wieder öffneten sich die Savannen, die Sonne brannte, die Urwälder durfteten, es erklang der Kriegsruf der Komantschen, Flintenschüsse krachten, und ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte, ein Kampf der Edelmenschen gegen Schufte. Die Gestalten Winnetous und Old Shatterhands schritten durchs Zimmer und gossen in die trauernde Seele neuen Mut, Freude und Hoffnung…

*

Welchen Einfluß hat die Abenteuerliteratur auf die Jugend?

Bei manchen Menschen, die die Jugend nicht verstehn und niemals ihrem Herzen nähertreten können, findet man einen vollkommen ablehnenden Standpunkt. Sie behaupten, alles Übel der heutigen Zeit rühre von der Verbreitung der Abenteuerliteratur unter der Jugend her. Die Jugend eigne sich durch das Lesen dieser Bücher den Hang zum Bösen an, sie übernehme alles urteilslos und ahme es dann nach, wobei sie die bescheidnen, guten Dinge nicht beachte, die hier und da zwischen den Zeilen zu finden seien. Diese

[65] Beide Erzählungen werden in der deutschen Ausgabe von Karl Mays Gesammelten Werken als Band 35 ‚Unter Geiern' geführt. Die Herausgeber.

Verdammung in Bausch und Bogen betraf am meisten Karl May. Ich bin überzeugt, daß ihm damit auch am meisten Unrecht geschehn ist. Seit dem Beginn des Mannesalters befasse ich mich mit der Jugend, und zu allen Zeiten habe ich **[291]** mir ein besondres Verständnis für die Jugend bewahrt. Manchmal bedaure ich es wirklich, daß sich mein Leben so merkwürdig gestaltete, daß ich nicht Lehrer werden konnte. Ich tröste mich aber, daß es auch so gut sein kann. Je weniger ich bei freiem Arbeiten an die ledernen Vorschriften für den Unterricht gebunden bin, um so mehr kann ich an Liebe zur Jugend aus mir entströmen lassen. In diesen langen Jahren habe ich vieles begriffen und die Jugend vollkommen verstehn gelernt. Ich fühlte ihre Vorliebe, ihre Sehnsucht und auch ihre Träume, ich verglich oft ihr Leben mit dem meinigen. Ich fand vieles, was übereinstimmte, und lernte begreifen, daß die heutige Jugend weiter ist als wir im gleichen Alter.

Die geschichtlichen Ereignisse schäumen an ihr vorbei. Gekrönte Häupter sinken von den Höhen ihrer Macht herab, neue Staaten erstehn aus Leid und Schmerz, und durch die Tore des Lebens wälzen sich neue und immer neue Gedanken. Das Leben nimmt zu jeder Stunde neue Formen an. In hunderttausend Fällen hat die Maschine die Menschenkraft ersetzt und zwingt den Menschen, ihr mit dem größten Kraftaufwand zu dienen. Die Persönlichkeit wurde verneint oder wenigstens zur zweitrangigen Sache herabgemindert, und das Leben ging in ein ewiges Einerlei über und wurde dadurch nur um so schmerzlicher. Aller Zauber und alle Reize wurden ihm genommen, alles trägt den Stempel der schweren Sorge ums Brot. Der Jugend wurden die meisten Waldflecken geraubt, und so stehn dort, wo wir vor Jahren unsre schönsten Spiele abhielten, wo wir die heldenhaftesten **[292]** Schlachten schlugen, himmelhohe moderne Zinskasernen; eintönige Straßen sind ausgespannt wie Fangarme. Der Zauber der Umgebung verschwand ins Ungewisse und Unwiederbringliche. Rasen und Wälder können aus dem Straßenpflaster niemals mehr zum Leben erweckt werden, und so hat die Jugend, besonders in den Städten, lange nicht mehr die Freuden, die sie früher besessen hat.

Wir, die wir uns mit dem Seelenleben der Jugend befassen, fühlen recht gut ihr Bangen und ihre unbefriedigte Sehnsucht. Wir leben uns in ihre Lage hinein, wir zergliedern ihr Inneres und kommen zu einem eindeutigen Schluß: damit die Jugend nicht vorzeitig altere und an ihrer Beweglichkeit einbüße, müssen wir ihr das, was sie im Namen des Fortschritts der Kultur und einer vernünftigen Wirtschaft verloren hat, wenigstens teilweise ersetzen. Um die Jugend vor seelischem Niedergang und vor alterndem Verzagen zu bewahren, müssen wir ihr weiter ihre Träume lassen. Denn von Tausenden von Dingen wurde der Schleier des Geheimnisvollen hinweggezerrt, Tausende von Gegenständen haben das Zauberhafte verloren, Tausende von Dingen sind alltäglich geworden. Gebiete, die uns einst betörend lockten, sind heute in Greifweite gerückt. Und deshalb brauchen wir uns nicht zu wundern, daß die Jugend sich auch weiterhin nach Abenteuern sehnt.

Das Leben bietet ja heute so wenig, und der Jugend sicherlich am wenigsten. Es genügt kaum, uns vor der Wehmut zu retten. Darum ist es notwendig, daß die Jugend abenteuerliche Bücher liest, und alles, worum sie durch das moderne Leben **[293]** ärmer wird, soll sie wenigstens auf den Seiten ihrer Bücher miterleben. Daß die Jugend dabei sittlichen Schaden erleiden könnte, wird wohl kaum jemand glauben. Vielleicht nur der, dessen Leben zu lauter Dreiecken gestaltet wurde oder dessen Herz durch eine falsche Moral verdorben ist. Das Abenteuer wird für die Jugend stets eine freudige Erregung darstellen. Sie wird so die Welt besser betrachten können und dort, wo andre allzu zaudernd zu eignem Schaden über jeden Schritt nachgrübeln, wird diese Jugend froh, wacker und mutvoll einherschreiten. Und sollte auch in einem derartigen Buch eine verbogene Anschauung vorkommen, so wird nicht einmal das der Jugend schaden. Der Mensch kommt doch mit soviel ähnlichem schiefen Zeug im Leben zusammen, mit vielem muß er selber kämpfen, und wenn er nur ein wenig fest ist, dann weicht er vor nichts zurück und wird mit allem fertig. Und die Jugend? Sie spürt viel besser als sonst jemand alle Falschheit und allen Mißklang.

*

Wie urteile ich im besondern über Karl May?

Ich sage vorweg und offen heraus: ich empfehle ihn für die Knaben. Und noch mehr. Regelmäßig abends, wenn wir am Lagerfeuer sitzen, wenn im Westen die Glut erloschen ist und die Wälder vom Dunkel ergriffen worden sind, dann lese ich ihn vor. Und es ist reizvoll, die Wirkung zu beobachten. Zuerst hören die Knaben in ähnlicher Weise zu, wie wenn ich ein Märchen läse. Nach einem Weilchen wirkt irgend etwas Mächtiges auf sie ein, und **[294]** nun weiß ich, daß sich soeben vor ihrem geistigen Auge die Prärie geöffnet hat, und

jedes Wort, jede Seite des Romans hat nun greifbare und lebendige Formen angenommen. Die Schicksale der Buchhelden sind nicht bloß Erzählung geblieben. Sie blieben nicht mehr bloße Worte. Sie wuchsen zu menschlichen Tragödien und vor allem zur Trauer über all das, was hier an schlechten Taten verbrochen wurde. Der verzweifelte Endkampf einer Menschheitsrasse um eine Sekunde ihres Lebens wirkte mächtig auf die Hörer ein, und wenn ich aus den geweiteten Augen der Knaben und Mädchen etwas herauslesen konnte, dann war es die unwandelbare Überzeugung von dem großen menschlichen Unrecht, das hier an einer ganzen Rasse begangen wurde. Unzählige Male nach einer solchen Stunde verlangten die Jungen mehr zu erfahren: sie vermochten nicht zu begreifen, warum es im Leben soviel Unrecht gibt, warum die weiße Rasse eine so schroffe und unversöhnliche Stellung gegen die farbigen Völker eingenommen hat. Natürlich entstanden hieraus stundenlange freie Aussprachen, die sich nicht bloß auf diesen Gegenstand beschränkten. Die Wechselreden gingen tief und tiefer, und vieles wurde durchgesprochen, was auch heute noch in der menschlichen Gesellschaft von Bedeutung ist.

Und wir kamen zu leicht begreiflichen Schlüssen: die Erhabenheit des Pfadfindergedankens, die in unserm Pfadfindergesetz niedergelegt ist und die von uns allen unbeschränkte Liebe zum Menschen verlangt, wurde durch all das begründet. Aus jeder Seite, aus jedem Satz schöpften die Knaben **[295]** Lebensmut und Entschlossenheit zu Kämpfen. Und wenn Old Shatterhand oder Winnetou ihre Herzen in Fesseln schlug, so geschah es nur deshalb, weil die Jugend die großen Heldenseelen dieser beiden Männer zu schätzen verstand und weil sie die unendliche Liebe begriff, die in ihnen wohnte. Auch ihr wurden diese Helden zu besten Freunden. Ihr Bild setzte sich in den Gedanken der Knaben fest und beherrschte sie.

Es wundert mich deshalb gar nicht, wenn sich die Burschen diese Namen als Pfadfindernamen wählten. Sie konnten einfach nicht anders. Sie gewannen sie innig lieb um all des Guten willen, das sie getan; Falschheit, Übel, Ichsucht und Grausamkeit, alle diese Eigenschaften wurden im gleichen Augenblick zu allertiefst vergraben, und die herrlichsten Vorsätze, die von den Knaben gefaßt wurden, zielten auf Verteidigung der Wahrheit und Wahrheitsliebe. Die Wahrheit mußte vertreten werden, unerschrocken, mutig und immer…

Dies ist das große Gut, das May der Jugend übergeben hat. Puritaner und Pharisäer haben ihn dafür vor Jahren verketzert. Zumeist aus Mißgunst, weil er es verstanden hat, die Kinderseele zu packen, was andern nicht gelungen ist. Er hat die herrlichsten Pfade zum Herzen der Jugend gefunden. Mit feinen Worten wies er auf den guten und edlen Menschen hin. Heute ist Karl May aus der Acht erlöst. Heute geschah das, was schon vor Jahrzehnten hätte geschehn sollen.

*

[296] **Erinnerungen an den ‚Sohn des Bärenjägers‘**

Von Ing. Jaroslav Štych [1881 – 1941]
Reichsführer der sozialistischen Pfadfindervereinigung, Prag

Etwa 40 Jahre sind seither verflossen; damals hatten wir in der Schulbücherei artige Märchenbücher über Prinzen, Ritter, schöne Prinzessinnen, Dornröschen und Aschenbrödel, ganz abgesehn vom Rotkäppchen und vom dummen Hans. Wir Jungens, voll Sehnsucht nach Romantik, rührten diese Sachen gar nicht mehr an. Aber auch nicht die Erzählungen aus dem Dorfleben mit Familienverwirrungen auf altem Grund und Boden oder kleinbürgerliche Geschichten mit sentimentalen Liebschaften vermochten uns anzulocken. Gern lasen wir Heldensagen, doch sahen wir in derlei Werken nichts Wirkliches, denn wir lernten gar bald, die Mär vom wirklichen Leben zu unterscheiden. Es schien damals, als sei es der Grundsatz aller Erzieher, in uns Jungen jegliche Sehnsucht nach Romantik und Abenteuern zu unterdrücken, um uns recht früh an das Werktagsleben zu ketten. Es sollte in uns alles das abgetötet werden, was in andern, glücklicheren Ländern eben in der Jugend die kämpferischen Charaktere auszulösen vermag. Solche Charaktere können durch nichts davon abgebracht werden, selbst unter Einsatz des eignen Lebens mit dem bisher Unbesiegten zu kämpfen und Unbekanntes zu entschleiern.

Wir sollten brave, artige Bürschlein werden, die sich recht lange an Mutters Röcken angeklammert hielten, damit wir dann später im Leben richtige **[297]** Spießer würden, denen das Nest, in dem sie geboren wurden, die ganze Welt bedeutete. Worin sollte sich also unsre Sehnsucht nach mannhaften Taten, nach Entschlossenheit, Edelmut der Zivilisationsvorkämpfer auswirken?

Bei einem bekannten Verleger in der Prager Altstadt erschienen damals blutrünstige Geschichten aus der Verbrecherwelt, und durch eine geschickte Werbetätigkeit wurde dieses Verbrechen sowohl unter der städtischen Jugend als auch auf dem Lande verbreitet. Ich kann hier unter vollster Verantwortung erklären, daß es eben Karl May und Jules Verne gewesen sind, die unsre Jugend vor dieser Sorte von literarischem Unrat sowie vor den Markterzeugnissen, den sogenannten Indianergeschichten zu zehn bis fünfzehn Kreuzern, bewahrt haben, vor den minderwertigen Indianergeschichten, die als Unkraut und Schamrotzer neben den edlen Gedanken Karl Mays gediehen.

Ich war etwa zehn Jahre alt, als ich das erste May-Buch, den ‚Sohn des Bärenjägers', in die Hand bekam. Beim Lesen dieses Buches schien es mir, als hätte sich mir eine bisher unbekannte und unzugängliche neue Welt der jugendlichen Träume eröffnet. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie dieses Buch dann von Hand zu Hand wanderte und wie es schließlich unsre einzige Sehnsucht wurde, spät abends, wenn zu Hause alles bereits im tiefsten Schlummer lag, mit dem lieben Buch beim Kerzenlicht auf den Spuren der Westmänner zu schreiten. Es gab vielleicht kein Buch, das mehr verbreitet gewesen und geliebt worden wäre als diese abenteuerliche Erzählung von den Schicksalen eines **[298]** beherzten Jungen, der seinen verschollnen Vater suchen ging und der dann in den rauhen Männern des amerikanischen Westens Helfen und Schützer fand, die voll edler Begierde und Mut bei dieser guten Sache waren. Der Humor, mit dem sie uns gerade in den gefährlichsten Lagen in Erstaunen versetzten, war etwas ganz Neues, genau so wie ihre Kenntnis der Natur und das scharfsinnige Denken, womit sie es verstanden, selbst aus den geringsten Spuren zu bestimmen, was an Ort und Stelle vorgefallen war. Das waren Männer nach unserm Geschmack, Helden unsrer Zeit, und die spätere üble Nachrede, May habe Amerika gar nicht gesehn und habe sich das alles nur ausgedacht, vermochte nicht im geringsten unsre Begeisterung zu dämpfen.

Im Gegenteil! Seine Erfindungen werden edel, voll Menschlichkeit und Liebe zur unterdrückten roten Rasse. Wie viele Dichter wären imstande, in der Natur eine Lerche zu erkennen, obgleich sie diesem Vöglein ganze Gedichte widmen? Wie viele Schriftsteller sind über die Geschichte der Zeit unterrichtet, in der sich ihre Romane abspielen? Die meisten kennen das Leben nur aus der Beobachtung vom Kaffeehausfenster aus!

Übrigens ist genau so über Jules Verne geurteilt worden, und doch gewinnt sein literarisches Werk und seine Phantasie gerade jetzt die vollste Anerkennung. Das heutige Pfadfindertum aber, [Ernest Thompson] Setons Waldverwandtschaft und das Wochenendcamping sind die Verkörperung von Mays Westmannsträumen, in denen entschlossene Jäger, Goldgräber, Cowboys, mutige und edle Gestalten eines aussterbenden **[299]** Menschenschlages auftauchen, die heutzutage für die Vertrautheit mit der Natur und ihrer Sprache als Muster dienen können.

Karl May war der Schriftsteller unsrer Jugend, er schuf eine neue Form der Romantik, eine Form, auf die wir gewartet hatten; und lange noch wird er der Jugend, die aus seinen Schriften die Natur, edlen Mut und Menschlichkeit lieben gelernt hat, ein Lehrer und Berater bleiben, wie ihn eben die Zeit erheischt.

*

Ein Karpathenjäger über Karl May

Von A. Jablonský [? - ?]
Schulleiter, Slatinka (Slowakei)

Karl May, der grausam verfolgte, wurde bei uns verschmäht, nicht so sehr wegen seiner Werke, sondern eher darum, weil er ein Deutscher war. Ich sage: ein schlechter Vogel, der sein eignes Nest beschmutzt. Karl May hat sich aber nirgendwo auch nur mit einem Wort abfällig über andre Völker geäußert, überall predigt er Frieden und Nächstenliebe. Andre wieder werfen ihm fanatischen Glauben vor. Jawohl, heute betrachten viele den Glauben als etwas Mittelalterliches. Und trotzdem hat doch May niemals andre Religionen herabzusetzen getrachtet, er suchte überall den Weg zur Wahrheit. Und dieser May verdirbt die Jugend, dieser Schriftsteller, aus dessen Werken Priester ihre Leitgedanken entnehmen? Die Geschehnisse seiner Romane sind angeblich allzu unglaubwürdig. Nun, behauptet May an irgendeiner Stelle, er habe alles selber erlebt?

[300] Wer sein ‚Ich' nicht begreifen kann, der kann auch über May nicht urteilen. Wer seine Gedanken nicht zu fassen vermag, der möge lieber Buffalo Bill lesen. Dort kann er Freude am Morden finden. Auch ich las als Knabe May nur wegen der Abenteuer, später habe ich ihn sogar verurteilt –, und heute lese ich ihn

wiederum, und in jede Zeile vertiefe ich mich. Woher konnte May soviel Kraft gewinnen, daß er inmitten einer maßlosen Hetze soviel schrieb? Daran denkt wohl niemand. Woher kennt er die Verhältnisse und die Gebräuche der fernen Länder? Hat er das alles aus Büchern geschöpft? Der Mensch, der in Städten lebt und seines Lebens sicher ist, der das Land von oben herab betrachtet, der die Armut verspottet, der glaubt wohl, das Paradies sei in Kaffeehäusern und Bars; wer aber die Natur liebt, der flüchtet hinaus, der fühlt mit ihr und versteht es, in ihren Geheimnissen zu lesen. Und wer hat es verstanden, die Natur herrlicher zu schildern, das Leben des Jägers und Wildwestmanns fesselnder zu gestalten als gerade er? Mir ist, wenn ich May lese, als hörte ich am Lagerfeuer in den Karpathen unglaubliche und doch wahre Geschichten der Nimrods.

Ich selber habe vieles erlebt, was Jäger aus dem Tiefland wohl als Latein betrachten würden, wenn ich das alles erzählen wollte. So viel Jagdabenteuer kann nur derjenige schildern, der sie wirklich erlebte, und Karl May hat das getreulich getan. Und er soll nicht gereist sein! Ist es weiterhin nicht auffallend, daß er die Handlung seiner Romane in verschiedenen Ländern nur an bestimmten Stellen sich abspielen läßt, diese Stellen dann **[301]** aber genau beschreibt? Und warum soll er amerikanische und afrikanische Gebiete nicht durchwandert haben? Konnte er doch dabei in den Reservationen der Indianer oder unter den Beduinenzelten Stoff für seine Werke sammeln. Und wer kann wohl behaupten, daß May nicht gar manches selber erlebte? Er hat ja keine Unmöglichkeiten beschrieben – denkt nur an den Aufstand der Kurden und das Gemetzel der Araber in Palästina vor einigen Jahren! Diese beiden Vorfälle sind in der Gegenwart geschehn, und wer zufällig dabei gewesen ist, hat sicherlich noch unglaublichere Dinge erlebt. Und was haben die tschechischen Legionen durchgemacht? Natürlich steht in den Wüsten Arabiens und der Sahara, in den Urwäldern von Nordamerika sowie in der Tajga von Asien kein Schutzmann mit dem Gummiknüppel im Hinterhalt. Wie scharf die Augen und die Sinne eines solchen Buschmannes sind, das habe ich selber recht oft beobachten können. Das vermag man aber schwer zu schildern, das will erlebt sein, und nur eine Meisterhand ist imstande, das alles mit der Feder festzuhalten.

Und hätte May zehnmal soviel Bücher geschrieben, nie würde ich es bedauern, das Geld dafür zu opfern. Hundertmal lieber lese ich seine Werke als alle andern Romane zusammen; denn aus der Feder Mays strömt eine Liebe, die nicht sinnlich, aber um so aufrichtiger ist, eine Liebe zur Natur und zu allen Geschöpfen. Seine Worte wirken erhebend, und die Handlung seiner Erzählungen ist trotz aller Spannung auch innerlich wertvoll, wodurch jedwede Ansprüche befriedigt werden können. Es genügt wohl nicht, seine Werke nur einmal zu **[302]** lesen. Ich lese ein jedes zweimal, zuerst die Handlung, die mit gesundem und unschätzbarem Humor gewürzt ist und eine ausgezeichnete Personenbeschreibung aufweist, beim zweiten Lesen suche und finde ich die darin versteckte Wahrheit, den tiefern Sinn, die Idee und die Liebe.

*

Wer vermag ihn zu verurteilen?

Von A. V. [Archibald Václav] Novák [1895 – 1979]
Forschungsreisender, Horní Černošice[66]

©

*

Karl May – überschätzt und unterschätzt

Von Dr. phil L.[Lubomir] Milde [1896 – ?]
1.Vorsitzenden-Stellvertreter des Vereins ‚*Volná myšlenka československá*' (Tschechoslowakischer Freier Gedanke), Prag

Die Jungens waren schon immer ein kampflustiges Volk und werden wohl stets nach Abenteuern dürsten. Auf der Schulbank lesen sie darum die allerschönsten Lesebücher nur der Pflicht gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Unter der Bank aber verschlingen sie die streng untersagte Abenteuerliteratur.

Vor Karl May bestand ihre seelische Kost aus rohem, geschmacklosem und grobem Schund. Dieser Unrat übte auf die seelische und moralische Entwicklung **[305]** der Jugend einen sehr verheerenden Einfluß aus. Dieser Schund wurde von literarischen Tagelöhnern verfaßt, ganz ohne Verantwortlichkeit, bloß um des

[66] A. V. Novák ist der Verfasser berühmter Reiseromane über Tahiti und Japan sowie der ‚Inseln unterm Wind'. Diese Werke hat er auf Grund eigner ausgedehnter Reiseerfahrungen verfaßt. Er selber hat ein großes Stück des Erdballs bereist. Der Übersetzer.

Verdienstes willen. Er erweckt die niedrigsten Triebe, und auf einigen wenigen Seiten wird eine Unzahl von Leichen aufgetischt, bloß damit der Leser auf seine Kosten kommt.

Mays Romane stehn unendlich über diesem Schund, in der Form und auch dem Inhalt nach. Ihr Verfasser hat sich schon dadurch große Verdienste erworben, daß es ihm endlich gelungen ist, durch seine Romane wenigstens teilweise diesen literarischen Unrat zu verdrängen. Aber nicht genug damit: als Verdienst kann ihm auch noch angerechnet werden, daß er viele Nachahmer und Jünger gefunden hat, die nach seinem Muster zu schreiben begannen und ihre Romane dadurch literarisch wertvoller gestalteten.

Allerdings begehn meiner Ansicht nach die Menschen, die Mays Bedeutung überschätzen, einen Fehler, indem sie seinen Werken eine allzu große erzieherische Bedeutung beimessen und auf die religiösen und moralischen Erwägungen hinweisen, mit denen May die Romanhandlung durchflochten hat. Wenn ich aber diese Vorbehalte mache, dann kann ich erklären, daß die May'schen Schriften eine geeignete Abenteuerliteratur für die Jugend darstellen. Sie besitzen literarische Form, gehen wenigstens den ärgsten Geschmacklosigkeiten aus dem Weg und erwecken keine niedrigen Triebe.

Engstirnige Erzieher und leicht sittlich entrüstbare Spießbürger, deren Ideal wohl die braven Stubenhocker sind, haben im Lauf ihrer langjährigen **[306]** Hetze gegen Karl May die verdiente Niederlage erlitten. Es hat sich gezeigt, daß es besser ist, den jungen Menschen einen guten, spannenden Roman zu empfehlen, als sie durch Verbote zur Heuchelei zu zwingen und sie dadurch gradewegs zum Lesen unflätiger Kreuzerhefte und von Schmutzschriften zu treiben.

Die persönliche Verunglimpfung Karl Mays betrachte ich als eine der abscheulichsten Erscheinungen der letzten Jahrzehnte. Statt ihm Lob dafür zu zollen, daß es ihm gelungen war, die Verfehlungen der Jugend gutzumachen und sich zu einem vielgelesenen Schriftsteller emporzuarbeiten, wurde er von seinen Gegnern in so niederträchtiger Weise gehetzt, daß man dieses gewissenlose Vorgehn wirklich nicht scharf genug verurteilen kann.

Es ist deshalb vollkommen gerecht, wenn Karl May als Mensch wieder zu Ehren kommt.

Als Schriftsteller ist er jedoch kein Künstler, kein tiefsinniger Denker, kein Genius. Er ist ein guter Erzähler spannender Romane, die den ihnen zustehenden Rang besitzen. Nicht mehr. In dieser Hinsicht braucht er keine Rechtfertigung, denn kein Feldzug konnte es je verhindern, daß Karl May mit Spannung und Begeisterung von Hunderttausenden jungen Menschen gelesen wird.

*

Mein Urteil über Karl May

Ein Brief an den Verlag Toužimský & Moravec

Von Prof. Dr. Karel Juda, Prag [1871 – 1959]

©

*

Soll man ihn lesen?

Von J. V. Roštinský [? - ?]

[Viktor Viteslav Roštinský ???, 1880 – 1936]

Schriftsteller und Redakteur, Soběslav

Karl May war ohne Zweifel eine Persönlichkeit, ausgestattet mit einer einzigartigen Schaffenskraft. Er war ein Erzähler von ganz außerordentlicher literarischer Begabung, er besaß eine unerreichte Fülle von Phantasie, abenteuerlicher Bildgestaltungskraft, die allen Helden seiner Bücher Sinn für Mut, Freiheit, Ordnung und Naturliebe einzuhauchen **[310]** verstand. Er schildert Menschen, die, gesund und willensstark, mit dem Übel kämpfen, um das Gute zum Sieg zu führen.

May wurde als Dieb und Räuber gebrandmarkt, seine Bücher wurden in den Schmutz getreten. Seinem Schaffen wurde plötzlich eine ganz andre Absicht unterschoben. Auf Betreiben seiner persönlichen und geschäftlichen Feinde wurde der Stab über ihn gebrochen; man behauptete, seine Bücher seien besonders der Jugend schädlich. Dieser Kampf, der in widerlicher und leidenschaftlicher Weise geführt wurde, hetzte

den alten May zu Tode. Die öffentliche Meinung der Welt hat erst nach seinem Ableben eingesehn, wie sehr ihm Unrecht geschah.

Ich erinnere mich noch recht gut daran, wie wir vor 35 Jahren und auch früher schon an der Realschule in Pisek Mays Bücher gelesen haben. Wir lasen leidenschaftlich, ausdauernd, und ich kann nicht behaupten, daß wir dadurch irgendeinen sittlichen Schaden davongetragen hätten, es geschah eher das Gegenteil. May verstand es, jeder seiner Hauptpersonen eine Aufgabe von sittlicher Bedeutung zu stellen. Er gab ihr seelische Pracht und ein großes Herz, gestaltete sie kräftig und vorwärtsstrebend. Aus den May-Büchern entströmen wie Geiser Taten und Geschehnisse, die sich reich hintereinander auftürmen; darum sind seine Schriften so fesselnd und anziehend. Wenn er die Gebiete, die er beschreibt, nicht persönlich kennengelernt hat, so muß man eben nur um so mehr die wissenschaftliche Gründlichkeit bestaunen, mit der er sich seine Bilder von Land und Leuten schuf, und muß **[311]** die geradezu unglaubliche Phantasie bewundern, die diese Bilder ergänzt.

Für mich ich May ein bisher unerreichter Meister der Abenteuererzählung, die allerdings von der heutigen Jugend nicht mehr richtig gewertet wird und werden kann, denn sie lebt ja ein ganz andres Leben als wir. Sicherlich greift aber auch sie noch immer gern nach den May-Büchern, in denen gewaltige Bilder von Wüsten und Prärien entstehn, wo ungleiche Kämpfe zwischen Indianern und Weißen ausgefochten werden, wo erträumte Helden auferstehn, wo der Mut, die Furchtlosigkeit, die Ausdauer und die Liebe zur Natur und zu jenen Landstrichen erstarkt, die dem verderblichen Einfluß der Kultur und der Zivilisation anheimfallen.

Mays Werke würde ich der Jugend, vom vierzehnten Lebensjahr angefangen, zum Lesen reichen. Ich bin überzeugt, daß sie aus diesen Büchern, falls die richtige Auswahl getroffen wird, viel Gewinn für ihre Entwicklung schöpft.

*

Mußte er reisen?

Von Karel Hloucha [1880 – 1957]
Schriftsteller, Prag[68]

©

*

Mein Sträußchen für Karl May

Von Ing. Dr. phil Karel Kříž [1902 – 1944]
Redakteur des ‚*Právo Lidu*' (Volksrecht), Zentralorgan der tschechoslowakischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei, Prag

Die literarische Kritik ist weder mein Beruf noch mein privates Steckenpferd. Wenn ich auch einige Richtungen der Weltliteratur verfolge und deswegen sogar fremde Sprachen gelernt habe, so geschieht das bloß zu meiner eignen Freude. Mein Beruf ist es, wirtschaftliche Begebenheiten zu zergliedern, nicht Fragen des Schrifttums; Volkswirtschaft zu verfolgen, nicht Dichtkunst. Bis auf eine einzige Ausnahme habe ich weder über Karl May geschrieben, noch seine Schriften beurteilt. Wenn ich es diesmal versuchen will, so handelt es sich nicht um eine literarische oder philosophische Wertung; ich will nur, wie eine ganze Reihe andrer Mitarbeiter, auch mein bescheidnes Sträußchen auf sein Grab niederlegen. Vielleicht wird dieses Sträußchen von einer sehr ungelenken Hand gebunden sein, denn ich gestehe, daß ich zu diesen Zeilen keine große Lust hatte. Gäbe es bei mir nicht eine gewisse Schwäche für Karl May, **[314]** dann hätten sie wohl kaum das Licht der Welt erblickt.

Nach diesen entschuldigenden Worten will ich versuchen, alles so zu erklären, wie mir die Gedanken bei der Erinnerung daran, was mir Karl May und seine Bücher waren und noch heute bedeuten, durch den Kopf schwirren.

Meine erste Erinnerung an Karl May stammt aus der Zeit, als ich noch die vierte Volksschulklasse besuchte. Damals las ich seine Reisebücher leidenschaftlich gern. Es war, wenn ich nicht irre, kurz nachdem ich das Buch von [Henry Morton] Stanley - [Emil] Holub ‚Durch das schwärzeste Afrika' gelesen hatte. Ich lieh mir in der Gemeindebücherei zu Kuttenberg den Roman ‚Winnetou'. Ich dachte, es sei wiederum eine

[68] Karel Hloucha ist der einzige unter den tschechischen Schriftstellern, der Abenteurromane von Weltbedeutung geschaffen hat. Bekannt sind seine Bücher ‚Die Insel der Zufriedenheit', ‚Das wunderbare Schicksal Rip van Winkels', ‚Das Haus in den Wolken' und ‚Blaue Ameisen'. Der Übersetzer.

Reisebeschreibung, wahrscheinlich über irgendeinen unbekannten Erdteil Winneta (Vineta?), und ich wollte in diesem Buch irgendeine Fortsetzung der Wanderung durch Afrika finden. Der erste May-Band, den ich so gelesen, war für mich in gewisser Hinsicht eine Enttäuschung. Aber was hätte das für einen Schlingel in den schönen Jahren vor dem Weltkrieg sein müssen, wenn er nicht vom roten Gentleman, seiner ganzen Sippschaft und natürlich auch von der Kameradschaft des weißen Bruders Old Shatterhand bezaubert gewesen wäre! Aus diesen Tagen meiner Jugend sind mir einige Eindrücke für mein ganzes Leben im Gedächtnis haften geblieben. Einer dieser Eindrücke bezieht sich auf den Tod Winnetous. Wenn ich ein wenig träume, dann ists wieder ganz so, als wäre es heut: ein heißer Sommertag in den Ferien, ich liege zu Hause auf dem Fußboden, **[315]** sengende Sonne bestrahlt mich. Im Zimmereck, in der Nähe meiner Bettstatt, liegt auf der Erde ein Buch, der dritte Teil des ‚Winnetou', worin ich soeben aufgeregt gelesen habe.

Noch heute erinnere ich mich genau, wie ich damals auf dem Bauch lag, mit den nackten Füßen in der Luft herumschlenkerte, wobei ich mich mit den Knien und Ellbogen auf den Fußboden stützte, und noch heute empfinde ich die Rührung, die sich meiner bemächtigte, als ich zu der traurigen Begebenheit am Hancockberge gelangte. Jahrelang habe ich ‚Winnetou' nicht mehr gelesen, den Namen dieses Berges aber habe ich haargenau im Gedächtnis behalten, ebenso genau, wie ich mir den Salzgeschmack meiner Tränen gemerkt habe, die mir damals die Wangen hinunterliefen.

Karl Mays Schriften sind in meiner Vorstellung untrennbar mit der Erinnerung an die sonnige Kindheit, an Wiesen und Wälder, an die Bäche rings um Kuttenberg, an Bäder in warmen Sommerteichen und an Spiele mit Kameraden verknüpft. Die Freunde der Kindheit sind schon längst nach allen Ecken und Enden der Welt auseinandergestoben. Bis zum heutigen Tag aber verblieben mir Winnetou, Old Shatterhand, Sam Hawkens und Swallow als Ausstrahlung dieser glückseligen Zeit, genau so wie Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawuhd al Gossarah – auch diesen Namen habe ich gut im Gedächtnis behalten – und eine Reihe andrer freundschaftlicher Gestalten aus der arabischen Reihe der May-Bände verbunden mit den Erinnerungen an Spielgefährten aus meiner Kindheit, **[316]** die sich untereinander all diese Namen zugelegt hatten. May bedeutet für mich wilde Kinderspiele, im Grunde genommen fröhlich und friedlich, Erfrischung und Erinnerung zugleich. Daß es sich hier bei mir wirklich um diese frühen Bindungen handelt, leite ich von dem Umstand ab, daß mich diejenigen May-Bände, die ich damals nicht gelesen habe und die mir zufällig nach Jahren oder erst unlängst in die Hände kamen, fast nicht mehr zu fesseln vermochten – vielleicht habe ich sie nicht einmal zu Ende gelesen.

Zu diesen alten Bekannten – ‚Winnetou', ‚Auf der Spur der bösen Tat', ‚Im Reiche des silbernen Löwen', ‚Am Stillen Ozean', ‚Durch drei Erdteile'[69] – kehrte ich gar oft zurück, besonders dann, wenn ich mit trocknem Studium überhäuft war, zu Hause bei Muttern in Kuttenberg. Neben einem kleinen Spaziergang bedeutete es für mich die einzige Erholung, wenn ich ein wenig auf der Geige spielen und ein Weilchen in diesen alten, abgegriffenen, lieben Büchern lesen konnte, worin an manchen Stellen sogar Blätter fehlten, die wahrscheinlich von Kameraden, die mitgelesen haben, herausgerissen wurden. Das ist schließlich die Bestätigung der bekannten Lehre, daß die Menschen sehr oft nicht mehr neue Bücher lesen wollen, sondern immer wieder nach denen verlangen, die ihnen einstmals aus dem oder jenem Grunde gefallen haben. Und so geschah es, daß bei allen Staatsprüfungen, eigentlich schon **[317]** bei den Vorbereitungen dazu, immer wieder der alte May herhalten mußte, und alle seine Gestalten erschienen mir wieder. Bis zum heutigen Tag, da mir freilich keine solchen Prüfungen mehr drohen, ist mir ‚mein' May lieb geblieben, und gern kehre ich zu ihm, wenigstens auf ein Weilchen, zurück.

Ich weiß nicht, ob die Leser dieser Zeilen an meinen rein persönlichen Erinnerungen Mitfreude empfinden werden. Es ist aber nicht meine Aufgabe, literarische Abhandlungen zu schreiben, ich möchte das auch gar nicht. Ich weiß recht gut, daß mit Karl May nicht alles so ganz in Ordnung gewesen ist, wie ich es mir gewünscht hätte; das ist aber eine ganz andre Sache, und gleich zu Beginn meiner Betrachtungen habe ich erklärt, daß ich mich damit nicht befassen will und kann. Ich selber schätze Karl May, mag gewesen sein was will, und bin überzeugt, daß er kein Lump und nicht einmal der Schatten jenes ‚Jugendfeindes' war, wie ihn manche Menschen zu schildern versucht haben und als den sie ihn vielleicht heute noch anschwärzen

[69] ‚Durch drei Erdteile' ist der einstige tschechische Titel des früheren Sammelromans ‚Deutsche Herzen, deutsche Helden', in der deutschen Ausgabe jetzt Band 60–63.

wollen. Karl May war ein Mensch, der ehrlich und vielleicht auch unglücklich gewesen ist, er hatte aber ein gutes Herz, besaß Humor und frohen Sinn, Eigenschaften, die bei Lumpen nicht zu finden sind. Er war nicht blutrünstig, und wenn in seinen Büchern auch hier und da etwas Blut vergossen wird, dann sickert es fast schmerzlos und hinterläßt im Leser weder Grauen noch allzu großes Leid. Es mußte einfach so kommen, daß diese oder jene liebe oder unangenehme Gestalt aus dem Roman verschwindet, einen Schmerz erleidet oder sich eine Verletzung zuzieht. Alles **[318]** geschieht aber mehr bildlich und gewissermaßen nebenbei, ohne Grausamkeit, ohne allzuviel Blut oder Freude darüber und ohne Grauen.

Ob die Jugend von heute, die Jugend der Lichtspieltheater, die Verständnis für Autos und Flugzeuge besitzt, die so verblüffend frühreif und aufgeklärt ist; die in einem ganz andern Zeitmaß und Stil lebt als die Jugend vor dem Weltkrieg, jetzt noch Karl May zu lesen vermag, weiß ich nicht. Es ist nicht meine Aufgabe, diese Frage zu beantworten.

Eine andre Frage möchte ich aber klar und ohne Rückhalt entscheiden. Das ist die Frage der Schädlichkeit oder Nützlichkeit Karl Mays für die Jugend, die Frage, ob ‚Karl May eine Gefahr für die Jugend bedeutet und ihr Feind ist'. Die Behauptung, er wirke schädlich auf die Jugend, ist nicht nur ungerecht, sondern auch unsinnig. Weder Karl May noch seine Helden können einer gesunden und tüchtigen Jugend schaden, ganz im Gegenteil, nur nützen. Seine Werke sind Bücher der Gesundheit, des Sports und der Kinderromantik. Der Feind steht nicht hier. Der Feind steht dort, wo der Jugend die lüsternen Tages- und Wochenschriften zugängig gemacht werden, und dort, wo dieser Presse nicht das Handwerk gelegt wird, bei den Jugenderziehern, die diesen Unflat sogar selber lesen, und bei den Eltern, die nicht alles daran setzen, diesem Übel zu steuern.

Und wenn auch das alles nicht wäre, immer würde ich Karl May in Schutz nehmen, hier und heute nur noch leidenschaftlicher und aufrichtiger. Darin sehe ich ein Stück Gegenwartswert Karl Mays. Und wenn es gelingen sollte, Karl May **[319]** wiederum zum Freund der Jugend zu machen[70], dann würde ich einer von denen sein, die sich herzlich darüber freuen.

*

Hohe Zäune, zerschlagene Knie und Karl May …

Von F. X. Ksandr [1899 - 1940]
Redakteur, Prag

In der Hochflut der Literatur ist der Leser genötigt, seine Auswahl mit Bedacht zu treffen und nur nach den Büchern zu greifen, die er wegen ihrer besondern literarischen Bedeutung oder wegen ihres Arbeitswertes kennen möchte. Wenn sich nun ein vielbeschäftigter Mensch für ein Buch entscheiden muß, das nur für ihn bestimmt sein soll, lediglich ‚zum Lesen', dann steht er oft ratlos vor dem Bücherbrett, und gewöhnlich ist er in schlimmer Lage, weil er aus der Unzahl von Büchern und Bänden kein Werk auszuwählen vermag, das ihn erfreuen könnte.

In solchen Augenblicken, bei einer Erkrankung, vor Urlauben, da langen wir meist nach Büchern, die wir von früher her gern haben, die wir fast auswendig kennen und zu denen man wiederkommt **[320]** wie zu einem guten alten Freund. Es gibt viele solche Werke. Auch Bücher der wilden Jugend sind darunter, Bücher unsrer ausgelassenen Bengeljahre. Es kann gar nicht anders sein, auch Karl May.

Was war uns allen Karl May vor zwanzig Jahren und was ist er uns heute?

Ich gestehe: vielleicht hätte ich Karl May überhaupt nicht gelesen, wäre er nicht gar so streng verboten gewesen. In unsrer Schule wurde immer gerade das getan, was verboten war, darum kletterten wir über Mauern, darum zogen wir uns die Verfolgung des Wächters zu; hinterher gab es schlechte Sittennoten und noch viele andre lustige Dinge. Der Lehrer verbot uns Karl May, er drohte uns, und darum lasen wir ihn doppelt eifrig. Verschiedne Rasenflächen der Smichower Vorstadt könnten ein Zeugnis dafür ablegen, wie gründlich wir Karl May gelesen haben. Und vergebens fragten wir einander, was denn an ihm böse und schlecht sei.

[70] Dieser Wunsch des Verfassers ist in der Tat erfüllt. Karl May wird nach wie vor, unabhängig von den Strömungen der Zeit, von der Jugend voll Begeisterung verschlungen. Das beweisen nicht nur die schon erwähnten hohen Auflagenzahlen von nahezu 6 Millionen Bänden, sondern auch die ständig neu einlaufenden dankerfüllten Zuschriften von begeisterten Lesern. Die Herausgeber.

Man erinnert sich heute gern daran, wie man immer ein großer und ganzer Mann werden wollte, wie man nach dem Lesen von May-Büchern die schwachen Jungen geringschätzte, weil sie wegen einer verletzten Zehe heulen konnten. Ich selber verstand es, heldenhaft alle Schmerzen eines Jungen zu verbergen. Etwas hiervon blieb uns vielleicht auch noch für die spätern Jahre.

Wenn nun der Mensch nach zwanzig Jahren wiederum die Seiten des alten May aufschlägt, so leben erneut die Jugendjahre auf, stürmisch und romantisch, so, wie sie damals, irgendwie leichter, durchlebt wurden. Erst jetzt können wir voll begreifen, **[321]** warum Karl May die Knabenseele so ganz und gar zu fesseln verstand.

Es war der Geist der Männlichkeit, der Geist abenteuerlicher Romantik und gesunder Unternehmungslust, der Geist Old Shatterhands, der uns aus seinen Werken anwehte, durchweg Eigenschaften, die bei allen Völkern hoch eingeschätzt werden. Was war das nur für ein Fehlgriff der Erzieher, wenn sie May der Jugend verbieten wollten! Dieser Gedanke konnte doch nur in einem Kopf entstehn, der über einem Goldkragen thronte und einem k. und k. Schulinspektor gehörte. Dieser Herr sah die Welt junger Menschen bloß mit den kurzsichtigen Augen eines Schulmeisters, der selber niemals jung, niemals Bengel gewesen ist. So ein Mensch wurde durch einen wunderbaren Mißgriff des Schicksals ein mächtiger Mann, gewöhnt, daß seine Befehle den ‚Amtsweg gingen', weit weg bis in die entlegenste einklassige Schule.

Gottlob, die Zeiten haben sich geändert. Ich hoffe, daß es heute wohl niemand mehr geben wird, der ernstlich wünscht, ein Junge möchte von früh bis spät Psalmen singen, in der höchsten Begeisterung von chemischen Formeln träumen und in den Pausen das Einmaleins mit sechsundzwanzig betreiben. Niemand mehr will den Knaben einen Abenteuerroman wegnehmen. Die Jungen brauchen dringend Unternehmungsgeist und eine gesunde und gute Romantik, damit sie im kommenden großen Abenteuer, das wir Leben nennen, zu richtigen Männern an richtiger Stelle werden. Der Unternehmungsgeist und das Selbständigkeitsgefühl sind ja die Lebensgrundlagen. **[322]** Das ganze Lebensschicksal und das persönliche Glück sind recht oft einzig und allein davon abhängig. Günstige Zufälle halten bei uns nur dann Einkehr, wenn wir auf ihre Ankunft vorbereitet sind. Es gibt in dieser Hinsicht Bücher, die sehr nützlich wirken können, vor allen andern die Abenteuerromane.

Falls wir diesen Anschauungen zustimmen, dann rechtfertigen wir Karl May, der uns durch seinen Old Shatterhand zur Selbständigkeit und zum Mut erzogen hat.

Der Mensch sieht zwar heute die Schwächen Karl Mays, betrachtet seine schlichte Religiosität in gewisser Hinsicht von oben herab, zeiht ihn vielleicht manchmal der Ungenauigkeit in geographischen Angaben. Der religiöse Mahnruf jedoch war ein Zeichen der damaligen Jahre, und wenn man einen Reiseführer haben will, nun, dann greift man eben nach einem – Baedeker. Reisehandbücher schrieb Karl May nicht. Die Hauptbedeutung seiner Bücher liegt in der vollkommnen Ehrenhaftigkeit, in der Mahnung zur Männlichkeit und in der Erziehung zur Tat; um all dieser Dinge willen ist Old Shatterhand schon von Tausenden von Jungen verehrt worden.

Ach, wenn doch die Jugendjahre zurückkommen wollten, dann müßte es wieder zerschlagene Knie, hohe Zäune und – einen Old Shatterhand geben! Denn Old Shatterhand war unser Held und Lehrer, ein guter Kamerad und ein witziger Erzähler, ein ‚Gentleman' und – ein ganzer Mann.

So erinnert sich seiner ein Mensch nach zwanzig Jahren.

*

[323] **Der Weg zu den sieben Flüssen**

Von Jaroslav R.[Raimund] Vávra [1902 – 1990]
Schriftsteller, Prag[71]

©

*

[326] **Die Waffen in den Romanen Karl Mays[72]**

[71] J. R. Vávra ist Verfasser des erfolgreichen Romans ‚Petroleumkrieg' (Verlag ‚Aventinum', Prag 1931). Dieses Werk erschien in deutscher Ausgabe im Verlag E. Prager, Wien. Der Übersetzer.

[72] Der Verfasser der vorliegenden fachtechnischen Plauderei nimmt in seinen Ausführungen Bezug auf folgende Jahrbuchaufsätze: 1923 Hochschulprofessor Dr. Wandolleck: ‚Die Feuerwaffen des Romans Winnetou', 1928 Ing. Gustav Urban und

Von Ing. Josef Fanta [1879 – 1942 /Izbica]
technischer Rat der tschechoslowakischen Staatsbahnen und Sachverständiger des Militärmuseums in Prag, Liblice

Kein Schriftsteller bringt in seinen Abenteuerromanen soviel über Waffen wie Karl May. Die Großzahl seiner Werke ist so geschrieben, als ob er die darin geschilderten Abenteuer auch wirklich selber erlebt hätte. Diesem Umstand verdankte Karl May viele Feinde, und oft wurde er darum als Lügner hingestellt. Ich betone, daß auch der französische Schriftsteller Jules Verne einige seiner Romane in Ichform abgefaßt hat, so, als hätte er die beschriebenen Abenteuer selber erlebt. Ganz ähnlich gestaltete auch der tschechische Schriftsteller Paul Albieri die Mehrzahl seiner Erzählungen aus dem Militärleben so, als sei er selber ihr Held gewesen. Darum kann man May das gleiche nicht als Unrecht anrechnen. Im Gegenteil, mir scheint sogar, als wäre das Lesen seiner Romane eben wegen der Ichform um so reizvoller.

Ganz so aber, wie seine abenteuerlichen Erzählungen nichts als Phantasie sind, so ist auch alles, was er über seine Waffen erzählt, großenteils Erfindung. Dichter und Schriftsteller **[327]** besitzen ja die sogenannte ‚*licentia poetica*'. In seinen Romanen erzählt Karl May von seinem schweren, weit und genau schießenden Doppelläufer, den er Bärentöter nennt, weiterhin erwähnt er wiederholt ein Repetiergewehr, den Henrystutzen, der für 25 Patronen eingerichtet sei. In den nordamerikanischen Romanen spricht er von einer Silberbüchse Winnetous. Alle diese Gewehre befinden sich in Mays Nachlaß, ihr Ruhm ist aber nur Fabel. Wirklichkeit kann nur dem ‚Bowiemesser' zuerkannt werden.

Nach dem Tod Karl Mays wurde dem Schriftsteller allseits volle Anerkennung zuteil, und besonders seine Verehrer schrieben über ihn mit einem Dankgefühl, das ich aufrichtig allen unsern Schriftstellern, und zwar nicht nur nach dem Tod, sondern schon zu Lebzeiten wünsche. Damals haben auch Mays Waffen Beachtung gefunden. Es wurden Aufnahmen davon veröffentlicht. Darauf wollen wir noch später zurückkommen.

Zuerst sei hier der Doppelläufer besprochen. Mays Ich-Held, sowohl in Nordamerika, als auch in Nordafrika oder in Arabien, besitzt dieses Gewehr. Und doch sind Doppelläufer für Kugelgewehre nicht nur in Nordamerika, sondern auch bei den Arabern völlig unbekannt. In Nordamerika gibt es bloß Doppelläufer für Schrot. Die dortigen Kugelgewehre sind entweder ganz gewöhnliche einläufige Hinterlader oder Repetiergewehre. Vor dem Weltkrieg nahm ich in viele Preislisten der größten nordamerikanischen Waffenfabriken und Waffenhandlungen Einsicht. Dort gab es kein einziges doppelläufiges Kugelgewehr.

[328] Ich habe auch sehr viele Arabergewehre gesehn, besonders im Militärmuseum des *Hôtel des Invalides* in Paris. Alle diese Gewehre waren einläufig. Sie konnten gar nicht doppelläufig sein, denn das Rohr ist sehr lang, viel länger als das der früheren österreichischen Werndlgewehre. Es mußte deshalb lang sein, weil das Schießpulver heimischer Erzeugung schlecht war. Es brannte langsam, und doch war es nötig, daß sich das ganze Pulver verzehrte und in Gas überging, bevor das Geschoß den Lauf verließ.

Übrigens schießt ein einläufiges Gewehr besser als ein Doppelläufer oder gar ein Dreiläufer, denn die Moleküle des Laufes schwingen beim Schuß. Es entsteht die sogenannte Vibration des Laufes. Bei Jagd-, Scheiben- und Militärgewehren behindert der Vorderschaft diese Vibration, bei mehrläufigen Gewehren der Lötzinn, mit dem der eine Lauf mit den übrigen verbunden ist. Das verursacht eine geringere Treffsicherheit.

Nun wollen wir das selbsttätige Gewehr vornehmen. In seinem ‚Winnetou' schildert uns May mit romanhafter Ausschmückung, auf welche Weise er von dem alten Büchsenmacher Henry den schweren Bärentöter und einen selbsttätigen Karabiner, der für 25 Patronen eingerichtet ist, als Geschenk erhält. Dieses Gewehr soll eine Erfindung und ein Erzeugnis jenes Henry sein. Die Unterredung zwischen May und diesem Büchsenmacher können wir auf Grund gewisser Andeutungen in die letzten sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts verlegen. Der Ku-Klux-Klan, den May in seinem Roman ‚Winnetou' beschreibt, entstand **[329]** nach dem Krieg Nord gegen Süd, der in den Jahren 1860–64 um die Befreiung der Sklaven geführt wurde.

In dieser Unterredung äußert Karl May zwar großen Edelmut, dafür aber wenig Leidenschaft für die Jagd und den Schießsport. Er versucht es, den Büchsenmacher davon abzubringen, die Gewehre in großer Anzahl zu erzeugen, und führt als Grund dafür an, die automatische Büchse würden sich in erster Linie Verbrecher zu beschaffen trachten. Außerdem würde mit dieser Jagdbüchse das Wild durch gewissenlose

---

Hochschulprofessor Dr. Wandolleck: ‚Nochmals der Henrystutzen' und 1930 Major a. D. Regierungsrat Max Casella: ‚Kunstschützentum bei Karl May'. Die Herausgeber.

Jäger allzusehr getilgt werden. Im ersten Punkt hat May bis zu einem gewissen Grad recht, doch irrt er in seiner zweiten Behauptung. Seit jener Zeit, zu der diese Unterredung stattgefunden haben könnte, sind mehr als sechzig Jahre verflossen, und es wurden inzwischen mehrfach Waffen erfunden. Es ist zwar richtig, daß heute ein jeder Dieb mit einem Browning ausgerüstet ist, ebenso hat er ja auch eine elektrische Taschenlampe bei sich. Aber sowohl die Polizei als auch die Einwohnerschaft besitzt dieselben Dingerchen, und darum ist das Kräfteverhältnis gleichgeblieben. Nach sechzig Jahren so wie ehedem.

Die Behauptung wegen des Wildes aber trifft gar nicht zu. Die besten Schützen lebten in den Zeiten, als es noch Vorderlader gab. Es hat ziemlich lange gedauert, ehe ich selber dieser Behauptung Glauben geschenkt habe. Das Laden eines Gewehres erforderte damals reichlich Zeit und Mühe. Ein flinker Schütze vermochte in einer Minute zweimal zu schießen, allerdings aus einem Lauf. Darum hat er es sich immer wohl überlegt, **[330]** ehe er schoß. Demgegenüber verleitet der Hinterlader mit den gebrauchsfertigen Patronen zur Munitionsverschwendung. Diese Verlockungen sind um so größer, je rascher das Gewehr feuern kann und je reicher der Schütze ist.

Vor sechzig Jahren hatte niemand eine Ahnung von einem selbsttätigen Gewehr. Alle europäischen Armeen außer der preußischen waren mit Vorderladern ausgerüstet. Hinterlader wurden erst nach dem Jahre 1866 eingeführt. In Amerika jedoch waren Hinterladergewehre schon bekannt; seit dem Jahre 1861 gab es dort schon Repetiergewehre System Spencer, bei denen Patronen mit Randzündung, ähnlich wie bei Flobertgewehren, benützt wurden. Ein Rohr, das im Kolben untergebracht war und sieben kurze Patronen enthielt, bildete das Magazin. Da aber die Benützung dieses Gewehres ziemlich unbequem war, konstruierte [Benjamin Tyler] Henry im Jahre 1864 ein neues Repetiergewehr. Auch hier bestand das Magazin wiederum aus einer Röhre, die sich aber unter dem Lauf befand. Deshalb konnte das Magazin mehr Patronen aufnehmen, je nach der Länge des Gewehrs. Bei beiden Gewehren mußten jedoch die Behälter einzeln mit Patronen gefüllt werden. Solange im Magazin Patronen vorhanden waren, konnte man mit dem Gewehr ein Schnellfeuer unterhalten, aber die Neufüllung der Röhre erheischte immer eine längere Zeit, besonders bei der Henrybüchse mit dem längeren Magazin. Beim Füllen mußte man die Spiralfeder hinaufdrücken, das obere Ende des Magazins mußte nach links gedreht werden, und dann erst konnte es mit Patronen gefüllt **[331]** werden. Während des Füllens war der Schütze wehrlos.

Diesen Mangel beseitigte ein andrer Erfinder, [Nelson] King, dadurch, daß er an der rechten Seite des Gehäuses unter dem Verschluß eine Klappe anbrachte, mit deren Hilfe das Magazin nun mühelos gefüllt werden konnte. Die Fabrik, die dieses Gewehr herzustellen begann, änderte ihren Namen auf Winchester Repeating Arms Co., und die bei ihr erzeugten Gewehre erhielten den Namen Winchesterbüchsen. Das hier geschilderte Gewehr wurde bis zum Jahre 1886 erzeugt, dann mußte es einem verbesserten Modell weichen.

May behauptet, sein Repetiergewehr hätte ein walzenförmiges Magazin für 25 Patronen. Das stimmt nicht; der Henrystutzen hat nur 17 Schüsse. Noch mehr wäre meines Erachtens undenkbar. Das Magazin hätte viel zu groß sein müssen. Das Tragen eines solchen Gewehrs wäre ganz bestimmt recht unbequem gewesen.

Die Verehrer Karl Mays zerbrechen sich nun den Kopf darüber, ob es möglich wäre, ein Gewehr mit einem ähnlichen Magazin zu konstruieren. Ich antworte: jawohl, diese Büchse würde aber die beiden eben besprochenen Mängel aufweisen[73].

[332] Schon zu den Zeiten, als die Gewehre noch Steinschlösser besaßen, wurden Büchsen mit einer Walze, so, wie beim Revolver, hergestellt. Allerdings höchst selten. Zur Zeit, als es noch Vorderlader mit Zündkapseln gab, fertigte die amerikanische Firma Colt Karabiner mit einer Revolverwalze. Ein solcher Karabiner befindet sich meiner Erinnerung nach in der Büchsengalerie im Dresdner Armeemuseum. Noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erzeugte die Firma Nikolaus Dreyse in Sömmerda, Deutschland, ganz ähnliche Karabiner für Metallpatronen mit Zentralzündung. May führt ganz richtig an, daß das walzenförmige Magazin seines Repetiergewehrs nicht voll war wie beim Revolver, und damit das

[73] In ‚Winnetous Erben', Band 33, bemerkt Karl May, daß sein Romangewehr für 25 Patronen, der Henrystutzen, nicht nur verwirklicht, sondern sogar überholt worden ist. In Italien erfand der Major Lei-Rigotti ein Armeegewehr für 25 Schuß, und dem englischen Kriegsministerium wurde schon vor dem Jahr 1900 ein Repetiergewehr angeboten, das achtundzwanzigmal und bis auf eine Entfernung von 3000 Schritt schießen konnte. Hier handelt es sich wahrscheinlich um rein wissenschaftliche Erfindungen.
Der Übersetzer.

Gewehr nicht zu schwer sei, war der Behälter bloß aus Blech, die Patronen lagen in Rillen und wurden durch den Verschluß in die Ladekammer befördert.

Bereits im Jahr 1896 wurde in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Gewehr (System Savage) mit einem walzenförmigen Magazin für 5 Patronen gebaut.

Im Jahre 1897, im letzten Jahr meines Studiums an der technischen Hochschule, begann ich, mich mit eignen Erfindungen in der Waffentechnik zu beschäftigen. Von den militärischen Sachen ist nichts eingeführt worden, denn so etwas vermag bloß eine Waffenfabrik durchzusetzen. Zwei ausländische Fabriken betrogen mich um zwei nicht patentierte Erfindungen für Jagdgewehre. Im Jahr 1904 hängte ich die Erfinderei an den Nagel und studierte die Waffentechnik nur noch aus persönlicher Neigung. **[333]** Etwa im Jahre 1913 änderte ich die erwähnte Henrybüchse durch einige geringfügige Eingriffe auf eine vollkommen selbsttätige Büchse um, wobei ich die neue Patronenhülse benutzte, die durch den Ing. Karl Krnka, der damals Zentraldirektor der Patronenfabrik G.[Georg] Roth in Wien war, konstruiert worden ist. Seine Erfindung bestand darin, daß der Boden der Patronenhülse stärker war und die Kapsel um 1,5 mm nach vorn verschoben wurde. Beim Schuß drangen die durch den Brand des Pulvers entstandnen Gase durch ein Röhrchen eines kleinen Ambosses in die abgeschossene Kapsel, rissen sie heftig rückwärts, die Kapsel stieß dann den Schlagbolzen zurück, und dieser öffnete den Verschluß. Obwohl meine Erfindung bloß eine ganz geringfügige Änderung an dem Verschluß der Büchse benötigte, fiel es mir nicht im Traum ein, diese Konstruktion aufzuzeichnen und der Firma Winchester anzubieten, denn sie erzeugt die erwähnte Büchse schon seit dem Jahr 1886 nicht mehr; der Büchsenverschluß ist heute schon stark veraltet, und die Firma fertigt seit Beginn dieses Jahrhunderts eine andre, selbsttätige Büchse, die durch [John Moses] Browning gebaut wurde und allerdings noch besser ist.

Die drei Gewehre Karl Mays
Der Bärentöter, die Silberbüchse und der Henrystutzen, die früher in der ‚Villa Shatterhand' aufbewahrt wurden, befinden sich nunmehr im Wildwest-Blockhaus

Außer den erwähnten Waffen erscheint in den Romanen Karl Mays noch das amerikanische Weidmesser ‚Bowie'. Das ist wohl das einzige Stück Wirklichkeit in seinen Romanen, wenigstens, soweit es um Waffen geht. Die Klinge dieses Messers ist 20 cm lang und 3 cm breit. Sie ist doppelschneidig. Der Griff ist ganz ähnlich wie bei einer Feile und hat auf der ganzen Fläche Fischhaut, so etwa, wie der Kolbenhals der Jagdgewehre.

[334] Durch die bisherigen Betrachtungen werden die Romanwaffen Karl Mays ins richtige Licht gestellt. Nun wollen wir uns den wirklichen Waffen zuwenden, die Karl May hinterlassen hat und die auch in diesem Buch[74] abgebildet sind. Die Abbildung des Henrystutzens läßt erkennen, daß das Visier europäischer Herkunft ist. Es wurde wohl erst nachträglich angebracht. Ein ähnliches Visier besitzen die deutschen Zielscheibenbüchsen; in andern Ländern ist es nicht beliebt. Für die Jagd und für Forschungsreisen taugt es keinesfalls, denn es wäre im Weg und könnte leicht beschädigt werden. Die amerikanischen Jagdgewehre haben ein ganz andres Visier, das in Europa völlig unbekannt ist. Auch die befestigten Riemenbügel deuten auf Europa hin. In Amerika gibt es solche Bügel nur bei Militärwaffen, denn ein Jagdgewehr wird ständig in der Hand getragen oder an den Gürtel gehängt, der zum Befestigen von Gewehren einen besondern Haken besitzt. Auf der linken Seite des Gehäuses, in der Nähe des Kolbenhalses, befindet sich ein kleiner Ring, damit die Waffe eingehängt werden kann. Auch dann muß das Gewehr noch mit der rechten Hand gehalten werden, was unsrer Anschauung nach allerdings unbequem ist. Die Amerikaner sind aber daran gewöhnt. Die erwähnte Büchse ist also zweifelsohne eine amerikanische Sporting Rifle, d. h. ein Jagdgewehr (die

[74] Gemeint ist hier die tschechische Ausgabe des Bandes ‚Ich'. Die Waffen Karl Mays sind im Karl-May-Jahrbuch 1923 sowie in diesem Jahrgang nach S. 320 abgebildet. Die Herausgeber.

Amerikaner benützen die Bezeichnung ‚Sport' für ‚Jagd'). Die Büchse ist ein Erzeugnis der Fabrik **[335]** Winchester laut Muster 1866. Das Gehäuse, das den Verschluß, die Verschlußhebel und den Patronenzubringer birgt, ist aus Bronze. Die Länge der Waffe beträgt 107,5 cm, die des Laufes 59,4 cm, das Gewicht 4,3 kg. Das Kaliber des Gewehres ist 10 mm. Es wurde aber entweder mit einer Meßvorrichtung gemessen, die einen ungenauen Gradteiler besaß, oder die Waffe ist stark ausgeschossen, denn dieses Gewehr war ursprünglich auf das amerikanische Originalkaliber eingestellt, das ist Rage 38 oder 9,652 mm. Irgendein europäischer Eigentümer dieser Waffe, entweder May selber oder irgend jemand von seinen Vorgängern, war wahrscheinlich ein leidenschaftlicher Liebhaber des Scheibenschießens. Darum ließ er ein Scheibenvisier an dieser Büchse anbringen, wie es in Deutschland benützt wird und wie es auch bei den tschechischen Scheibenschießgewehren zu finden ist, und benützte dann die Büchse recht fleißig. Durch das häufige Schießen wurden die Züge abgenützt, die man aber wieder erneuerte, und dadurch vergrößerte sich das Kaliber um 0,348 mm. Durch die zahlreichen Schüsse erweiterte sich auch die Ladekammer. Die Richtigkeit dieser Annahme wird noch dadurch bestätigt, daß die Patronen, die ursprünglich für diese Büchse vorgesehen waren, freilagen, und darum wohl ließen sie sich aus dem Verschluß ziemlich schlecht herausziehen, denn eine jede Hülse platzte beim Schuß.

Die Inschrift auf dem Lauf lautet:

Henry's Patent – Okt. 16. 1860
King's Patent – March 29. 1866.

[336] Die Amerikaner vermerken das Kaliber der Kugelgewehre in Hundertsteln eines amerikanischen Zolls. Kaliber 38 bedeutet 38 Hundertstel eines amerikanischen Zolls = 9,652 mm. Irrtümlich wird die Anzahl der Patronen im Magazin mit 25 angegeben, in Wirklichkeit beherbergt es 17 Patronen.

Der Karl-May-Verlag wandte sich seinerzeit an den Waffenfachmann Hochschulprofessor Dr. Benno Wandolleck mit der Bitte, er möge die Waffen Karl Mays untersuchen. Der genannte Gelehrte erzählt folgendes über die Herkunft des Henrystutzens[75]: ‚Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erfand der achtundzwanzigjährige Büchsenmacher Benjamin [Tyler] Henry ein Repetiergewehr, das er dann zu Beginn der fünfziger Jahre an die Revolverfabrik Smith & Wesson verkaufte. Im Jahr 1854 reichte diese Firma ein Patent auf Pistolen ein, die auf Grund dieses Repetiergewehrs konstruiert wurden. Dieses Patent wurde aber bald an die Firma Volcanic Repeating Arms Co. in New Haven Conn., weiterverkauft. Henry war selber bei dieser Firma beschäftigt. Dieses Haus erzeugte auch die vorerwähnten Pistolen. Ein Angestellter der Firma, Nelson King, erfand eine Klappe, die an der rechten Seite des Gehäuses angebracht wurde und das Laden erleichtern sollte. Die Waffen wurden dann mit dem Namen Henry & King bezeichnet. Bei dieser Firma war eine bedeutende Persönlichkeit, ein gewisser [Oliver] Winchester, und bald änderte sie ihren Namen auf Winchester Repeating Arms Co., so, wie sie bis heute heißt.'

[337] Vom ‚Bärentöter' erklärt Professor Wandolleck, es sei ein englisches Gewehr und für die Elefantenjagd bestimmt. Eine Besonderheit dieser Waffe ist der Umstand, daß jeder Lauf ein eigenes Zielkorn besitzt. Hingegen fehlt das Visier. Man zielte eben nur durch die Vertiefung zwischen den beiden Läufen. Deshalb konnte man damit aber auch nur auf kurze Entfernungen schießen und nur große Schießziele erreichen. Die Schlösser liegen vor den Hähnen. Sie sind also besser. Eine weitere Besonderheit an dieser Büchse ist der Vorderschaft, der bis zur Mündung der Läufe reicht. Dieser Vorderschaft ist zerteilt, um hierdurch einem ungünstigen Einfluß auf die Läufe und damit auch aufs Schießen vorzubeugen, denn das Holz unterliegt immerhin in größeren Maße den Witterungseinflüssen als das Metall. Am Lauf befindet sich folgende Inschrift: ‚*Burton 1855 Kent*.'

Die ganze Länge des Gewehrs beträgt 128 cm, die der Läufe 79 cm. Das Kaliber ist 23 mm, das Gewicht 10,4 kg. Die Läufe sind gezogen. Das Gewehr besitzt auch die Riemenbügel, was aber in England nicht üblich ist, denn eine so schwere Büchse wird immer vom eingeborenen Diener getragen. Prof. Wandolleck nimmt an, daß diese Riemenbügel in Deutschland angefügt worden sind.

Sowohl bei diesem Gewehr als auch bei der Silberbüchse ist ein Harfenbügel auffallend, der die Abzüge schützen soll. Auf diesen Umstand hat bisher niemand aufmerksam gemacht. Diese Bügel wurden ganz sicher erst in Deutschland angebracht, denn hier sind sie bei Scheibengewehren sehr **[338]** beliebt, während sie in andern Ländern überhaupt nicht vorkommen.

[75] Karl-May-Jahrbuch 1923

Im Jahr 1543 erfand nämlich ein gewisser Uhrmacher in München einen Nadelstecher für Gewehre, die noch ein Steinschloß hatten. Dieser Nadelstecher erforderte einen harfenähnlichen Bügel. Dieser Bügel hat sich nun bis zum heutigen Tag in den deutschen Ländern bei Scheibengewehren behauptet. Für Jagdgewehre ist er unbrauchbar. Wir haben es hier also wieder mit einem Liebhaber des Scheibenschießens zu tun.

Da aber die erwähnte Büchse für die Jagd auf Elefanten und andre Dickhäuter bestimmt ist, muß noch bemerkt werden, daß die Engländer für solche Zwecke zunächst Büchsen mit einem größern Kaliber, nämlich 8 = 19,8 mm und 4 = 23 mm benützten. Ursprünglich waren die Läufe glatt, und man schoß mit runden Bleikugeln. Jetzt werden allerdings für denselben Zweck moderne Gewehre benützt. Staunenswert ist der Umstand, daß bei diesem Gewehr die Läufe gezogen sind.

Das Kaliber eines Schrotgewehres wird gemäß dem englischen Pfund bezeichnet. Bei uns ist das Kaliber 16 beliebt, d. h. der Durchmesser des Laufes entspricht dem einer Bleikugel, die ein Sechzehntel eines englischen Pfunds wiegt.

Nun bleibt uns noch die Silberbüchse Winnetous. Wie die Leser Karl Mays wissen, ist ihr Kolben und Vorderschaft mit Silbernägeln beschlagen. Dr. Wandolleck bezeichnet diese Büchse als europäischer Herkunft, den Kolben könnte irgendein Mexikaner oder Mischling angefertigt haben. Der Kolben ist nämlich größer als üblich; der Verfasser **[339]** glaubt, daß er nur deshalb größer hergestellt wurde, damit mehr Silbernägel darauf Platz finden könnten. Im Orient und bei wilden Völkern sei es ja Sitte, die Waffen zu schmücken. Arme Schützen zieren sie mit Messingnägeln, reichere wählen Silbernägel; die Anzahl der Nägel entspricht dem Wohlstand des Besitzers. Übrigens brauchen wir gar nicht einmal so weit zu gehen, um dieser Sitte zu begegnen. Vor vierzig Jahren sah ich auf der Landesjubiläumsausstelllung in Prag in der geschichtlichen Abteilung Gewehre mit Steinschlössern, die reichlich mit Gold verziert waren. Diese Büchsen waren Eigentum der Familie Fürst Schwarzenberg.

Die Schlösser der Silberbüchse liegen rückwärts, hinter den Hähnen; das ist allerdings nicht so gut wie die Schlösser vorn. Die ursprünglichen Gewehrläufe wurden gestohlen, während May auf Reisen war. Damals erschien ein Besucher, der sich als Offizier vorstellte, und nahm in einem unbewachten Augenblick die Läufe an sich. Später wurden sie durch andre ersetzt. Ich glaube, daß das ganze Gewehr mitsamt dem Kolben ein belgisches Erzeugnis ist, denn vor Jahren sah ich in einem Buch Bilder ähnlicher alter belgischer Vorderlader. Die Form des Kolbens war ganz wie bei Winnetous Silberbüchse. Vielleicht ließ jemand aus unbekannten Gründen in Belgien ein Gewehr mit einem größern Kolben anfertigen. Das Gewehr gelangte dann auf irgendeine Weise nach Mexiko in die Hände eines reichen Mannes, der es dann nach dortiger Sitte mit Silbernägeln schmücken ließ.

[340] Die Originalläufe der Silberbüchse sind also gestohlen worden. Warum wohl? Ich glaube, daß sie reichlich mit Gold verziert waren, ähnlich wie ich es bei den Büchsen des böhmischen Adels gesehn habe. Es ist auch möglich, daß sie aus schönem Damaszener Stahl hergestellt waren; dieser Stahl wird nämlich in Belgien benützt. Zwei Drittel Stahl sind mit einem Drittel Eisen vermengt. Das Metall wurde verschweißt, zu einer langen Stange geschmiedet, diese Stange wurde dann geteilt und die beiden Teile neuerlich geschmiedet, wiederum geteilt, strickähnlich geflochten, neuerlich geschmiedet und schließlich um eine Stange herum geschmiedet, bis der Lauf fertig war. Durch Säurenätzung wurden auf der Oberfläche des Laufes hübsche Verzierungen geschaffen. Es gab auch noch viele ähnliche Herstellungsarten, die auch andre Bilder hervorzuzaubern vermochten. Solche Läufe waren allerdings sehr teuer. Die kostspieligsten waren natürlich diejenigen, die aus Rosen- oder türkischen Damaszenerstahl erzeugt wurden. Die Läufe der Silberbüchse waren sicherlich prachtvoll, wenn sie zu einem Diebstahl verführen konnten. Der Dieb muß ein Waffenkenner gewesen sein, denn er ließ den übrigen Prunk unbeachtet; sonst hätte er doch auch die Silbernägel gestohlen, was sicherlich leichter gewesen wäre.

Die Gesamtlänge der Büchse, schief am Kolben entlang gemessen, beträgt 114,4 cm. Die Länge der neuen Läufe 71 cm, das Gewicht 6,25 kg. Da die Läufe nicht Urbestandteil sind, wird das Kaliber nicht angegeben.

Hiermit will ich die Begutachtung der Waffen **[341]** Karl Mays beenden. Vielen jungen Lesern habe ich damit vielleicht ihr Traumbild zerstört. Sie mögen mir aber deshalb nicht zürnen – die Wahrheit ist nie so herrlich und schön wie die Einbildung…

*

Big Chief White Horse Eagle[76]

Von Miloslava Sísová [1883 – 1947]
Korrespondentin der Prager ‚Národní Listy`, Paris

Ich glaube, daß so etwa 30 Jahre verflossen sind, seit sich die Romane Karl Mays in Böhmen zu verbreiten begannen. Neben Alexander Dumas war auch Karl May recht oft in unsern Händen, wenn wir auf stillen Waldwiesen im Moos kauerten. Wir stellten uns so, als hätten wir diese Bücher nur aus Langerweile zur Hand genommen, als wollten wir uns nur davon überzeugen, wie einfältig sie seien. In Wahrheit aber lasen wir sie mit Spannung; die Helden Mays und Coopers traten vor unsre Augen, während wir so hinträumten und die **[342]** nahen Birken raschelten oder der kleine Bach eintönig dahinplätscherte. Weiß Gott, auch wir wären gar zu gern in den Gegenden Winnetous gewesen, bei dem Sohn des Bärenjägers oder bei Old Shatterhand! Ach, wie edel und anziehend waren doch alle die verschiednen ‚Pferde', ‚Büffel', ‚Adler' und ‚Falken', die Häuptlinge der Indianerstämme und Kinder Manitous! Was hätten wir wohl dafür gegeben, die Hand des heldischen Weißen Pferde-Adlers schütteln zu können… Allerdings, keinem gegenüber hätten wir diese oder ähnliche Gedanken eingestanden.

Am 1. Januar 1929 wurde mir die Begegnung mit dem Weißen Pferde-Adler zur Wirklichkeit. Allerdings in keinem Cañon, weder im Urwald, noch unterm Zelt der Roten, sondern in einer ganz stillen Straße meines Pariser Viertels, beim indischen Professor und Schriftsteller Warma Yougi. Der indianische ‚*Big Chief of Chiefs*' saß in einem kleinen Salon im Stil Ludwigs XV., an seiner Seite Frau Wa-The-Na. Er selber heißt White Horse Eagle.

Er war genau 107 Jahre alt. Also ein Weißer Adler, der schon recht viele Federn verloren hatte. Sein Bronzeantlitz zeigte aber noch stolze, prächtige Gesichtszüge, und aus den Augen leuchtete die Verschmitztheit. Aus unsern Jugendvorstellungen verblieb an ihm die herrliche Indianerkleidung, wie ihr sie alle aus völkerkundlichen Sammlungen kennt. Pracht im Schmuck des Kopfes und der Kleider, eherner Gesichtsausdruck und erhabene Gesten. Und dann – eine bedeutende Rednergabe. Schließlich, will man einem Indianer **[343]** begegnen, wie ihn May schildert, so geht es nicht anders wie hier mit dem Weißen Pferde-Adler. Die jüngeren hatten sicherlich schon keine Gelegenheit mehr, Bleichgesichter zu skalpieren, sie konnten weder heldenhafte Kämpfe ausfechten, noch die Friedens- und Kriegspfeife rauchen. Daß die Indianer hübsch ruhig und machtlos blieben, dafür haben ja schon die Vereinigten Staaten mit ihrem Heer Sorge getragen. Aber White Horse Eagle hat noch mit voller Kraft Kriege geführt, hat tapfer skalpiert, kämpfte mit dem Obersten [William F.] Cody und mit den *Rough Riders*, war aber auch einer der ersten Indianerhäuptlinge, die sich in den sechziger Jahren der Macht Washingtons unterordneten und aufhörten, unabhängig und kriegerisch zu sein. Nun war er nach Europa gekommen, um die Sache der Indianer zu fördern.

Wir versammelten uns bei Warma Yougi nicht nur, um dem Weißen Adler die Hand zu drücken, ihm unsern Glückwunsch zu übermitteln und mit ihm ein Schälchen Tee zu trinken, sondern wir sollten auch dabei sein, wenn der holländische Anthropologe Bernelot Moens zum Titularhäuptling der Indianer geschlagen wurde, wie ja schon viele Bleichgesichter zu Indianerwürdenträgern ernannt worden sind[77].

Zur Abhaltung der Feierlichkeit übersiedelten wir aus dem Ludwigssalon in eine Kunstwerkstätte, wo es wenigstens einen orientalischen Teppich, Buddhastandbilder, geschnitzte Negerfiguren **[344]** und Musikinstrumente gab. Von allen Wänden starrten uns tiefsinnige Sprüche an, wie zum Beispiel: ‚Sie suchen Glück ohne Gesundheit?' – ‚Der Mensch muß zur Gesundheit erzogen werden.' – ‚Seid nicht Sklaven eurer Nerven!' – ‚Ohne Gesundheit des Einzelmenschen gibt es keine Volksgesundheit.' Zuerst spielten Hindus irgendeine östliche Weise, dann kamen die Ansprachen. Es wurde sehr viel gesprochen. Am längsten und am kräftigsten sprach wohl der alte Weiße Pferde-Adler. Es schien, als sei er verjüngt. Seine Stimme klang

[76] Der bekannte Indianerhäuptling, der 107 Jahre alte *Big Chief White Horse Eagle* (Weißer Pferde-Adler), der im Jahre 1929 über den Ozean kam, um an europäischen Universitäten über das Leben, die Kultur und den Untergang des roten Volkes Vorträge zu halten, besuchte auch am 18. Juni 1929 in Begleitung des amerikanischen Konsuls Waller das Grab Karl Mays in Radebeul, um dort das heilige Zeremoniell des Kalumets zu verrichten. Hier wird über eine bedeutsame Begegnung mit dem Indianerhäuptling in Paris berichtet. Die ‚Národní Listy' haben mir den Abdruck aus ihrer Nummer vom 20. Januar 1929 freundlichst gestattet. Der Übersetzer.

[77] Die Witwe Karl Mays, Frau Klara May, wurde vom Weißen Pferde-Adler zur indianischen Prinzessin Sha-Lu-Wa des Stammes der Osagen ernannt. Der Übersetzer.

wie eine Glocke, die Gesten waren weihevoll wie beim alten [Eugène] Silvain von der ‚*Comédie Française*'. Er sprach über Völkerverbrüderung, Frieden und Gleichheit aller. Als er aber seine Jugendsünden in Erinnerung brachte, die blutigen Kämpfe und die Jagden nach Skalpen, sah er recht genäschig aus, und sein Blick auf die üppigen Haarlocken seiner Nachbarn war nicht ganz unschuldig, so als wollte er sagen: ‚Ach, hätte ich euch so vor 80 oder wenigstens vor 70 Jahren in die Hände bekommen!' Es waren fast soviel Redner wie Anwesende. Nur bei einigen gelang es Professor Moens nicht, sie zu Ansprachen zu bewegen.

Es wurde also recht spät, bis die Ernennung Professor Moens' zum Indianerhäuptling vollzogen werden konnte. Wir zündeten dabei leider weder ein Feuer an, noch böllerten wir, die Indianer tanzten nicht, und wir rauchten auch keine Friedenspfeife! Die ganze Feierlichkeit sah so europäisch aus, als wollte im Hof des *Hôtel des Invalides* General [Henri] Gouraud oder Minister [Paul] Painlevé irgend jemand mit der Mitgliedschaft der Ehrenlegion **[345]** auszeichnen. Wir faßten uns nur alle an den Händen, um eine geschlossene Kette zu bilden, und dann sandten wir dem Weißen Pferde-Adler nach Indianerart einen Kuß (vorerst wurde uns das allerdings gezeigt). Das war alles. Der Weiße Pferde-Adler nahm hierauf ein Nachtmahl ein und vertilgte recht tapfer kleines Pariser Gebäck. Wa-The-Na half ihm dabei. Dann zündete er sich nach Art eines Feinschmeckers eine Zigarre an und träumte den Rauchwölkchen nach…

Als ich hierauf mit meinen Freunden in der frischen Nachtluft heimkehrte, seufzten wir wohl alle: ‚Wie anders, wie ehrwürdig und erhaben war das alles in den Indianerträumen unsrer Jugend!' Aber so geht's ja mit allem im Leben. Am meisten – ich wills gestehn – enttäuschte mich der Weiße Pferde-Adler wohl dadurch, daß er Ansichtskarten nur demjenigen unterschreiben wollte, der 25 Frank dafür bezahlte. – Ach, edler Winnetou!

*

May ‚kannte die Welt nicht'

Von Professor Dr. Stanislav Nikolau [1878 – 1950]
Redakteur der geographischen Revue ‚Širým světem' (Durch die weite Welt), Prag[78]

Karl May hatte Ende des vorigen und zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen unleugbaren Einfluß **[346]** auf den Geist der Jugend. Seine Romane werden einstens ähnliche Marksteine bilden wie die Werke [Daniel] Defoes, [Thomas] Mayne Reids und [Gabriel] Ferrys, dessen ‚Waldläufer' häufig nachgeahmt wurde, ähnlich wie Defoes ‚Robinson'. Und neben May war es noch Jules Verne, der in die Seele der Jugend zu jener Zeit einen viel edlern Geist verpflanzte, als es die heutigen Detektivgeschichten tun, die die Jugend leicht in die Schlingen des Verbrechens führen.

May hat die Stimmung der jungen Seele richtig erkannt. Er wußte, daß sie nach Heldentaten verlangt, die sich in gefahrvollen Augenblicken und in der eigenartigen Umgebung fremder Landstriche abspielen. Ganz bestimmt war bei vielen Jungen und Mädchen Old Shatterhand oder Old Surehand ein Ideal, das allen Anforderungen der antiken Bildung entsprach, der Verbindung der edlen Gesinnung, der Ehrenhaftigkeit mit der körperlichen Kraft und Leistungsfähigkeit. Und die Freundschaft des Häuptlings Winnetou überbrückt ganz sicher jenen krankhaften Rassenhaß zwischen Weißen und Roten, wie er in den Kämpfen der fünfziger Jahre in Amerika entfacht wurde.

Es ist ganz natürlich, daß die Romane Karl Mays nicht alle gleichwertig sind. Die ersten Werke, die in voller Frische verfaßt wurden, unterscheiden sich ganz bedeutend von seinen späteren Schriften. Diesem Schicksal sind die wenigsten Dichter entgangen. Bei großem Erfolg hat jeder aus sich herausgeschöpft, was nur vorhanden war. Darum[79] **[347]** haben sich die Neider an diesen Umstand geklammert und ihm zwei Mängel vorgeworfen: sein Privatleben und seine nur aus Büchern geschöpften Kenntnisse fremder Länder.

Soweit es sein Privatleben betrifft, war das Urteil über May ganz ungerecht hart, da doch bei andern Schriftstellern und Dichtern – und fast immer gerade bei den berühmtesten – das Privatleben ihrer

[78] Prof. Dr. Stanislav Nikolau ist einer der führenden Geographen der Tschechoslowakei und Verfasser der meisten Lehrbücher über Geographie an den tschechischen Mittelschulen. Seine Professur hat er jetzt niedergelegt und ist ausschließlich journalistisch in der ‚Národní Politika`, dem verbreitetsten Tageblatt der Tschechoslowakei, tätig. Der Übersetzer.

[79] Dieses „Darum" trifft den Kern der Sache nicht. Schon zeitlich war es anders: erst kamen die Angriffe, dann verblaßten Mays Werke, weil seine Schaffenskraft behindert war. Demgemäß war auch der ursächliche Zusammenhang zwischen dem Schaffen Karl Mays und dem Auftreten seiner Gegner ein anderer. Gerade der gewaltige, ständig wachsende Erfolg der Reiseerzählungen rief die Hetzer auf den Plan. Die Herausgeber.

Anerkennung auch nicht im Wege steht. Die neugierige Literaturforschung, die das Leben des Verfassers bis in die kleinsten Einzelheiten durchforscht, ahnt gar nicht, wie sie ihrem literarischen Abgott selber das Grab gräbt. Erinnern wir uns nur an [Robert] Burns, [George Gordon] Byron und [Oscar] Wilde, dessen Namen die Engländer kaum auszusprechen wagen, [Fjodor] Dostojewski und andre, wenn wir unser eignes Schrifttum verschonen wollen, um keinen Widerspruch zu erwecken. Warum soll der Eindruck hehrer Gedanken schönen literarischen Schaffens und edler Freude durch Kenntnis des Privatlebens des Verfassers getrübt werden?

Am meisten wohl wurde May vorgeworfen, er habe als Schauplatz seiner Romane weit entfernte Landstriche gewählt, die er nicht persönlich kennengelernt hat. Soweit ich die ersten Romane Karl Mays gelesen habe, weiß ich an der Naturschilderung nichts auszusetzen. Er hat sich vorerst über die betreffenden Gebiete durch Studium von **[348]** Reisebeschreibungen unterrichtet. Es ist wohl möglich, daß heute, nach 40 Jahren, gar manche Wildnis, die ehedem der Schauplatz eines May-Romans war, ein ebensolches Kulturland geworden ist, wie irgendein beliebiger Teil Europas. In Mays Schilderung erscheint sie demnach unrichtig und falsch beschrieben. Dagegen ist folgendes zu sagen: Wenn es in Mays Romanen irgendwelche Fehler gibt, dann sind sie durch die Umgestaltungen der Neuzeit sowieso überholt, denn die Besonderheiten der Völker und die Verschiedenheit ihrer Lebensweise werden jetzt rasch verwischt. Heute fallen solche Gründe jedenfalls nicht mehr in die Waagschale.

Ein solcher Vorwurf könnte übrigens auch viele Geographen treffen, die über Länder schreiben, in denen sie nie gewesen sind. Und doch erschloß zum Beispiel [Immanuel] Kant, der sein ganzes Leben lang Königsberg nicht verlassen hat, der Menschheit hervorragende geographische Erkenntnisse. Neben ihm haben auch [Carl] Ritter, [Oskar] Peschel, [Élisée] Reclus, [Hugh Robert] Mill und andre Begründer der regionalen Geographie gewichtige Werke unter ähnlichen Bedingungen geschaffen. So bleibt auch [Josef] Chavanne, der Afrika niemals erblickt hat, für seine Zeit der Klassiker der Geographie von Mittelafrika.

Mays Romanen kann durch irgendwelche geographischen Ungenauigkeiten kein Abbruch geschehen. Sie haben ihre Aufgabe erfüllt und werden auch weiterhin junge Gemüter anlocken, denen die Helden des Verfassers als Ideal vorschweben, genau so wie die ‚Drei Musketiere' von [Alexandre] Dumas. Wenn einmal irgendein Gesellschaftswissenschaftler die seelischen Stimmungen und Strömungen am Ende **[349]** des vorigen und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts prüfen wird, dann muß er May in Betracht ziehen, denn er ist ein beachtlicher Bildner des jugendlichen Gemüts. Karl May ist ein Liebling des Volkes und hatte viel größern Einfluß als mancher Schriftsteller seiner Zeit, den die Literaturkritik heute in den Himmel hebt.

*

Die Pfadfinderbewegung und Karl May

Von F.[František] M.[Miloslav] Marek [1896 – 1961]

B. P. E., Direktor der Prager *Y. M. C. A.* (*Young Men Christian Association*), Prag

©

*

[353] **Beim weißen Bruder der Rothäute**

Ein Besuch bei Karl May[80]

Von František Schörpner [1904 – 1941/KZ Dachau]

Hallo Boys! Nehmt die Hand von der Revolvertasche und laßt das Bowiemesser im Gürtel stecken! Bleibt ruhig am Lagerfeuer sitzen, ihr alten Skalper, und dreht den Ast, an dem die Bärentatze schmort, auf die andere Seite! Denn der Mann, der aus den Büschen tritt, um ein Palaver mit euch zu machen, gehört keinem feindlichen Stamm an, er ist kein Kundschafter der Ogellallahs und kein heuchlerisches Bleichgesicht, das mit zwei Zungen redet – sondern ein einfacher Fährtensucher und Fallensteller wie ihr, der schon manche Büffellende unterm Sattel gar geritten hat –, ein Freund der roten Männer, mit denen er den Rauch der Brüderschaft aus dem tongeschnittenen Kalumet getrunken hat –, ein Schüler euers großen Scouts und Häuptlings Old Shatterhand[81].

An diese Worte Carl Zuckmayers erinnerte ich mich, als ich vor einigen Tagen vor dem weißen Haus stand, an dem in goldner Schrift ‚Villa Shatterhand' zu lesen ist. Hier also lebte und schrieb jener Karl May,

[80] Entnommen der literarischen Wochenschrift ‚*Tvorba*' (Das Werk), Prag, Nr. 41 vom 16. Oktober 1930. Der Übersetzer.

[81] Vgl. Karl-May-Jahrbuch 1930: Carl Zuckmayer 'Palaver mit den jungen Kriegern über den großen Häuptling Karl May'.

geliebt und vergöttert von der Jugend, verdammt, befehdet und verlacht von den Alten, Gelehrten und ‚Gebildeten'. In Radebeul, und vorher in einem andern Vorort Dresdens, wurden die Bücher über das wilde Kurdistan, über das Land der Skipetaren, über den Ölprinzen und natürlich auch vom großen Winnetou, vom Rio de **[354]** la Plata und von den Kordilleren geschaffen. Durch einen schönen Garten treten wir erst in das eigentliche Reich Karl Mays, in ein Reich, das er nicht mehr geschaut hat, ins ‚Indianermuseum'. Die Sammlung ist in einem echten Wildwest-Blockhaus untergebracht, erbaut aus festen Bohlen und ganzen Bäumen, so daß wirklich kein Bleichgesicht hier einbrechen könnte, selbst wenn dessen Büchse den berühmten Bärentöter Mays übertreffen sollte.

Patty Frank, ein geborener Wiener und ein ehemaliges Mitglied der Truppe Buffalo Bills, mit der er alle Zirkusse und Varietébühnen der Welt bereiste, verwaltet nun diese außerordentlich lehrreiche Sammlung. Er selber hat einen Löwenanteil dazu beigetragen, denn er sammelte in der ganzen Welt im Laufe von 35 Jahren alles, was sich bot, wenn es nur irgendwie mit den Indianern zusammenhing. Er war ein begeisterter Leser von Karl Mays Schriften und gehörte, obgleich er den Schriftsteller persönlich nicht kannte, zu seinen treusten Anhängern. Nach Radebeul kam er erst nach dem Weltkrieg, während May bereits im Jahr 1912 in die ewigen Jagdgründe einging. Gemeinsam mit dem Verlag und der Witwe Mays schuf Frank 1926/28 in dem neuerrichteten Wildwest-Blockhaus das Karl-May-Museum.

Die Sammlung besitzt mehr als tausend hochwertige Gegenstände, über die ein achtundvierzigseitiger Führer ausführlich unterrichtet. Sie ist eine wahre Schatzgrube für Forscher und sicherlich ein einzigdastehendes Museum Europas. An Hand der ausgestellten Näharbeiten, Trachten, bemalten Schilder, Felle, Häute, Pfeile, Bogen, Mokassins **[355]** und vielen andern Dinge erkennt man die hohe Kultur der Prärieindianer. Aus diesen Trachten und Werkzeugen, oft bis zu 250 Jahre alt, sind teils der hochentwickelte Geschmack und der Farbensinn, teils die große Erfindungsgabe und die edlen Gedanken und Gebräuche der Roten ersichtlich. Beachtenswert sind die Waffen und besonders die unscheinbaren Pfeile. Auf 30 Schritt durchschoß der Indianer damit glatt einen Büffel und verletzte noch einen zweiten schwer, falls dieser hinter dem ersten Tier in einer Reihe lief. Noch auf 60 Schritt durchbohrte er damit ein Saumtier. Die Pfeile wurden nur von einigen wenigen Stämmen Nordamerikas vergiftet. Im Museum finden wir aber noch andre bemerkenswerte Sachen. Das Pferd, der leichtfüßige Freund der Rothaut, wurde eigentlich vom Bleichgesicht in Amerika eingeführt. Die Indianer siedelten ursprünglich an den Prärierändern; erst durch die vorrückenden Weißen wurden sie in das Innere des Landes gedrängt, wo es an Wasser und auch an Jagdtieren mangelte, und darum erlernten sie rasch das Reiten. Viele entflohene Pferde sammelten sich in den Prärien zu Herden und vermehrten sich rasch, so daß sich die Indianer später die nötige Anzahl von Reittieren erjagen konnten.

Im Museum, das zeitlich geordnet ist, ersieht man weiter deutlich den spätern Einfluß des Handels mit den Weißen. Die gefärbten Stachelschweinborsten als Schmuck wurden durch einfache Glasperlen ersetzt, die von den Weißen eingetauscht wurden. Schließlich finden wir da auch scheußliche Erzeugnisse der ‚Fremdenindustrie', die oft sogar **[356]** nicht aus den Händen der Indianer stammen, sondern in den heutigen amerikanischen Fabriken erzeugt werden und die man in Schaustellungen und auf Bahnhöfen an einfältige Fremde für teures Geld verkauft. Die Mokassins würden sicherlich beim ersten Versuch, sie anzuziehn, platzen, denn sie sind mit Fäden statt mit Därmen genäht. Es werden da Sachen verkauft, von deren Vorhandensein der Indianer nie etwas gewußt hat: Nadelbehälter, Zigarettendosen, Schreibmappen.

In den Ecken des Museums stehn Gestalten in Lebensgröße: ein Krieger vom Stamm der Apatschen in Originaltracht und Ausrüstung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts; gegenüber ein junges Weib aus dem Stamm der Schwarzfußindianer; weiterhin ein Häuptling der Irokesen, mit Kriegszeichen bemalt, mit Keule und Wampumgürtel, alles aus dem Jahr 1760. Am meisten zog mich natürlich die Skalpsammlung in ihren Bann, die wohl die größte ihrer Art überhaupt darstellt. Es sind insgesamt 19 Skalpe vorhanden; davon wurden 5 weißen Männern abgezogen. Eine Sammlung von Tomahawks beweist uns, daß die Hiebwaffe der Roten ursprünglich eine gewöhnliche Keule war, deren Name auf die erst später von den Weißen eingeführten Beile und Hämmer überging. Was sollen wir noch über die Sammlungen der Tabakpfeifen, der Kriegstrophäen, über die Mäntel aus der Haut der Wapitihirsche, auf denen wir ganze Kriegs- und Liebesabenteuer gemalt sehn, was sollen wir noch über praktische Kinderwiegen, über Hauswerkzeug, über Matten, über bemalte Zelte und über viele andre hübsche und zweckmäßige Sachen sagen? **[357]** Überall

sehn wir leider das allmähliche Eindringen europäischer Ware: Stoff, Eisen, Zwirn, Nägel, Papier und Farben.

Heute ist ein großer Teil dieser Kultur dahin. Gemordet, bestohlen, vernichtet durch Alkohol und Syphilis, behängt mit europäischen ‚Kleidern', eingezwängt in die europäische Moral, hineingedrängt in kleine Reservationen, bewacht durch berittene Polizei, so stirbt ein Volk von immerhin noch vielen tausend Seelen langsam aus, während durch die Savanne der amerikanische Überland-Expreß New York–San Franzisko braust. Die Stimme des Büffels mußte dem Schnarren des Traktors und der Sämaschinen weichen. Der Indianer, zerlumpt, in dürftigen Schuhen, arbeitet am Oberbau der Eisenbahn, an der Wiederherstellung der Landstraßen. An ihm flitzt ein Auto mit parfümierten Reisenden vorbei, die gelangweilt Adams Chiclets kauen. Und dieser Wandel vollzog sich binnen 60, 70 Jahren… So lebte, kämpfte und starb ein Volk tapfrer Menschen, edler Herzen und reiner Seelen. Aber der Grund dafür ist nicht nur der Einbruch der Bleichgesichter, sondern auch die kapitalistische Besiedlung, der es weichen mußte, und da die Kolonisierung alles Besitztum der Roten gebrauchen konnte, mußte das Indianervolk verschwinden. Heute sehn wir Ähnliches sich in Indien, in China, in Indonesien und auch auf den Diamantfeldern der südamerikanischen Republik wiederholen. Von den Händen der Eroberer trieft Blut.

An all das habe ich mich erinnert, als ich das Museum verließ, als ich noch im Vorraum mit **[358]** Patty Frank verweilte, einem aufrichtigen Freund der Rothäute. Ich saß auf einem mit Büffelhaut bedeckten Stuhl, unter ausgestopften Köpfen von Büffeln und Wapitihirschen. Aus dem Schrank blitzten Mays Büchsen, der Henrystutzen, die Silberbüchse und der Bärentöter. All das beschrieb Karl May, der Sänger eines sterbenden Volkes.

Karl May wurde wegen seiner Romane ständig befehdet. ‚May hat doch geschrieben, ohne dort gewesen zu sein!' das war so der übliche geistreiche Einwand. Ein andrer soll an unsrer Stelle darauf antworten:

Dr. Wolfgang von Weisl schreibt in seinem Brief aus Kairo an die ‚Berliner Zeitung am Mittag' unterm 1. März 1927 über Karl May folgendes[82]:

> Ich kenne kein einziges Buch und keinen einzigen Autor, der über den Orient so viel Richtiges geschrieben, der seinen Geist so einsichtig erfaßt und so sicher dargestellt hat wie dieser Mann, der an seinem Schreibtisch unter Benutzung einer gewaltigen Bücherei und unter taktsicherer Ausscheidung der falschen Berichte über Asien seine Romane entwarf. Wo ich auf meinen Reisen die Spuren der Helden Karl Mays kreuzte, fand ich – heute, Anno 1927! – die Welt und die Menschen noch immer so, wie ich sie von der Zeit her, da ich unter der Schulbank heimlich den ‚May' las, in Erinnerung behalten hatte. Und dasselbe sagen mir alle Deutschen, die ich hier im Osten traf: Konsuln, Archäologen und Kaufleute. Und einer – ein sehr ehrbarer Universitätsprofessor – gestand mir errötend, daß ihm eigentlich vor 30 Jahren der Karl May mehr vom wahren Orient gegeben hatte als alles, was er seither darüber zu lesen verpflichtet war…

Wenn Karl May seine Romane in der Ichform schrieb, so tat er es hauptsächlich darum, weil dadurch **[359]** die ganze Schilderung viel persönlicher und unmittelbarer wirkt. Die Frömmigkeit in seinen Schriften war allerdings besondrer Art. An seinem Grab aber und auch in seiner Wohnung sehen wir nirgends etwas, was ihn als einen Frömmling kennzeichnen könnte. Und so schrumpfen die Einwände der Gegner zusammen, und es bleibt nur Karl May, ein Freund und leidenschaftlicher Verteidiger eines gemordeten Volkes, ein Mann von riesigem Fleiß und einer unerhörten Arbeitskraft, ein Mann, geboren in der Hütte eines armen Gebirgswebers, durch eine Augenkrankheit blind bis zum vierten Lebensjahr, ein Mann mit sehr düsterer Jugend, ein Mann, der wegen jugendlichen Leichtsinns auch die Kerkermauern kennenlernen mußte, ein Mann, der sich der ganzen Welt zu erwehren hatte, ein Mann, der mit seinen eignen Mitteln gegen Gewalt und Willkür kämpfte. Er starb im Jahr 1912 im Alter von 70 Jahren. Seine Werke feuern die Jugend heute noch an und überdauern sicher noch viele Geschlechter. Es lohnte sich, Mays Einfluß auf die Vorkriegsjugendbewegung zu verfolgen, seinen Einfluß auf die Pfadfinderbewegung und auf das Freilagern in der Natur. Oft würden wir dabei auf seine Spuren stoßen…

Bei uns gab bisher [Josef] Vilímek die bekannte May-Ausgabe heraus, nun hat der Verlag Toužimský & Moravec diese Aufgabe übernommen. Er will May neu herausbringen, um so die Geschichte des Todes eines starken Volkes im amerikanischen Westen in Erinnerung zu rufen. Er teilte die Romane in zwei

[82] Siehe auch Karl-May-Jahrbuch 1927. Die Herausgeber.

Gruppen ein: in die Orientschriften (‚Im **[360]** Schatten des Padischah') und in die Indianer-Bücher (‚Winnetou')[83].

Der Anklang, den diese Bücher sicherlich finden werden, wird ein gutes Zeichen dafür sein, welche Teilnahme die Schicksale der farbigen Völker unter der heutigen Jugend besitzen, und wird gewiß manchen Jungen und manches Mädchen zum Nachdenken darüber anregen, w e r die Naturvölker unterdrückt und ausrottet…

Und so erfüllt Karl May noch heute, zwanzig Jahre nach seinem Tod, die Sendung seines Lebens…

*

Kürzere Ergebnisse unrer Rundfrage[84]

Viktor H á n e k [1891 – 1954]

Redakteur des 'Venkor' (Das Land), Prag

©

Professor Jaroslav H o r e j c [1886–1983]

Bildhauer an der Kunst- und Industrieschule in Prag

©

Pater J. H u ň k a [? - ?]

Redakteur der Zeitschrift ‚*Orelská osvěta*', Organ der katholischen Turnvereine, Sukdol

Die Literaturprofessoren und die Erzieher haben den Abenteuerroman in Acht und Bann geschlagen. **[362]** Es sei schade um die Zeit für solche Dummheiten, und außerdem entfache der Abenteuerroman die jugendliche Phantasie in ungesunder Weise. Ich glaube, daß diese Vorwürfe nicht richtig sind. Der moderne Mensch braucht zur Überwindung der Öde, die das heutige Leben mit sich bringt, irgendeine Entspannung, damit die Nerven nicht aus dem Gleichgewicht kommen. Allerdings, die Abenteuer müssen einwandfrei sein – ohne allzuviel Blutvergießen, ohne sinnliche Einschaltungen. Mays Abenteuerromane sind wirklich einwandfrei, sie sind abenteuerlich im gesunden Sinn.

Professor Eugen K n a p [1890–1968]

Redakteur in Kuttenberg

©

Redakteur Hanuš K u f f n e r (†) [1861–1929]

Verfasser des Werkes ‚Hussitenkrieg'[86]

Aus Neid und Mißgunst wurde May vorgeworfen, er habe alles erlogen, er sei nie im Ausland gewesen, nichts habe er erlebt, er sei ein Räuber, Dieb und Gauner gewesen, ein durch und durch ehrloser Mensch. Diese Angriffe verstummten nicht einmal nach dem Tod des Schriftstellers. Mein lieber Leser, achte nicht darauf, urteile nach eignem Ermessen, als Mann: gut oder schlecht, ergreifend oder langweilig, lebendig oder matt, sage selber, wie seine Bücher wirken! Kümmere dich nicht darum, ob der Dichter ein Deutscher, ein Katholik oder Lutheraner gewesen ist, urteile selber und vergleiche, ob seine Gedanken sittlich oder unsittlich **[364]** sind! Und merke dir auch, daß seine Bücher schon in 4 Millionen Bänden erschienen sind[87]. Ist denn das kein Beweis, der klar den Wert seiner Erzählungen darlegt? Es ist ihm, wie gesagt, der Vorwurf gemacht worden, er habe geflunkert, alles, was er schildere, habe er nicht erlebt. Nichts davon ist richtig. Ein

[83] Diese beiden Romanreihen sind inzwischen beim Verlag Toužimský & Moravec in Prag erschienen. Die Herausgeber.

[84] Unter diesem Titel haben wir einige kürzere Äußerungen über Karl May gesammelt, die als Urteile in verschiedenen Zeitungen und Büchern in der Tschechoslowakei erschienen sind. Der Übersetzer.

[85]

[86] Die folgenden Zeilen des 1929 verstorbenen Verfassers sind Aufzeichnungen und Randbemerkungen aus den zahlreichen May-Bänden, die in seinem Nachlaß vorgefunden wurden und für seine Kinder bestimmt waren. Die meisten May-Bücher enthalten Kartenskizzen und Pläne des Schauplatzes der Handlung, von Kuffner, einem hervorragenden Strategen, mit Bleistift eigenhändig entworfen. Die nachstehenden Zeilen sind Bemerkungen zum ersten Band des ‚Winnetou'. Die Hinterbliebenen Kuffners haben uns erlaubt, diese Zeilen zu veröffentlichen. Der Übersetzer.

[87] Jetzt (1932) nahezu 6 Millionen Bände! Die Herausgeber.

Dichter hat das gute Recht – wenn er recht lebendig wirken will – alles in persönlicher Form zu erzählen. Dadurch kann sein Werk bloß gewinnen, wenn der Dichter nur zu gestalten versteht. Und sage, lieber Leser, hat das Buch nicht dadurch gewonnen, daß der Verfasser so schildert, wie er es eben tut? Um wieviel aufrichtiger liest sich das alles! Dieser Vorwurf ist also falsch und ungerecht, ebenso unsinnig wie die Angriffe seiner Verleumder, die doch nur aus Mißgunst hetzten.

Schriftsteller Michal Mareš [1893–1971]
Mitarbeiter des ‚Prager Tagblatts', Prag

©

O.[Otakar] Mrkvička [1898–1957]
Akademischer Maler, Prag

©

Dr. Viktor Novák [? - ?]
Redakteur des ‚Vídeñský deník' (Wiener Tagblatt), Wien

Karl May war stets bestrebt, die Gefühlswelt seiner Leser zu vertiefen. Unerschrockenheit, die Sehnsucht nach Erweckung des sittlich Guten, das **[366]** war sein aufrichtiges Bestreben, das auch von Erfolg gekrönt wurde. Seine Bücher besitzen einen hervorragend sittlichen Kern, sie fordern zur Männlichkeit, zu weiser Überlegung und zu Unerschrockenheit auf. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Jugend durch diese Bücher nur gewinnen kann.

Marie Záhorová-Nemcová (†) [1885–1930]
Inspektorin des Ministeriums für soziale Fürsorge, Sektion der Frauen- und Kinderfürsorge, Prag

Ach, wie sehr liebten wir in der Jugend – vielleicht waren wir alle so – den berühmten Winnetou und den letzten Mohikaner wegen ihrer großen Unerschrockenheit und wegen der Kraft ihrer Persönlichkeit! Wie oft weinten wir wegen ihres Edelmutes, wie oft zitterten wir aus Mitleid mit den Geschöpfen, denen sie halfen! Dieses Schrifttum war wohl am wenigsten gefährlich. Eine erregte phantastische Handlung, aber schließlich und endlich ein versöhnliches Ende. Die Tugend gelangt zum gerechten Sieg, der Tod ist verklärt vom Nimbus des Opfers oder des Ruhmes und des Heldenmutes. Wieviel mehr Erzieherisches ist in diesen Büchern, als in den jetzigen Detektivgeschichten! – (Aus der Zeitschrift ‚Nová žena', Das neue Weib.)

*

Schlußwort zur tschechischen Ausgabe von Karl Mays Lebensbeichte

Von František Schörpner [1904 – 1941/KZ Dachau]

An der Schwelle des Jahres, in dem der zwanzigste Todestag Karl Mays wiederkehrt, schließen **[367]** wir dieses Buch ab. Neben der eignen Beichte Karl Mays umfaßt dieser Band eine Reihe von Untersuchungen, die wohl verschieden gehalten, aber doch unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt abgefaßt sind. Es war das der erste Versuch in der Tschechoslowakei, und ich glaube, daß dieser Versuch gelungen ist. Hier sprechen ja die berufensten Persönlichkeiten über Karl May, über seine Schriften, über den Einfluß des May-Lesens auf die Jugend und über den literarischen und erzieherischen Wert seiner Werke. Niemand, der an diesem Buch mitgearbeitet hat, wollte den Schriftsteller kritiklos loben. Auch derjenige, der mit einem gewissen Vorurteil dieses Buch zur Hand nimmt, wird erstaunt sein: er wird hier auch sachliche Einwände finden, gerechtes Urteil, also Dinge, die er vielleicht nicht erwartet hat. Und das alles darum, weil es in erster Hinsicht um die Gerechtigkeit für Karl May geht, und weil alle Vorwürfe gegen May nicht imstande sind, das Schöne und Gute zu überschatten, die Spannung und Erregung zu verdunkeln, die uns Karl May in seinen Schriften geschenkt hat und der heutigen Jugend noch schenkt.

Abschließend muß ich hier allen meinen geschätzten Mitarbeitern danken. Ich hatte gar nicht erwartet, daß ich einen so starken Widerhall in allen Gesellschaftskreisen und Berufsschichten, die entweder eine pädagogische, literarkritische oder bloß fachlich-persönliche Beziehung zu unserm Schriftsteller haben, finden würde. Wie leidenschaftlich wurden in unserm Land früher die aus Deutschland herüberklingenden Hetzrufe gegen May aufgenommen, wie durchgreifend wurden seine Bücher aus **[368]** den Büchereien

entfernt, als seien sie giftig – und heute? Als meine geschätzten Mitarbeiter auf meine Aufforderung antworteten, da war es, als hätte ich bei jedem in die innersten Saiten seiner Seele eingegriffen; längst vergessene Töne entströmten dem Herzen – es sprach die Jugend, die Erinnerung. May, an den sich doch jeder gern erinnert, denn er bedeutet für einen jeden von uns ein Stück Eigenleben – dieser Mann soll als Verführer, als Jugendverderber gebrandmarkt werden? Nur ein Mensch, der selber niemals jung gewesen ist, kann so handeln. Wenn freilich heute ein reifer Mann, der das Leben kennengelernt hat, Karl May zum erstenmal liest, so kann er naturgemäß diesen Büchern der fernen Abenteuer gegenüber nicht die richtige Einstellung finden – außer, wenn er selber jung geblieben ist. Und das ist wohl nicht jedem vergönnt…

Wer es versucht, auf diesem Gebiet weiterzuforschen, die Abenteuerliteratur und die Volkslektüre weiter zu untersuchen, dem wird sein Beginnen sicherlich durch das vorliegende Buch erleichtert, und das Ergebnis seiner Forschungen wird dann ganz bestimmt vollkommener sein. Aber auch sonst hoffe ich, daß Karl May uns durch dieses Werk nähergerückt wurde. Und wenn wir in seine wunderbare Werkstatt Einblick gewinnen, dann werden wir auch über seine Schriften zu urteilen vermögen: nicht gelinde, aber gerecht.

P r a g , im Dezember 1931.

[(369)]

Mit Karl May auf dem Treibeis des Nördlichen Eismeeres

Erinnerungen an die Nobile-Fahrt

Von Dr. František Běhounek[88]

Dozent der Karls-Universität und Leiter des staatlichen radiologischen Instituts in Prag

©

[88] Verfasser des Buches ‚Sieben Wochen auf der Eisscholle' (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, mit dessen Genehmigung wir die beiden nebenstehenden Bilder abdrucken).

[89]

[(380)]

Spät fand ich den Weg zu Karl May

Ein Brief an den Karl-May-Verlag

Von Ministerialdirektor Dr. Richard J a h n k e[90]

Berlin, 25. März 1931.

Die Mitteilung, die Ihnen zugegangen ist, ist richtig: ich habe mich jetzt zum erstenmal in meinem Leben mit Schriften von Karl May beschäftigt. Als ich junger Lehrer war und meine Schüler mit Begeisterung die Erzählungen Karl Mays lasen, habe ich mich durch die absprechenden Urteile über den Schriftsteller und sein Werk bestimmen lassen, mich nicht um ihn zu kümmern. Das tut mir jetzt aufrichtig leid. Ich würde mich damals sicherlich ebenso begeistert wie heute für den Verkannten und Gelästerten eingesetzt haben. Die Hetze gegen ihn erscheint mir jetzt als eine große Schande, und es kommt mir unbegreiflich vor, daß sie solchen Erfolg haben konnte. Unbegreiflich, obwohl ich weiß, wie unsinnig das Urteil der Menschen sein kann und wie unselbständig die meisten der anmaßenden Kritik **[381]** gegenüberstehn. Die Jugend fragte zwar nicht nach dem Richterspruch der Erwachsenen, konnte aber auch nichts für den ungerecht Beurteilten tun.

Wie ich eigentlich dazu gekommen bin, mich jetzt mit Karl May zu beschäftigen, weiß ich selbst nicht. Daß sein Werk heute anders bewertet wird, hat mich nicht dazu bestimmt; ich wußte nicht allzu viel davon. Es muß wohl irgendeine vor langem empfangene Anregung in mir nachgewirkt haben. Nun aber bin ich erstaunt und erfreut, in Karl May einen Schriftsteller und Dichter kennenzulernen, auf den unser Volk stolz sein kann. Mit einer bewunderungswürdigen Erfindungsgabe und einem erstaunlichen Scharfsinn verbinden sich bei ihm eine packende Darstellung und eine umfassende Sachkenntnis, besonders auch auf sprachlichem Gebiet. Dabei sind seine Schriften erfüllt von einer Anständigkeit und Reinheit der Gesinnung, daß man der Jugend wirklich nichts Besseres in die Hand geben kann. Daß seine Erzählungen so außerordentlich spannend sind, kann natürlich gefährlich werden. Aber man lehnt doch auch andere Bücher nicht deswegen ab, weil sie den Leser nicht wieder loslassen. Und ich muß gestehn: schon die alten Indianergeschichten, die man in meiner Jugend las, haben einen sehr starken Eindruck auf mich gemacht, ohne daß ich deswegen zugrunde gegangen wäre. Kurz, mein Urteil ist dieses: wir sollten uns freuen und stolz darauf sein, in Karl May einen Dichter zu besitzen, der kein unanständiges Wort gebraucht und der die Jugend, die männliche wenigstens, fesselt wie kein andrer.

[90] Der Verfasser ist der Leiter der Abteilung für das höhere Schulwesen im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der Vorsitzer des Deutschen Sprachvereins. Von befreundeter Seite hatten wir erfahren, er habe sich in einer Versammlung sehr wohlwollend über Karl May geäußert. Wir erlaubten uns, deswegen bei ihm anzufragen, und erhielten den vorliegenden Bescheid, den wir hier mit seiner Genehmigung abdrucken. – Ein größerer Aufsatz aus seiner Feder folgt im nächsten Jahrbuch. Die Herausgeber.

Ein Wort für den Vielverkannten[91]

Von Ministerialdirektor Dr. Richard J a h n k e

Durch das, was man gemeinhin einen Zufall nennt, bin ich mit dem Karl-May-Verlag in Radebeul bei Dresden in Verbindung gekommen und habe so Genaueres erfahren über die Verfolgungen, denen der Volksschriftsteller Karl May ausgesetzt gewesen ist. Statt sich zu freuen, in ihm einen Schriftsteller zu besitzen, der für alt und jung, für hoch und niedrig fesselnd zu schreiben verstand, dessen Schriften von einer heute geradezu seltsam anmutenden sittlichen Reinheit sind und aufrichtige Frömmigkeit atmen, hat man dem alternden Manne das Leben verbittert und jeden begeifert, der sich zu ihm bekannte. Das ist nun längst abgetan, und die Namen derer, die Karl May gehetzt haben, geraten allmählich in Vergessenheit, während er selbst immer mehr Anerkennung findet.

Aber nicht davon wollte ich dem Sprachverein erzählen, sondern davon, daß die Werke Mays allmählich im Sinne des Sprachvereins durchgesehen werden. Der Leiter des Karl-May-Verlags, Herr Dr. E. A. Schmid, steht auf dem Boden unsrer Bestrebungen[92] und ist entschlossen, Fremdwörter, sprachliche **[383]** Unebenheiten und was sonst der Besserung bedarf, zu beseitigen. Nicht, als ob Karl May viele Fremdwörter gebraucht oder ein schlechtes Deutsch geschrieben hätte; aber er gebraucht eben doch Fremdwörter, die heute entweder – wie Accablement für Niedergeschlagenheit – überhaupt nicht mehr üblich sind oder wenigstens nicht mehr in Kreisen, die ihre Sprache reinhalten. Auch sind nicht nur dem Schreiber, dem er seine Bücher in die Feder sagte, sondern ihm selbst – kein Wunder bei seiner erstaunlich großen Tätigkeit – hier und da Versehen untergelaufen, die es verdienen, ausgemerzt zu werden.

So werden die Schriften Karl Mays nach und nach eine völlig einwandfreie Form erhalten. Und das bedeutet etwas. Denn mehr als 5 ½ Millionen Bände sind im deutschen Volke verbreitet. Wie groß die Zahl der May-Leser ist, läßt sich auch nicht annähernd schätzen; es wird eine ganz gewaltige Zahl sein. Die beste Erziehung zu einer reinen, sorgfältigen Sprache liegt aber darin, daß die vielgelesenen Bücher in guter Sprache abgefaßt sind. Darum dürfen wir diese Absicht des Verlags, die zum Teil schon in die Tat umgesetzt ist, freudig begrüßen.

[91] Dieser Hinweis erschien in der ‚Muttersprache' – Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins – 46. Jahrgang, Heft 9. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers drucken wir ihn hier ab. Die Herausgeber.

[92] Man vgl. hierzu Jahrbuch 1925, S. 196/97! Die Herausgeber.

[(384)]

Des Baues Krönung

Gedanken über den Abschluß der Nordamerika-Romane

Von Otto Eicke[93]

In meiner Erinnerung entsteht ein Bild aus den Tagen der Kindheit. Das Spiel des Knaben wuchs aus dem, was er las. Erzählten die Bücher von Krieg und Kriegsabenteuern, so war ich im Spiel General, lenkte Heerscharen und führte die Unerschrockenen von Sieg zu Sieg. War ich dem Daniel Defoe verfallen, so führten die Spiele in die Einsamkeit; ich war Robinson auf weltferner, meerumbrandeter Insel, und höchstens ein ‚Freitag' durfte sich mir als Gefährte hinzugesellen. Wie glühte die jugendliche Seele im Glück dieser eingebildeten Schicksale! Sie nachzuerleben schien mir Gipfel der Seligkeit. Sie selbst formen zu dürfen – ich rede von jener Zeit, in der erste Begriffe vom Dichter wach wurden, der selbstschöpferisch hinter den Gestalten seines Werkes und ihren Schicksalen steht – das gar war für mich damals etwa geleichbedeutend mit Gottsein. Die das konnten und durften, waren mir wie Götter. **[385]** Und zu diesen Göttern zählte Karl May. Wenn damals einer gekommen wäre und mir gesagt hätte: In den Jahren deiner eigenen Mannheit wirst du mit Hand anlegen dürfen an die Vollendung und Krönung des Baues, den der von dir so hoch verehrte Meister unvollendet hinterlassen wird! – – Ich glaube, ich hätte – doch nein, ich hätte nicht. Ich wäre damals doch noch nicht reif gewesen, die Bedeutung der Aufgabe zu erfassen, die ein glückhaftes Schicksal vor mich hinstellen sollte. Jetzt aber weiß ich, woran ich mich mit diesen Zeilen versuchen darf. Ein köstliches Recht fühle ich und eine schwere Pflicht. Es gilt des Baues Krönung. Und dieser Bau ist nicht irgendeiner, sondern ist – das wird der Verlauf meiner Ausführungen noch genauer zeigen – ein hochragendes Werk, das, wenn es recht im Sinne des Meisters zu Ende geführt wird, so, wie es gegründet ist, der ganzen Menschheit dienen muß – nicht zu Zeitvertreib und Unterhaltung, sondern zu Lehre und ernster Mahnung, als Wegweiser zum Aufstieg aus tiefer, leidiger Niederung.

Schon einmal setzte ich die Feder an zu ähnlichem Beginnen. ‚Des Baues Vollendung' nannte ich die Sammlung meiner Gedanken zur Ergänzung der Orientromane. Hier soll es um den Abschluß der – sagen wir: Indianererzählungen des Dichters gehen. Scheinbar so etwa dasselbe, dort wie hier! Und doch bei weitem nicht dasselbe. Ich glaube vielmehr erkannt zu haben, daß Karl May den beiden Hälften seines zweigeteilten Lebenswerkes doch nicht ganz die gleiche Liebe zugewendet hat – wie ja auch kein Vater zwei Söhne ganz mit der gleichen Liebe umfaßt – und daß darum die eine hinter der anderen **[386]** zurücksteht an Durchdrungensein vom Geist des Meisters. In der Einleitung (Vorwort) zu ‚Winnetou' spricht Karl May vom Türken wie vom Indianer als den Ausbeutungsobjekten des Abendlandes. Er vergleicht ihre Not und ihre Schicksale und kennzeichnet dort so deutlich wie kaum anderswo die Doppelaufgabe, die er sich gestellt hat: mit seinen Werken zu werben für die Erweckung der Brüderlichkeit zum Orient und zum ‚roten Manne'. Ausgeführt hat er in seinem siebzigjährigen Leben, was er in der Jugend sich vornahm, aber, wie gesagt, es ist ihm das eine nicht so geglückt wie das andere. Ohne der Frische und Anschaulichkeit, der bunten Lebendigkeit und der überzeitlichen Jugend seiner Orientromane zunahetreten zu wollen – sie sind doch nicht das geworden, was sie wohl ursprünglich werden sollten: ein Flammenaufruf für den Orient, gerichtet an das undankbare, selbstische Abendland. Sie zerfließen in Abenteuer, Schilderungen, Satire – verstreute Mahnungen hier und da. Und damit vergleiche ich nun die große Anklage der weißen Rasse in den Indianerromanen, das Wehe! Das ist eine einzige, gewaltige Sinfonie in den Werken Karl Mays – vollklingendes Vorspiel dazu, das alle ‚Motive' andeutet, das Vorwort zum ‚Winnetou' – eine Sinfonie, die ihr *andante con moto* hat wie ihr *scherzando* (Sam Hawkens), aber auch ihr *prestissimo* und *furioso*. Es bleibt das gleiche Leitmotiv, doppelt, hundertfach gewaltig, weil es in immer neuen Abarten wiederkehrt.

Lieber, alter Karl May! Du hast dich in deinem ‚Ich', und auch noch anderorts mit lebhaften Worten **[387]** dagegen verwahrt, Jugendschriftsteller sein zu sollen, einer von den vielen Unberufenen, die nur unterhalten wollen, nur Indianergeschichten schreiben und Wildwest schildern mit Mord und Totschlag und

[93] Der vorliegende Aufsatz, der sich mit dem von May nur geplanten, nie geschriebenen Band ‚Winnetous Testament' beschäftigt, gliedert sich der Beitragsreihe des Verfassers über die symbolischen Werke des Dichtes an. Diese Reihe umfaßt die Abhandlungen ‚Wenn sie geschwiegen hätten!' im Jahrbuch 1929, ‚Der verschüttete Quell' und ‚Der Bruch im Bau', Jahrbuch 1930, sowie ‚Des Baues Vollendung', Jahrbuch 1931. Die Herausgeber.

Raub. Es hätte der eifernden Worte nicht bedurft. Denn die paar Unbelehrbaren, die wollend Blinden, wirst du auch damit nicht sehend gemacht haben. Die aber sehen wollen und können, lesen deine Bedeutung ohne Mühe ab aus deinem Lebenswerk. Schon als Karl May die ersten Indianererzählungen schrieb (W.[94] II, Kap. 5-7), begann er mit der Errichtung des stolzen Denkmals für die rote Rasse, dessen Bau sein eigentliches Lebenswerk wurde. Daß man sein Streben auch so verstand, haben die Stunden bekundet, in denen späte Söhne dieses Volkes am Grabe des Dichters in Radebeul erschienen, in ihrer Sprache ihn zu ehren und einen Kranz dem deutschen Erzähler zu widmen, der dem Nachdenkenden wie ein unwägbar köstlicher Lohn erscheinen muß für des Meisters Wollen; denn er bezeugt dem Toten, was wenig Strebenden je bezeugt wird, daß seines Mühens Ziel erreicht wurde. Erreicht sage ich – und doch nicht erreicht. Des Baues K r ö n u n g blieb Karl May versagt. Vorzeitig nahm ihm der schwarzbeschwingte Bote des Jenseits die Feder aus der Hand. Uns, die wir uns liebend und verstehend scharen um des Meisters Werk, bleibt die stolze und schwere Aufgabe, für ihn des Baues Krönung zu – zu versuchen kann ich nur sagen. Nicht mehr!

Kein leichtes Werk! Und keine geringe Verantwortung! Mit behutsamer Sorgfalt und großer Liebe muß man zu Werke gehen. Muß eingangs alles **[388]** Nötige sorgfältig erwägen, um nicht in willig-blindem Eifer der Sache, der es zu dienen gilt, zu schaden.

Ich sprach schon davon, daß Karl May mehr wollte, als nur Indianergeschichten zur Unterhaltung seiner Leser schreiben. Die Tatsache steht fest. Nun ihre logische Folge (ein Umstand, den wir werden beachten müssen!): Winnetou, der vornehmste Vertreter der roten Rasse bei Karl May, ist von Anfang an überlebensgroß und in einer Art Verklärung gesehen. Dort, wo er dem Leser zum erstenmal begegnet (W. I, Kap. 2), tritt er uns als Kronprinz entgegen. Klekih-petra sagt von ihm:

… Dieser Jüngling ist groß angelegt. Wäre er der Sohn eines europäischen Herrschers, so würde er ein großer Feldherr und ein noch größerer Friedensfürst werden. Als Erbe eines Indianerhäuptlings aber wird er untergehen, wie seine ganze Rasse untergeht …

Wohlgemerkt! Klekih-petra sagt: als Erbe! Das gab es bei den Indianern des vorigen Jahrhunderts nicht. Sie kannten die erbliche Herrscherwürde nicht mehr. Hier hat Karl May aus Liebe zum Objekt die Gestalt, besser die Verhältnisse, umgezeichnet. Es geschah, daß er von vornherein die Menschen verklärte, für die er sich einsetzte. Das zeigt deutlich die Art, wie er seinen Winnetou gezeichnet hat. Dieser Winnetou, der Vollblutindianer, wurzelt zunächst noch ganz in den Anschauungen seiner Rasse. Ihn hat noch kein Anhauch jener andern Welt getroffen, in die das Christentum die Lehre von der Brüderlichkeit aller und von der alles umfassenden Liebe, selbst der Feindesliebe, hineingestellt hat wie ein Licht in dunkelste Nacht. Dann aber wechselt sich **[389]** die Gestalt. Botschaft aus jener anderen Welt kam dem jugendlichen Winnetou zuerst von seinem Vater. Unter den Roten wirkte nämlich ein zum Christentum bekehrter Moqui namens I-kwehtsi'pa, ein gewaltiger Redner, ein erfolgreicher Missionar. Von ihm erfahren wir, ‚Old Surehand' II, Kap 4, daß er ‚ein Freund und Bruder, ein treuer Berater von Intschu tschuna' war. Es kann also als selbstverständlich gelten, daß von der lichteren Weltanschauung dieses Predigers etwas überging auf den Apatschenhäuptling, der ganz gewiß auch zu seinem Sohne vom Christentum gesprochen hat. Das war wohl das erste Samenkorn, das in Winnetous jungendliche Seele fiel. Ein wenig schon war der Acker gelockert, als dann der flüchtige Revolutionär, der später den Namen Klekih-petra annahm, in das Pueblo am Rio Pecos kam und der Lehrer und Erzieher der Mescalero-Apatschen wurde. Sein eifrigster Schüler wurde Winnetou. Klekih-petra selber bekennt das in W. I, Kap. 2:

‚… Ich wollte, Sie könnten Winnetou kennenlernen; er ist so eigentlich mein eigenstes Werk …'

Und den Beweis dafür, was der Schulmeister der Roten hier zu formen verstand, erhält Old Shatterhand kurze Zeit danach, als er als Gefangener im Pueblo der Apatschen weilt. Wieder begegnet er Winnetou, tritt zu ihm ans Krankenlager [der zu ihm … tritt], und Old Shatterhand ist aufs höchste überrascht (W. I, Kap. 4).

… Er war jetzt in ein leichtes, leinenes Gewand gekleidet, trug keine Waffe und hielt ein Buch in der Hand, auf dessen Einband in großer Goldschrift das Wort Hiawatha zu lesen war. Dieser Indianer, dieser Sohn eines Volkes, das man zu den ‚Wilden' zählt, konnte also nicht nur lesen, sondern er besaß sogar **[390]** Sinn und Geschmack für das Höhere. Longfellows berühmtes Gedicht in der Hand eines Apatschen-Indianers! Das hätte ich mir nie träumen lassen! …

[94] Abkürzung W. = ‚Winnetou'; W.E. = ‚Winnetous Erben'.

Dann spricht dieser Indianer zu dem Gefangenen und seine Worte zeugen für den, in dessen Händen einst seine geistige und seelische Entwicklung ruhte:

‚… Klekih-petra, der mein Vater, Freund und Lehrer gewesen ist, hat die Gesinnung des Friedens und der Milde in mein Herz gelegt. Ich trachte nicht nach Blut …'

Das ist Winnetou auf der nächsten Stufe der Entwicklung, Winnetou als Schüler Klekih-petras.

Nun wird sein Freund und Bruder Old Shatterhand ihm Lehrer und Berater. Der Aufstieg geht weiter. Old Shatterhand treibt keinen groben Seelenfang. Er wirkt auf seinen roten Freund mehr durch das Beispiel der Tat als durch Worte. Darum – weil nie ein Wort über die Religion zwischen den beiden fällt – erfährt der Lehrer auch spät erst von den Früchten, die sein Wirken im stillen trug. Erst am Hancockberg, umsponnen schon von dunklen Todesahnungen, öffnet Winnetou sein Herz. Das ist im 6. und 7. Kapitel des III. Bandes ‚Winnetou' erzählt.

‚Warum sind nicht alle weißen Männer wie mein Bruder Schar-lih?' fragt er. ‚Wären sie so wie er, so würde Winnetou ihren Priestern glauben!'

Und weiter:

‚… Der Glaube der roten Männer lehrt Haß und Tod; der Glaube der weißen Männer lehrt Liebe und Leben. Winnetou wird nachdenken, was er wählen soll, den Tod oder das Leben …'

Beim Abschied aber gibt er unter dem Eindruck des Ave Maria ein Versprechen, daß tief in die Wandlung seiner Seele blicken läßt:

‚Winnetou wird die Töne seiner weißen Freunde nie vergessen. Er hat geschworen, von jetzt an nie mehr den Skalp eines Weißen zu nehmen …'

[391] Das steigert sich Zug um Zug. Und als Winnetou dann zu Old Shatterhand vom Tode spricht, den er nahen fühlt, will ihm das Wort von den ewigen Jagdgründen nicht mehr über die Lippen. Rasch verbessert er sich und sagt:

‚Ich gehe heut dahin, wo der Sohn des guten Manitou uns vorausgegangen ist, um uns die Wohnungen im Hause seines Vaters zu bereiten …'

Und spricht zuletzt vom Tag des Jüngsten Gerichts und bekennt dabei sein heimliches Christentum.

‚Winnetou aber wird dabeistehen und für die Mörder seiner Nation, seiner Brüder, um Gnade und Erbarmen bitten.'

Bis er schließlich sein Leben aushaucht mit dem Bekenntnis:

‚Schar-lih, ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ …'

Viel später erst erhält Old Shatterhand ein Zeugnis dafür, wie lange schon im Herzen seines Winnetou das Christentum gesiegt hatte. In der Blumenkapelle, in der Tatellah-Satah zu beten pflegt, findet er, aus weißen Blüten gewoben, das Kreuz, das Sinnbild des Christentums (W.E. Kap. 7). Verwundert fragt er und hört den Bescheid:

‚Das stammt von Winnetou. Er hat es gepflanzt. Er sagte, das sei das Zeichen seines Bruders Old Shatterhand. Er verstehe es noch nicht, aber er werde es verstehen lernen, je höher es hier wachse …'

Mit diesem Bilde des lebendigen Menschen Winnetou, des Häuptlings der Mescalero-Apatschen vom Rio Pecos, vermischt sich nun das andere Bild, vermischen sich die Züge des Symbols Winnetou, das Karl May nach seiner eigenen großen Wandlung in ‚Winnetous Erben' entwirft. Der ursprüngliche Winnetou ist gedacht von Fleisch und Blut, leibhaftig **[392]** über die Erde schreitend. Daran ist nicht zu rütteln. Das spricht Karl May – damals noch ganz Phantast und Romantiker – klar und deutlich aus im Vorwort zu ‚Winnetou':

… Habe ich doch die Roten kennengelernt während einer ganzen Reihe von Jahren und unter ihnen einen, der hell, hoch und herrlich in meinem Herzen, in meinen Gedanken wohnt … Ich habe ihn geliebt wie keinen zweiten Menschen … Ich hätte mein Leben dahingegeben, um das seinige zu erhalten, so wie er dieses hundert mal für mich wagte …

Erst in der Übersteigerung, in der Schattenhaftigkeit der Gleichnisdichtung verblaßt dann dieses Bild. Je mehr Winnetou erhoben wird, um so erdferner wird seine Gestalt, bis sie sich endlich zum Begriff verflüchtigt. Dort wo von der Clanbildung gesprochen wird, taucht ‚e i n Winnetou' und ‚e i n e Winnetah' auf (W. E. Kap. 3) Karl May selbst spricht Kap. 6:

… Winnetou wuchs zum Ideal. Er ist die erste geistige Liebe seiner Rasse! …

Spricht ‚von Winnetou, der Seele der roten Nation'. Und unterstreicht (ebenda Kap. 4) die Überhöhung, die Erdentrücktheit dieses Winnetou mit den Worten:

… Er war Edelmensch! Und er war der erste Indianer, in dem die Seele seiner Rasse aus dem Todesschlaf erwachte. In ihm wurde sie neu geboren. Darum war er nur Seele und wollte nur Seele sein. Und darum hat er nur Seele zu sein und Seele zu bleiben! …

Nur Seele! Gut, der Wille des Meisters ist zu achten. Der Winnetou aber, den wir in seiner Selbstschilderung im ‚Testament' lebendig werden lassen, wird bei aller Größe und Edelmenschlichkeit seiner Ideen doch die Rückwandlung zum irdischen Geschöpf über sich ergehen lassen müssen. Denn wir **[393]** werden ihn begleiten müssen, wenn er als Knabe zum erstenmal sein Roß in der Steppe tummelt, sich übt mit Pfeil und Bogen, zuerst mit dem Vater auf Büffel ausreitet und … zuerst in seinem Herzen die Liebe empfindet, die ihn den Spuren Ribannas folgen läßt.

Es ist dasselbe hier zu sagen, wie in meinem Aufsatz ‚Des Baues Vollendung'. Ich kann mich daher kurz fassen. Es gilt, den Ausgleich zwischen Tatsachenerzählung und Gleichnisdichtung zu schaffen. Beide müssen sich notwendig gegenseitig durchdringen und miteinander verweben. Das hat Karl May selbst nicht anders fertig gebracht. Ob es ihm bewußt war? Vielleicht nicht! Ich glaube vielmehr an eine nachtwandlerische Blindheit des Dichters, der vorgab, nur noch in Gleichnissen zu seinen Leser zu reden, immer nur Gleichnisse erzählt zu haben, und der doch – es klingt erstaunlich! – gerade in seiner letzten Gleichnisdichtung die Ereignisse früherer Bände zu Tatsachen stempelt. Hier der Beweise: Mit den Worten: ‚Ich habe hier in Dresden einen Freund, der ein viel in Anspruch genommener Arzt und Psychiater ist …' leitet Karl May (W. E., Kap. 1) den Besuch des Santer-Sohnes in der Villa ‚Shatterhand' in Radebeul ein. Was dort erzählt wird, ist doch schlechterdings kein Gleichnis. Es sind Tatsachen, sollen wenigstens Tatsachen sein. Mit ihnen verwoben, Voraussetzung für dieses Geschehen ist, daß Intschu tschuna und Nscho-tschi seinerzeit wirklich am Nugget-tsil in Gegenwart Karl Mays von Santer erschossen wurden. Und doch soll angeblich Nscho-tschis Tod nur ein Gleichnis sein. Das stimmt nicht zusammen. Dem Dichter vermischen **[394]** sich Traum und Wirklichkeit so sehr, daß er selber beide nicht mehr zu scheiden vermag. Tatsachenerzählung und Gleichnisdichtung verweben sich dem Meister. Und darum, meine ich, braucht Winnetou auch uns im ‚Testament des Apatschen' nicht nur Seele zu sein. Wir folgen darum nur der Arbeitsweise Karl Mays und machen uns frei von dem Zwang, nur Gleichnisse gestalten zu müssen.

Die Sammlung der Bausteine

Ich verfahre nach der Weise, die dem Leser meiner voraufgegangenen Jahrbuchaufsätze ‚Der Bruch im Bau' und ‚Des Baues Vollendung' bereits bekannt ist. Wir sammeln Bausteine zum Werk. In der Hauptsache müssen wir sie wieder aus dem uns hinterlassenen Werk des Dichters sorgsam heraussuchen und herauslösen. Nur in einem Punkt sind wir diesmal besser daran. Hier endlich haben wir einmal ein unmittelbares Zeugnis für die Pläne, die Karl May für die Abrundung seiner (Amerika-)Romane hegte. Wir wissen, daß der Schlußband (Karl May hätte vielleicht noch mehrere Bände aus dem Stoff, der ihm vorschwebte, geformt) den Titel tragen sollte: ‚Winnetous Testament'. Wissen es aus dem Munde der Witwe des Dichters, Frau Klara May. Ihr verdanken wir darüber hinaus auch noch genaueres Wissen um Form und Inhalt des geplanten Schlußbandes. Frau Klara May erzählt davon im Karl-May-Jahrbuch 1920. Mit diesem Aufsatz müssen wir uns zunächst einmal beschäftigen, um daraus die hauptsächlichen Richtlinien für ‚des Baues Krönung' zu gewinnen.

[395] Frau Klara May über ‚Winnetous Testament'

Es muß genügen, hier einzelne Punkte festzuhalten, Anhaltspunkte für unsere Zwecke, die Frau May uns gibt. Sie verrät uns, daß

1. ‚Winnetous Testament' sich eng an die voraufgegangenen Gleichnisdichtungen ‚Und Friede auf Erden', ‚Ardistan und Dschinnistan' und natürlich an ‚Winnetous Erben' anschließen sollte,
2. daß Winnetou in diesem Werk in der Ichform zu seinen Testamentsvollstreckern sprechen sollte,
3. daß sich das Werk in zwei Hauptteile gliedern sollte.

Aus Punkt 1 geht hervor, daß Karl May wieder eine Gleichnisdichtung plante, was ja übrigens schon durch den Stoff bedingt ist. Punkt 2 gibt zu denken. Die Angabe Frau Mays scheint mir besagen zu wollen, daß

dieses Werk offenbar nichts weiter enthalten sollte als das Testament, womit es sich also wesentlich von den Reiseerzählungen unterschieden hätte, in denen doch stets das ‚Ich' des Dichters in der Ichform zu Wort kommt. Das hätte einen Band ganz ohne Handlung gegeben, wäre eine Sammlung von Betrachtungen über Rassengeschichte, Kulturgeschichte, politische und soziale Entwicklung der roten Rasse, über Religions- und Weltanschauungsfragen geworden. Gewiß, alles beachtliche Vorwürfe, Stoffe, die dem 70jährigen Karl May sehr nahe lagen. Und doch glaube ich, daß wir in der ‚Krönung des Baues' von diesem klar vorgezeichneten Weg abweichen müssen. Karl May hätte bei längerer Lebensdauer, mit der er ja rechnete[95], Zeit gehabt, **[396]** noch mehrere Bände zu gestalten, dem Leser also auch noch all die offen stehenden Fragen nach den Endschicksalen der Personen zu beantworten, die in früheren Bänden den Kreis um Winnetou schlossen. Das aber ist uns nicht erlaubt. Wir haben nur einen Wurf, müssen in einem Zug abrunden, was noch abzurunden bleibt. Darum denke ich für ‚Winnetous Testament' an eine Rahmenerzählung im Stil der übrigen Reiseerzählungen. Eingefügt in diesen Rahmen wird jedoch das Testament im Wortlaut dem Leser vorgetragen. Das wird uns zwingen, den Inhalt zusammenzudrängen, und … ich möchte fast sagen: vom künstlerischen Standpunkt aus wird das dem Ganzen nicht einmal zum Schaden gereichen. Allzu epische Breite ist nicht mehr nach dem Geschmack unsrer Zeit, und um Gedanken über Politik, Rassen- und Kulturgeschichte, Religion usw. vorzutragen, muß man im 20. Jahrhundert wissenschaftliche Abhandlungen schreiben, nicht aber einen Roman.

Zu Punkt 3 übermittelt uns Frau May noch genauere Einzelheiten. Des Werkes erster Teil sollte rückschauend sein: Entwicklung der roten Rasse von Anbeginn, von den Zeiten der Sage an. Weiter Eroberung Amerikas durch die weiße Rasse. Hier hätte die große Anklage zu beginnen gehabt, von der ich schon in der Einleitung sprach. Daraus sollte sich die Verurteilung des Krieges ergeben, der Nachwies, ‚daß die bisherigen Wege falsch waren, weil auf ihnen keine Besserung der Lage, kein Friede, kein Glück zu erreichen waren'. Im zweiten Teil sollten ‚verschiedene Wege gezeigt werden, wie in Zukunft eine neue Welt aufgebaut werden kann'. Endziel **[397]** aller Darlegungen des Testaments sollte der Edelmensch sein, Grundgedanke das Völkerfriedensproblem. Man sieht, das Buch Karl Mays wäre ungemein zeitgemäß geworden und somit vielleicht ein Erfolg ganz besonderer Art für unsern Dichter. Das verpflichtet uns, die wir seine Gedanken ausgestalten wollen, auch zu ganz besonderer Mühewaltung. Und hier liegt der Grund für meine anfangs aufgestellte Behauptung, daß dieses Werk vielleicht der ganzen Menschheit dienen könnte zu Lehre und ernster Mahnung, als Wegweiser zum Aufstieg aus tiefer, leidiger Niederung. Denn: man möge an die riesenhafte Verbreitung der Schriften des Dichters denken! Er hat das willige Auge und das willige Ohr des Volkes und deshalb hätte auch ‚Winnetous Testament' den Weg zu den Herzen seiner zahlreichen Leser gefunden.

Mehr über die Ausführungen Frau Mays hier zu sagen, verbietet der knappe Raum. Derjenige natürlich, der sich an des Baues Krönung versuchen will, muß sie weit sorgfältiger vornehmen. Es ist da keine Zeile zu entbehren. Der Aufsatz enthält ohne Zweifel Bausteine von hervorragendem Wert. Freilich reichen sie noch nicht aus, den Bau damit durchzuführen. Wir müssen uns wieder an andrer Stelle, eben in des Dichters Werk, nach weiteren Bausteinen umsehen.

Wohin führt der Weg am Schluß von ‚Winnetous Erben'?

Diese Frage zu beantworten ist vor allem wichtig. Kennzeichnet doch Frau Mays Zeugnis das ‚Testament' als eine Art Fortsetzung diesen letzten Werkes **[398]** des Dichters. Auch hier werden wir ziemlich genau unterrichtet. Es ist hier nicht wie am Schluß von ‚Ardistan und Dschinnistan', wo die begonnene Handlung glatt als abgeschlossen gelten kann und Karl May nur sagt:

> Wir aber wendeten unsern weitern Aufstieg nun den Bergen, über deren Pässe der Weg nach Dschinnistan führte, und unsrem hohen, weiteren Ziele zu.

Am Schluß von ‚Winnetous Erben' bleibt vielmehr noch allerlei zu tun für die beteiligten Personen. Das faßt Tatellah-Satah in die Worte zusammen:

> ‚… Morgen wird ein neues Komitee gebildet, das über den ‚Clan Winnetou' zu beraten hat. Und übermorgen reiten sämtliche Häuptlinge und Unterhäuptlinge nach dem ‚Berg der Königsgräber', um nach der Geschichte unsrer Vergangenheit zu suchen…'

[95] Vgl. Bd. Ich, S. 476.

Die dritte Aufgabe, die es noch zu lösen gilt, wird kurz vorher zwischen Old Surehand und Old Shatterhand erörtert. Die Stadt Winnetou soll gegründet werden. Old Shatterhand erörtert die Notwendigkeit dieser Gründung und gibt zugleich einige Einzelheiten des Plans bekannt, die natürlich auch für uns wichtig sind:

‚… Wenn wir wünschen, daß die Seele der roten Rasse erwache, genügt es nicht, nur allein für ihre geistige Zukunft zu sorgen, sondern wir müssen ihr auch eine äußere Stätte bereiten, aus der sie die nötige Erdenkraft zu ziehen vermag. Das soll und wird die Stadt Winnetou sein … Fragt euch, was für Straßen, für Plätze, für Häuser, für Gebäude wir da brauchen! Ein Stammhaus für jeden einzelnen roten Stamm! Einen Heimpalast für jeden einzelnen Clan, den größten und schönsten für den neugegründeten ‚Clan Winnetou'! … Denkt euch ferner, daß der ‚Berg der Königsgräber' sich öffnen wird und ihr die Schätze, die er euch sendet, in der Weise unterzubringen habt, wie man es solchen unvergleichlichen Reichtümern schuldig ist! …'

[399] An diesen Bauten sollen sich die Söhne Old Surehands und Apanatschkas künstlerisch betätigen. Die Väter, die sich ja zu tüchtigen Geschäftsleuten entwickelt haben, sollten vermutlich das Kapital dazu hergeben, und es steht zu erwarten, daß sich diese Summen gut verzinsen. Daß sie – namentlich Old Surehand – über das nötige Geld auch wirklich verfügen, geht aus den in ‚Old Surehand II', Kap. 10 geschilderten Verhältnissen hervor. Old Surehand ist als Pflegesohn des Bankiers Wallace aufgewachsen, dessen Firma in Little Rock offenbar recht leidlich blüht. Soweit scheint alles klar. Karl Mays Hinweise auf das, was folgen sollte, sind nicht mißzuverstehen. Nun aber vergleiche ich die Angaben Frau Mays mit dem hier Aufgezeigten, und sofort ergibt sich mir die Richtigkeit meiner oben aufgestellten Behauptung: Gewiß hat Frau May recht. Das ‚Testament' sollte eben n u r das Testament enthalten, nichts weiter. Und die Stadtgründung, die Erschließung der ‚Berges des Königsgräber' usw. hätte Karl May in seinem weitern Werk behandelt. Wir aber müssen das in e i n e m Band zusammenfassen, müssen also zu einer Rahmenerzählung um das Testament herum unsre Zuflucht nehmen. Wobei mir die Erschließung der Königsgräber immer noch einges Kopfzerbrechen verursacht. Der Schlüssel dazu, die Karte, die den bisher unbekannten Weg weist, ist da. Der ‚Junge Adler' hat sie herabgebracht vom Berg. Aber was sollte denn da oben zu finden sein – außer den erwähnten Schätzen? Tatellah-Satah spricht von diesen Dingen im Schlußkapitel von ‚Winnetous Erben'. Die Königsggräber gibt es da oben, ‚eine Totenstadt mit Straßen und **[400]** Plätzen', dann goldene Kästen, enthaltend ‚die Bücher über jedes Jahr der Regierung dessen, der hier seine letzte irdische Wohnung fand' … Und so sagt der ‚Bewahrer der Medizinen' zuletzt wörtlich:

‚… so kann der Berg der Königsgräber bestiegen werden, und die Berichte und Urkunden der verschwundenen Urzeiten dürfen ihre Stimme erheben, um die Geheimnisse unsrer Vergangenheit zu enthüllen … Wir werden die Bücher finden und die Seele unsrer Rasse, die in ihnen schlummert, aus dem tausendjährigen Schlaf auferwecken …'

Das ist es, was mir nicht in den Sinn will. Den Inhalt dieser Bücher soll doch offenbar die Geschichte der roten Rasse bilden. Ja … davon soll doch aber schon Winnetous Testament handeln. Dem Apatschen muß also bekannt gewesen sein, was hier von dritter Seite her als größtes Geheimnis enthüllt werden soll. Das eine o d e r das andre will mir scheinen. Beides nebeneinander ist nicht möglich. Und ich kann aus diesen Widersprüchen keinen Ausweg finden als die Feststellung, die ich ähnlich schon in ‚Des Baues Vollendung' gemacht habe. Karl May arbeitete wie alle Phantasten nicht nach scharf vorgezeichneten Plänen. Er überließ (und zwar mit Recht) die willkürlich, eigenmächtig schweifenden Gedanken gern sich selbst. So kamen Irrungen vor, die bei der Ausführung des Werkes dann wohl leicht richtigzustellen waren, die aber zunächst dem, der nach des Dichtes ‚Plänen' an die Abrundung des Ganzen herangeht, als Widersprüche offenbleiben und hindernd im Wege stehen. Also … keine allzu große Ängstlichkeit! E i n m a l nur können wir die Vergangenheit der roten Rasse enthüllen, und da uns Winnetous Testament natürlich wichtiger ist als **[401]** die Schriftstücke in den Königsgräbern, werden wir diese mit ruhigem Gewissen entweder ganz unterschlagen oder doch nicht als so große Enthüllungen hinstellen, wie es in ‚Winnetous Erben' den Anschein haben möchte.

Soviel über das, was sich aus ‚Winnetous Erben' für die Handlung der Rahmenerzählung ergibt. Die nächste Frage gilt noch einmal dem Testament des Apatschen selbst. Auch darüber wird uns in Karl Mays letzter Dichtung allerlei verraten.

Was erfahren wir in ‚Winnetous Erben' über das Testament?

Bekanntlich ist es sozusagen das zweite Testament des Apatschen, um das es sich hier handelt. Das erste hat Old Shatterhand ja schon ‚W. III', Kap. 8 ausgegraben. Dabei wurde er von Santer überrascht, der ihm die kostbare Schrift abnahm. Der, für den sie bestimmt war, las nur ein paar Zeilen von ihr und – – – fand den Rest endlich nach verwegener Mörderjagd als verstreute Fetzen im Deklil-to. Das zweite Testament ist ganz offenbar aus einem späten, nachträglichen Einfall Karl Mays geboren. Seine Auffindung wird in ‚W. E.' bereits in jenem Brief vorbereitet, durch den der ‚Bewahrer der großen Medizin' Old Shatterhand nach dem Mount Winnetou beruft. Die Worte lauten geheimnisvoll, spannungserregend:

‚… Die mittelste der fünf großen Blaufichten wird zu dir sprechen und dir sagen, was ich diesem Papier nicht anvertrauen kann …'

Das hätte zur Vorbereitung und Erklärung des überraschenden Vorhandenseins und der späteren Auffindung **[402]** des zweiten Testaments genügt. Karl May gibt aber den Dingen noch eine andre Wendung (W. E., Kap. 4). Seine Frau weist ihn darauf hin, er könne seinerzeit nicht gründlich genug gesucht haben.

… Winnetou war abgeklärter und größer als damals du, lieber Mann', sagt sie zu ihm. ‚Sein eigentlicher, sein unschätzbarster Wert lag nicht im Umgang mit dir, lag überhaupt nicht in deiner Nähe …

Karl May aber gesteht das mit den Worten zu:

… Ich habe tief unter diesem hohen, edlen Charakter hinweg gesehen und tief unter ihm hinweg gehandelt. Das ist meine Sünde …

Wir wollen aufrichtig sein. Das dient nicht nur der Begründung des hier vorgebrachten Geschehens. Das ist auch *in majorem gloriam* [zur höheren Ehre] der Gemahlin geschrieben. Aber gewiß mit Recht. Die Lebensgefährtin mag dem Dichter mehr als einmal in solcher Weise wirklich Wegweiserin gewesen sein, Wegweiserin vielleicht auch tatsächlich zu diesem zweiten Testament des Apatschen, mag es in seiner Vorstellung erst ins Leben gerufen haben.

Das zweite Testament wird gefunden. Wichtig ist, daß Tatellah-Satah um sein Vorhandensein gewußt hat.

‚… Und ich habe Tatellah-Satah mitgeteilt, daß hier zwei Vermächtnisse für dich liegen …' heißt es im Wortlaut des Testaments.

Es ist in drei tönerne Gefäße verpackt, deren Inhalt jeweils noch in eine Lederhülle eingeschlagen ist. Das alles ist nachzulesen im 4. Kapitel von W. E. Dort werden auch die Manuskripte beschrieben…. ‚Lauter zusammengebundene Hefte … geschrieben von Winnetous eigner … Hand'. ‚Kalligraphisch **[403]** nicht schön, aber außerordentlich charakteristisch' nennt Karl May hier die Schriftzüge des Apatschen. ‚Die Buchstaben hatten peinlich genau dieselbe Lage und Länge. Die Schrift war klar und harmonisch.' … ‚Kein einziger Fleck, keine Spur irgendeiner Unsauberkeit war da zu sehen.' … Weiter über den Umfang: ‚… nicht nur zwanzig, dreißig, fünfzig Seiten, sondern noch sehr viel mehr.' Auch über die Orte der Niederschrift des Testaments sind Angaben vorhanden: ‚Geschrieben am Nugget-tsil' – ‚Geschrieben am Grabe Klekih-petras' – ‚Geschrieben in Old Shatterhands Wohnung am Rio Pecos' – ‚Geschrieben bei Tatellah-Satah' … Und noch zwei andere Überschriften, eine Art Zweiteilung verratend: ‚Geschrieben für meine roten Brüder' – ‚Geschrieben für meine weißen Brüder'. Am Schluß des letzten Heftes ist ein vollständiges Inhaltsverzeichnis angefügt, das Karl May ausdrücklich später zu veröffentlichen verspricht. Endlich dabei ein Brief an Old Shatterhand. Er spricht von der Gewißheit, daß Old Shatterhand auch dieses zweite Testament finden werde. Er enthält noch einmal in bewegten Worten ein tief innerliches Bekenntnis zu der Freundschaft mit Old Shatterhand. Schutzengel seien sie einander gewesen. Das erhebt diesen Herzensbund zu den Höhen des Edelmenschentums von Dschinnistan mit seinem Schutzengelgesetz. Das klingt ab in einen Dank an den weißen Bruder, dank auch für sein Eintreten für die unterdrückte rote Rasse, und mündet so in eine Art Erklärung über den Zweck und Sinn dieses Testaments. Winnetou will damit an die Seite des weißen Vorkämpfers **[404]** für die Menschenrechte andrer Rassen treten und hofft, dadurch des Freundes Stellung zu stärken.

Weitere Angaben über das Testament finden sich in W. E., Kap. 6. Dort wird das ‚Arbeitszimmer' des Apatschen im ‚Schloß' am Mount Winnetou geschildert und dabei gesagt:

… Und hier hatte er die bedeutsamsten Kapitel seines ‚Testaments' geschrieben, dessen Veröffentlichung mir

übertragen worden ist …

Daran das Wichtige: Karl May ist beauftragt, das Testament in Winnetous Namen zu veröffentlichen! Das muß bei ‚Des Baues Krönung' richtunggebend sein für die Anlage des Ganzen. – – Und weitere Angaben endlich im 7. Kapitel desselben Bandes. Dort wird noch einmal über den Stil des Testaments gesprochen. ‚Ein voller, inhaltsreicher, schwerer Stil.' Ferner wird der Wortlaut des Anfangs mitgeteilt, nur wenige Zeilen, aber doch wertvoll für uns, weil sie eine Probe dafür sind, wie Karl May den Apatschen sprechen lassen wollte.

‚Ich bin Winnetou. Man nennt mich den Häuptling der Apatschen. Ich schreibe für mein Volk. Und ich schreibe für alle, die da Menschen sind auf Erden. Manitou, der Große, der Allgütige, breite seine Hände aus über dies mein Volk und über alle, die es ehrlich mit ihm meinen!'

Die eindrucksvolle Kürze, die sonst nicht im Stil Karl Mays liegt, ist hier gewollt. Sie muß für die nachträgliche Abfassung des Testaments bestimmend sein. Ganz besonders aber geht uns an, was Karl May hier über den Inhalt des Testaments verrät.

… Es entstand die Seele des Knaben Winnetou, die Seele der einstmals jungen roten Rasse. Sie entwickelte sich; sie wuchs. Die Schicksale Winnetous waren die Schicksale seiner Nation. **[405]** In dem ersten Heft … beschrieb er seine Kindheit, in dem zweiten sein Knabenalter…

Diese Zeilen sagen uns zweierlei. Winnetou erzählt in seinem Testament die Geschichte seines Lebens von frühester Jugend an. Zweitens: er führt dabei den Vergleich zwischen sich und seiner Rasse durch, setzt seine Schicksale den ihren gleich, vor allem wohl seine seelische Entwicklung der ihren. Das deckt sich mit den weiter oben erörterten Angaben von Frau Klara May und bildet gleich ihrem Jahrbuchaufsatz einen Vorrat der wertvollsten Bausteine zur Krönung des Baues. Daß natürlich auch Old Shatterhand in Winnetous Aufzeichnungen eine große Rolle spielt, daß sich hier sein Einfluß auf den Apatschen auswirkt, bekundet ein Wort Tatellah-Satahs im letzten Kapitel von ‚Winnetous Erben'. Es deutet zugleich an, daß Winnetou auch davon spricht, wie er die Lehren seines weißen Bruders unter den Vornehmsten seines Stammes weiter verbreitet und zum Siege geführt hat.

‚… wir lasen', sagt Tatellah-Satah zu Old Shatterhand, ‚seine Beschreibung dieses Sieges über ihn – –' (gemeint ist hier natürlich ein Sieg mit geistigen Waffen) – – ‚und dann seinen Sieg über sämtliche Häuptlinge der Apatschen, seine große Umkehr vom Kriegsgedanken zum Friedensgedanken, vom Haß zur Liebe, von der Rache zur Verzeihung …'

Alles in allem – die Ausbeute für unsere Sammlung der Bausteine ist hier beträchtlich. Und wir werden weiter sehen, daß sich bei sorgfältigem Suchen auch weiterhin noch manches Brauchbare finden läßt, so daß wir hoffen dürfen, am Schluß dieser Betrachtungen leidlich gerüstet ans Werk, an die Krönung des Baues gehen zu können.

[406] Ort der Handlung von ‚Winnetous Testament'

Die Frage nach dem Ort der Handlung! Natürlich soll hier keine Erörterung darüber angestellt werden, daß unser Band in den Vereinigten Staaten spielen muß. Das ist selbstverständlich. Aber die Staaten sind groß. Und wir müssen zunächst immer fragen: Was verrät uns etwa Karl May hier von seinen Absichten? Viel ist das diesmal nicht. ‚Winnetous Erben', ist wieder die Quelle, aus der wir schöpfen können. Zunächst das 6. Kapitel mit dem Vermerk gegen Schluß:

… zumal ich später, wenn ich ‚Winnetous Testament' veröffentliche, auf dieses Haus und seine Räume zurückzukommen habe.

Es handelt sich um Winnetous Haus am Mount Winnetou. Es gehört zum ‚Schloß', dem Bereich Tatellah-Satahs. Winnetou weilte oft dort, als seine Gäste auch sein Vater Intschu tschuna und seine Schwester Nscho-tschi. Woraus hervorgeht, daß Winnetou diese ‚Residenz' bereits besaß und zu Tatellah-Satah bereits in engen Beziehungen stand, als Klekih-petra noch lebte, als Old Shatterhand zum erstenmal ins Leben des Apatschen trat. Dort am Mount Winnetou findet sich auch die große Tropfsteinhöhle. Karl May wollte sie, wie er sagt, auch im ‚Testament' als Ort der Handlung benützen; W. E., Kap. 7:

… Sie –' (nämlich die Höhle) – ‚kommt in Winnetous Testament des öfteren vor und es ist dort der Schauplatz von Begebenheiten, über die ich jetzt noch schweigen muß.

Das ist wieder eine von den Bindungen durch einen Hinweis Karl Mays auf Kommendes, die uns

Schwierigkeiten schaffen. Die Höhle stürzt doch ein **[407]** in ‚Winnetous Erben'. In sie hinab verschwindet das leidige Denkmal. Ist sie dadurch nicht so zerstört, daß sie künftig als Schauplatz wichtiger Begebenheiten schlechterdings nicht mehr brauchbar ist? Ob Karl May das richtig bedacht hat? Und vor allem: Er verheißt die Schilderung von Begebenheiten in dieser ‚wunderbaren Höhle'! Oben aber habe ich (einwandfrei doch wohl!) gezeigt, daß Karl May sich das ‚Testament' nicht nach Art seiner Reiseerzählungen dachte, sondern lediglich als eine Sammlung von Aufsätzen aus Winnetous Feder. Woher sollen da die Begebenheiten in der Höhle kommen? Die Gegensätze lassen sich meiner Ansicht nach nur so ausgleichen, daß wir unter den hier versprochenen ‚Begebenheiten' Ereignisse aus Winnetous Leben verstehen, die er im Rahmen der Schilderung seiner Schicksale im Testament erzählt. Damals war die Höhle noch unversehrt, und für den Punkt, auf dem unsere Untersuchung augenblicklich angelangt ist, bedeutet das: Die Höhle gilt als Ort der Handlung für die im eigentlichen Testament geschilderten Erlebnisse Winnetous, nicht aber für die Begebenheiten der Rahmenhandlung. – Der dritte Ort der Handlung aber für den Schlußband der Amerika-Romane wird uns ‚Winnetous Erben' Kap. 7 genannt. Ich führe die Stelle im Wortlaut an:

… Dann geleitete uns Tatellah-Satah durch die sämtlichen Räume der Bibliothek und nach dem dritten und vierten Haus, wo wir den Tempel und die weit ausgedehnten Räume fanden, in denen die geheimnisvollen Zeugen vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende untergebracht waren …

Wenn ich ‚Winnetous Testament' veröffentliche, werde ich auf diese Räume zurückkommen und habe dann Zeit, ihrer so ausführlich zu gedenken, wie sie es verdienen.

[408] Nun – wir bei des Baues Krönung werden diese Zeit, werden den Raum dazu nicht haben. Aber immerhin. Der Hinweis auf diesen und die anderen Plätze als Orte der Handlung müssen wir festhalten.

Was möchte der Karl-May-Leser im Schlußband noch erfahren?

Gehört diese Frage wirklich in die Sammlung der Bausteine? wird man vielleicht einwenden. Darf hier allein das Ergebnis textkritischer Forschung maßgebend sein? Der bloße Gelehrte, der Wissenschaftler mag das mit ja beantworten. Der Schriftsteller wird sagen: Nein! Karl May war – so hoch wir sein Werk auch einschätzen – doch eben Volksschriftsteller. Wollte es auch sein. Wollte Märchenerzähler sein mit breiter Massenwirkung. Nur so konnte er hoffen, mit dem Erzieherischen, das er in Märchen kleidete, ins Volk zu dringen. Hier liegt auch seine tiefste Bedeutung. Liegt aber auch eine Verpflichtung verankert. Der Volksschriftsteller genießt Wertschätzung je nach dem Grade, in dem er seine Leser – auch die weniger gebildeten unter ihnen – zu unterhalten versteht. Dem trug Karl May jederzeit Rechnung, auch noch in seinen Gleichnisdichtungen. Sie haben alle noch eine lebendige Handlung. Dem werden auch wir bei der Krönung des Baues Rechnung tragen müssen. Und darum ist es berechtigt, Rücksicht auf eine gewisse Neugier der Leser zu nehmen, soweit sie unbefriedigt blieb.

Die Anhänger des Dichters sind ihm willig gefolgt durch die Wüste, durch Kurdistan, durch Kleinasien und den Balkan und schließlich hinauf vom **[409]** Ussulland bis nach Dschinnistan. Sie haben Old Shatterhand begleitet von der Stunde an, da sich ihm aus der Enge seines Hauslehrerdaseins in St. Louis die Tore öffneten, über seine Gefangenschaft am Rio Pecos hinaus zu den Erfolgen des großen Westmannes und sind schließlich willig mit ihm zum Mount Winnetou hinaufgestiegen. Sie haben seine Freunde im innersten Herzen zu ihren Freunden gemacht, seine Feinde zu ihren Feinden. In Ihrer Vorstellung leben Sam Hawkens und Old Surehand, To-kei-chun und Pida, wie sie im Schöpfergeist des Dichters lebten. Und es ist verständlich, wenn sie fragen: Was wird aus ihnen allen? – Allen! Darauf werden wir nicht antworten können. Da wäre ja noch Pitt Holbers und Dick Hammerdull und – – unmöglich, sie alle aufzuzählen. Die Schicksale der bedeutendsten unter ihnen aber müssen wir im Schlußband wenigstens abzurunden versuchen. Und so wird aus der scheinbar überflüssigen Frage ein weiterer Ort der Sammlung von Bausteinen für uns. Wobei freilich zuzugestehen ist, daß bei der Beantwortung der Frage in der Hauptsache unsere eigene Erfindungsgabe sprechen muß. Einzig, daß wir uns bemühen, im Sinne Karl Mays zu erfinden.

Winnetous Jugend

Die erste Frage, die sich hier auftut, ist die nach Winnetous Jugend. Von seiner Kindheit, seinem Knabenalter weiß der Leser gar nichts. Ihm tritt in ‚Winnetou I' der junge Mann entgegen, und über die Jünglingsschicksale des Apatschen hört er in ‚Winnetou II' nur Andeutungen aus dem Munde Old Firehands. Die Kindheit Winnetous ist also **[410]** aus freier Erfindung zu gestalten, sein Leben als Jüngling unter

Beachtung dessen zu formen, was Old Firehand an der genannten Stelle verrät. Fast scheint es mir seltsam, daß Karl May nicht selber in einer seiner Reiseerzählungen den Stoff verwob, dessen Faden er dort so wundervoll anspinnt. Das Bild, das er uns ‚Winnetou II' Kap. 6 gibt, ist wunderbar lebendig, und das dort Erzählte hätte gut der Auftakt zu einer prächtigen Fabel werden können. Nacht. Lagerfeuerstimmung im Walde. Winnetou hat die Wache. Er schickt sich an, die Runde abzugehen, und Old Firehand meint, das sei wohl nicht nötig. Man sei sicher an diesem Ort. Aber Winnetou ist andrer Ansicht.

‚Das Auge des Apatschen steht immer offen; er traut nicht der Nacht, denn sie ist ein Weib.'

So kommen die beiden Zurückbleibenden auf Winnetous Einstellung zu den Frauen zu sprechen. Old Shatterhand glaubt, Winnetou sei ein Feind der Frauen, er wolle vom Weib nichts wissen. Da belehrt ihn Old Firehand, der den Apatschen und seine Schicksale ja schon viel länger und viel besser kennt, eines andern.

‚… es ist nicht so. Es gab einmal eine, um deren Besitz er mit Mensch und Teufel gekämpft hätte, und seit jener Zeit ist ihm das Wort ‚Squaw' entfallen.'

‚Warum führte er sie nicht in seine Hütte?'

‚Sie liebte einen andern.'

‚Danach pflegt ein Indianer nicht zu fragen.'

‚Aber dieser andere war sein Freund.'

‚Und der Name dieses Freundes?'

‚Ist jetzt Old Firehand.'

Absichtlich habe ich das kurze Zwiegespräch wörtlich wiedergegeben. Nur so konnte ich zeigen, wie **[411]** wirkungsvoll die Szene ist. Wie gesagt, es ist verwunderlich und bedauerlich, daß Karl May hier über Andeutungen nicht hinausging. Jedenfalls muß das Testament unbedingt enthüllen, was hier im Dunkel blieb. Anhalt für die Gestaltung des Liebesromans des Apatschen finden wir weiterhin im II. Band von ‚Winnetou' im gleichen Kapitel. Harry erzählt. Harry, der seltsame, eigenwillige, frühreife Knabe, den Old Shatterhand aus dem Flammenmeer der brennenden Petroleumquelle von New Venango gerettet hat. Old Firehand war ‚früher Oberförster in Deutschland, wurde in die Wirren der 48er Revolution verstrickt, flüchtete nach Amerika. Als Jäger ging er nach dem Westen. So kam er auch hinauf an den Quicourt, mitten unter die Stämme der Assineboins hinein, und hier traf er zum erstenmal mit Winnetou zusammen … Beide waren Gäste des Häuptlings Tah-scha-tunga, wurden Freunde und lernten in dessem Wigwam Ribanna, seine Tochter, kennen. Sie war schön wie die Morgenröte und lieblich wie die Rose des Gebirges.' – Soweit Harry. Er malt das Bild Ribannas in den glühendsten Farben. So wird Winnetous Verhalten verständlich. Sie wurde heiß umworben von vielen. ‚Von ihnen war Winnetou der jüngste, fast noch ein Knabe.' Sie aber liebt Old Firehand. Er erwidert ihre Liebe. Es kommt zwischen dem Begünstigten und Winnetou zur Aussprache. Der Apatsche versichert sich erst der Aufrichtigkeit der Gefühle seines Freundes für Ribanna. Dann spricht er für sich den Verzicht aus.

‚… der Stern seines Lebens geht unter, und in seinem Herzen wird es dunkel und Nacht. Er wollte die Rose vom Quicourt **[412]** nehmen in seinen Wigwam und an ihre Brust legen sein müdes Haupt … Aber ihr Auge leuchtet auf seinen Bruder … Der Apatsche wird gehen aus dem Landes des Glückes … Seine Hand wird nimmermehr berühren das Haupt eines Weibes, und nie wird die Stimme eines Sohnes dringen an sein Ohr …'

Er fügt noch hinzu, daß er aber über dem Glück Ribannas wachen werde. Eine Mahnung an den Weißen, den kostbaren Besitz, den ihm der andre überläßt, heilig zu halten. Im nächsten Frühling dann findet Winnetou Ribanna als Mutter. Das Kind ist der kleine Harry, erst einige Tage alt. Ganz herrlich schildert Karl May nun, welche Gefühle und Entschlüsse der Anblick der Geliebten als Mutter in dem edlen Gemüt des Apatschen auslöst. Feierlich gelobt er, über dem Sohn Ribannas zu wachen, selbst unter Einsatz seines Lebens.

Diese hellen Züge des Idylls werden rasch wieder ausgewischt. Die Geschichte dieser Liebe hebt an als Tragödie und endet als Tragödie. Eines Tages finden Old Firehand und Harry das heimatliche Zeltlager leer, ausgeplündert. Ein vom Häuptling zurückgelassenes Wampum berichtet, was geschehen ist. Tim Finnetey, ein weißer Jäger, ein Schurke, der einst als Bewerber um Ribanna abgewiesen worden ist und bittere Rache geschworen hat, ist in einer für ihn günstigen Stunde mit den Schwarzfüßen über das Lager hergefallen, hat die Alten getötet, die Zelte niedergebrannt und die Frauen und Mädchen entführt. Die Verfolgung beginnt.

Winnetou stößt zu den Rächern. In der Nacht werden die Feinde überfallen. Aber sie sind den Rächern überlegen. Harry entweicht. Old Firehand und Winnetou entkommen schwer verwundet. Später **[413]** finden sie Ribanna ‚mitten durch die Brust geschossen'. Tim Finnetey hat sie, als er zu unterliegen glaubte, getötet. Winnetou steht an ihrer Leiche. Über seine Lippen kommt ein unerbittlicher Racheschwur. Das ist das Ende der Liebe des Apatschen.

Überflüssig zu sagen, daß er davon in seiner Lebensgeschichte sprechen muß. Und von Harry, über dessen weitere Schicksale uns Karl May im unklaren läßt. Er schildert uns den Knaben sehr deutlich und lebendig in ‚Winnetou II' Kap. 5, seine herbe Art, seinen knabenhaften Trotz, seine Schießfertigkeit, seinen Mut, seine Härte. Was aus ihm wird? Dem Überfall in der ‚Festung' Old Firehands entrinnt er durch das Eingreifen Old Shatterhands. Dann hören wir nichts mehr von ihm. Wir können die Wendung, die sein Leben nehmen sollte, zunächst nur aus einer Andeutung Karl Mays folgern. Er läßt Harry die Erzählung der blutigen Begebenheiten um Ribanna so schließen:

‚… habt Ihr noch nie die Sage vom *flats-ghost* vernommen, der in wilden Stürmen über die Ebene braust und alles vernichtet, was ihm zu widerstehen wagt? Es liegt ein tiefer Sinn darin, der uns sagen will, daß der ungezügelte Wille sich wie ein brandendes Meer über die Ebene ergießen müsse, bevor die Ordnung zivilisierter Staaten hier festen Fuß fassen kann. Auch durch meine Adern pulsiert eine Woge jenes Meeres und ich muß ihrem Drange folgen, obgleich ich weiß, daß ich in der Flut versinken werde.'

Karl May selbst nennt das ‚ahnungsvolle Worte'. Sie enthielten also für ihn das, was ihm selber als Harrys Schicksal vorschwebte. Versinken in der Welle des Hasses, die ihn in ihren Strudel gerissen hat! Dieser Harry gehört nicht zu denen, die fähig **[414]** sind, sich zum Edelmenschentum mit seinem Gesetz der Liebe und Brüderlichkeit emporzuentwickeln. Also muß er nach der Weltanschauung, die der Dichter hegt, nach dem Gebot der ausgleichenden Gerechtigkeit, dem er folgt, von der Rache verschlungen werden, in deren Dienst er sein junges Leben gestellt hat. Ob davon im eigentlichen Testament oder in der Rahmenerzählung gesprochen werden muß, bleibt beim Aufbau der Handlung für den Schlußband zu erwägen. Fest steht jedenfalls, daß wir bei des Baues Krönung an Harrys Schicksal nicht vorübergehen dürfen.

Was wird aus Sam Hawkens?

Auch eine von den Fragen, die in der Vorstellung des Lesers offen bleiben. Gerade Sam Hawkens wird jedem echten Karl-May-Freund am Herzen liegen. Er ist einer von den heiteren Gestalten, die Karl May mit meisterhaftem Geschick neben die eigentlichen Helden der Handlung hinzustellen liebt. Und sonderbar! Fast muß man gestehen, daß es nicht die Helden selber sind, deren lebendige Gestaltung dem Dichter am besten gelungen ist, sondern eben jene Begleitpersonen mit ihrer Drollerie, ihrer Schlagfertigkeit, ihrem unverwüstlichen Mutterwitz. Sie sind immer Originale, quicklebendig, Lieblinge ihres Schöpfers und Lieblinge seiner Leser. So ist es mit Hadschi Halef Omar, so mit Sam Hawkens. Ich kann mir keinen Abschluß der Amerika-Romane Karl Mays vorstellen, keinen wirklich befriedigenden Abschluß, ohne daß darin der kleine Trapper noch einmal auftaucht. Und er muß auftauchen, wie wir ihn kennen, wie ihn Karl May im **[415]** 1. Kapitel von ‚Winnetou I' schildert. ‚Unter der wehmütig herabhängenden Krempe eines Filzhutes … zwischen einem Walde von verworrenen, schwarzen Barthaaren … eine Nase …, die … jeder beliebigen Sonnenuhr als Schattenwerfer hätte dienen können.' Dazu die zwei kleinen, klugen Äuglein. Er trägt gewiß noch den alten, bockledernen Jagdrock, der ihm viel zu groß ist, die ausgefransten Leggins und die Indianerstiefel, ‚in denen zur Not der Besitzer in voller Person hätte Platz finden können'. Noch immer begleitet er seine Worte mit seinem eigenartigen Lachen und flicht die Redensart ein ‚Wenn ich mich nicht irre!' Natürlich ist auch noch die Perücke in Ehren, der ‚Neue Skalp', den er sich einst in Tekama gekauft hat und der ihn drei dicke Bündel Biberfelle kostete. Auch wird er sein Gewehr noch haben, die ‚Liddy', die einem Knüppel viel ähnlicher ist als einem Gewehr. Die ‚Mary' jedoch, das treue Maultier, ist tot. Denn es liegen viele Jahre zwischen den Ereignissen, die in ‚Winnetou I und II' geschildert sind, und der Zeit, in die wir unsern Schlußband verlegen müssen (nämlich n a c h ‚Winnetous Erben', das im Jahr 1908 spielt, in den Monaten der Amerikareise Karl Mays). Hier müssen wir überhaupt einmal eine kleine Zeitberechnung einschalten. Es heißt von Sam Hawkens (W. I, Kap. 3): ‚Er zählte gar nicht viel über vierzig Jahre.'

Und wie alt war damals wohl Old Shatterhand? Und Winnetou, der als etwa gleichaltrig mit seinem weißen Bruder bezeichnet wird (genauer: nach des Dichters gelegentlicher Bemerkung soll Winnetou zwei Jahre älter gewesen, also 1840 geboren sein)? **[416]** Nehmen wir einmal für beide etwa 28 Jahre an. Jünger

möchte ich sie nicht ansetzen aus einem Grunde, der sogleich ersichtlich werden soll. Älter aber erst recht nicht. Old Shatterhand war ja noch ein junger Fant, als er in St. Louis den Hauslehrer spielte. In ‚Winnetous Erben' nämlich Kap. 7 sagt Athabaska von Old Shatterhand: ‚Es sind schon f a s t siebzig schwere Winter, die er verlebte.'

Das ergäbe zwischen den Erlebnissen des 28-jährigen und des rund 70-jährigen eine Zeitspanne von etwa 40 Jahren. Demnach wäre Sam Hawkens in unserm Schlußband mit etwas über 80 anzusetzen. Das ist der Grund, warum ich oben Old Shatterhand nicht jünger sein lassen wollte. Die Spanne würde sich sonst noch vergrößern, Sam Hawkens würde im Schlußband zu alt sein. Und noch ein andrer Umstand zwingt uns, diese Spanne ja nicht höher als 40 Jahre anzunehmen. Ich meine das Alter Pidas, über den Karl May (W. E. Kap. 8) sagt: ‚Er war damals (gemeint ist die Zeit der Ereignisse von W.I oder W.III) ein Jüngling gewesen, jetzt aber ein Fünfziger.'

Nehmen wir wirklich an, das ‚damals' beziehe sich auf W.III (was auch stimmen mag; denn es handelt sich um die Tage, in denen Pida und Old Shatterhand einander nähertraten, Freunde wurden), rechnen wir, daß Pida in W. I etwa 18 jährig gedacht ist – vgl. W. I Kap. 6 ‚mit einem jungen, vielleicht 18jährigen Indianer' – so ergibt das mit den obigen 40 Jahren für sein Alter in ‚Winnetous Erben' rund 58 Jahre. So stimmt unsre Rechnung leidlich und wir entnehmen ihr für den Schlußband, daß Sam Hawkens dort etwa 80jährig zu denken ist.

[417] Der greise Trapper muß also zwar gebeugt erscheinen vom Alter – wir werden ja auch zu erzählen haben, wie er seine Tage beschließt – aber noch nicht gebrochen. Lebendig müssen seine hervorstechenden Eigenschaften noch immer sein: seine Pfiffigkeit, die ihn einst den Plan zur Überrumpelung der Apatschen und doch zur Schonung der Häuptlinge ersinnen ließ; seine Gutmütigkeit, bei aller äußeren Rauheit; seine große Anhänglichkeit an Old Shatterhand, dessen Wildwestlehrer er einstmals war, bis das ‚Greenhorn' beizeiten den Meister durch sein überlegenes Können beschämte; vor allem seine Schlagfertigkeit, sein Mutterwitz, der Zeit seines Lebens nie versagte, auch nicht in den schlimmsten Lagen, angesichts der drohendsten Gefahren. Er wird sterben, wie er gelebt hat, nach dem Wahlspruch: Ein fröhlich Herz ist ein köstlich Ding! Und im Glauben an seinen Gott! Denn Karl May betont einmal ausdrücklich, daß der Alte ein ‚frommer Mensch' war, ‚wenn er dies auch nicht gegen andere zutage treten ließ' (W. I, Kap. 2). Er wird sterben als der schlichte, einfache Mann ohne höhere Bildung, der von sich sagt:

‚Habe früher auch einmal schreiben gekonnt, aber es so schön verlernt, daß ich jetzt wohl kaum noch imstande wäre, meinen Namen auf ein Papier oder eine Schiefertafel zu bringen' (W. I, Kap. 3).

Der nicht verstehen kann, wie einer durchs Bücherschreiben berühmt werden will, und der in spaßhaftem Zorn, da er Old Shatterhand zum Zweikampf fordern möchte, dem Gegner seinen ‚Sekundaner' schicken will (vgl. ebenda). Und er wird endlich sterben mit der großen Liebe zu der freien Gottesnatur, **[418]** zu den Wäldern und Bergen und Prärien im Herzen, die ihn Zeit seines Lebens erfüllte; denn Sam Hawkens war Westmann durch und durch, verloren für alle sogenannten Genüsse des Stadtlebens. ‚W. I', Kap. 3 findet sich ein langes Preislied des Trapperlebens aus seinem Munde, das bezeichnend ist für die Wesensart des kleinen Trappers. So steht er klar und deutlich vor uns. So müssen wir ihn wiederfinden und – sterben sehen.

Old Surehand, To-kei-chun, Tangua und Pida

Ich sagte es schon: Viel zu weit würde der Versuch führen, den Karl-May-Leser über die Schicksale all der Personen unterrichten zu wollen, die ihm der Dichter im Verlauf seiner zahlreichen Amerika-Romane nahebringt. Ich greife hier nächst Sam Hawkens nur noch einige heraus, die mir besonders wichtig erscheinen.

1. Old Surehand, dem Karl May ja eigens einen zweibändigen Roman gewidmet hat. Er ist offenbar eine von den Gestalten, die in der Planung Karl Mays eine wichtige Rolle spielten, eine Rolle, hinter der allerdings die Stellung zurückbleibt, die sie dann tatsächlich im Gesamtwerk einnehmen. Ich meine: die zwei Bände ‚Old Surehand' lese ich zwar immer wieder mit Vergnügen, der Titelheld selbst aber konnte mir nie so recht ans Herz wachsen. Es ist etwas Verschwommenes in seiner Zeichnung, etwas Schlappes in seinem Handeln. Ein Leben lang jagt er im Wilden Westen den Spuren der Seinen und der Verbrecher nach, die seine Familie ins Unglück gestürzt haben. Aber er findet nichts. Als ihm Old Shatterhand, der Vielerfahrene, seine Hilfe anbietet, **[419]** zieht er sich sogleich ängstlich zurück, hüllt sich in Geheimnisse, weicht aus. Und

läßt sich schließlich alles, wonach er strebt, schön fix und fertig in den Schoß legen, wie die Felle der vier Grislys, die er im ‚Bärental' erbeuten soll. Daran ist freilich die Anlage des ganzen Romans ‚Old Surehand' schuld. Täte der Titelheld früher den Mund auf, so wäre die Geschichte vorzeitig zu Ende. Aber es bleibt eben doch der Eindruck, den sein Verhalten auf den unkritischen Leser macht, und dieser Eindruck ist entscheidend. Nicht herzgewinnender beträgt er sich in ‚Winnetous Erben'. Er schreibt zwar sehr ‚nett' an Old Shatterhand (Kap. 1), unterzeichnet ‚Dein alter, treuer Old Surehand', dann aber entpuppt er sich als ‚smarter Yankee'. Deutlich entsteht der Gegensatz zu Old Shatterhand. Nun findet sich zwar über diese Kluft eine Brücke. Doch die Aussöhnung erwärmt nicht. Sie macht Old Surehand nicht liebenswürdiger. Wie sich seine Schicksale weiterhin gestalten sollen, bleibt der freien Erfindung überlassen. Nur muß es sich folgerichtig an die bisherige Entwicklung Old Surehands angliedern.

2. To-kei-chun, der Komantschen-Häuptling. Er zählt zu den alten, eingefleischten Feinden Old Shatterhands. Das sagt schon sein Brief (W. E., Kap. 1):

‚Komm an den Mount Winnetou zum großen, letzten Kampf! Und gib mir endlich deinen Skalp, den du mir schon zwei Menschenalter lang schuldig bist …'

Im Zweikampf dann versagt er, bangend um seine Medizin (ebenda Kap. 8) und wird schließlich in den allgemeinen Friedensschluß mit einbezogen. Vielleicht wäre es dem Leser nicht unerwünscht, auch über ihn im Schlußband noch etwas zu hören.

[420] 3. Ganz bestimmt gilt das von Tangua und Pida. Tangua zeigt sich als der grimmigste Feind Old Shatterhands. Im Zweikampf handelt er folgerichtig und tapfer. Das bringt ihn dem Leser menschlich näher, ebenso wie seine große Liebe zu Pida. Auch seine Wandlung, seine Aussöhnung mit Old Shatterhand ist von innen heraus gestaltet. Es will mir richtig erscheinen, daß er im Schlußband aus dem Leben scheidet, in Frieden mit Old Shatterhand, wenn auch nicht etwa als Christ und Edelmensch. Pida dagegen, der in des Dichters Vorstellung offenbar allezeit eine Art kleiner Winnetou war, der unter seiner Doppelstellung als Sohn seines Vaters einerseits und Freund und Dankesschuldner Old Shatterhands anderseits sichtlich gelitten hat (W. E., Kap. 5 und 8), der schließlich mit Klugheit, Takt und Ehrlichkeit den großen Friedensschluß vermittelt, ist recht wohl noch einer Höherentwicklung fähig, zumal er ja vor allen ganz gewiß ein Mitglied des Clan Winnetou wird. In diesem Sinne wird im Schlußband von dem jungen Kiowa-Häuptling zu handeln sein.

Damit ist in der Hauptsache das aufgezeigt, was der Karl-May-Leser im Schlußband noch erfahren möchte. Man sieht, auch hier waren noch Bausteine verschiedenster Art zu finden. Und wir können uns, unsere Sammlung zu ergänzen, noch einigen allgemeinen Gesichtspunkten zuwenden.

‚Winnetous Testament' als Rahmenerzählung

Es ist alte Weisheit, daß unter Umständen auch Steine reden können, als Zeugen nämlich, und ich glaube, unsere Bausteine führen in diesem Sinn eine **[421]** recht deutliche Sprache. Sie zeigen, daß es uns unmöglich ist, das Testament so zu formen, wie es Karl May vielleicht geformt hätte, als Band für sich nämlich, nur als Testament. Wir müssen eine Rahmenerzählung daraus machen. Als Vorbild bei Karl May kann uns dazu etwa ‚Das Tagebuch des Verschollenen' dienen, wie es in Band 46 der Gesammelten Werke ‚Die Juweleninsel' eingeflochten ist. Wir haben nun einmal noch allzuviel abzurunden, und außerdem ist im Vergleich zu den anderen Gleichnisdichtungen, namentlich zu ‚Winnetous Erben', ein Schußband mit lebendiger Handlung notwendig, soll unsere ‚Krönung des Baues' nicht befremdlich dagegen abstechen. Über den Aufbau von ‚Winnetous Erben' hat Joseph Höck in seinem Aufsatz ‚Stufen auf den Mount Winnetou', Karl-May-Jahrbuch 1929, ausführlich gehandelt. Ich möchte zur Ergänzung meiner Ausführungen darauf hinweisen. Und möchte selber nur soviel über den straffen Aufbau und die fein gegliederte, gut fließende Handlung dieses letzten Werkes Karl Mays sagen:

Am Anfang stehen da die ‚erregenden Momente': Die Briefe. Sie gellen Alarm in den Frieden der Villa ‚Shatterhand'. Sie verkünden drohende Gefahren. Sie erregen durch geheimnisvolle Andeutungen die Spannung. Das alles wird gesteigert durch den Besuch des Santersohnes. Dann beginnen die ‚Vorspiele'. Die Santers werden im Clifton-House belauscht. Die beiden Indianer tauchen auf, zwei würdige Vertreter der erwachten, geläuterten roten Rasse. Das große Gleichnis ersteht, der Wasserfall als Bild des roten Mannes. Die Santers werden **[422]** abermals belauscht. Deutlicher zeichnen sich die Umrisse der bevorstehenden Gefahren ab. Es kommt zu einer Verabredung nach Trinidad. Und nun setzt die Handlung ein, rollt ab, Zug um Zug. Ein gemäßigtes Wildwest tut sich dem Leser auf: in Trinidad, am Kanubi-See, an der Teufelskanzel,

am Nugget-tsil und im ‚Haus des Todes'. Bis endlich am Mount Winnetou sich die großen, entscheidenden Ereignisse entfalten. Das ist ein Geschehen, das den Leser nicht losläßt. Das ist immer noch der alte Märchenerzähler Karl May, den seine wunderbare Erfindungsgabe niemals im Stich läßt. Und wenn wir daran gehen, dieses Meisters Bau zu krönen, so muß die Kuppel im Stil des ganzen großen Unterbaus gehalten sein. Sonst entsteht ein Zerrbild. Sonst schadet unser Bestreben dem Gesamtwerk des Dichters.

Das zur Rechtfertigung der Rahmenerzählung.

Das große Ziel in Karl Mays Werk

Wieder einmal muß ich auf einen meiner früheren Jahrbuchaufsätze verweisen, und zwar auf ‚Des Baues Vollendung'. Schon dort habe ich über die letzten großen Ziele gesprochen, die Karl May in all seinem Schaffen verfolgte, und die darum auch klar und deutlich – so sagte ich dort – im Abschluß der Orient-Romane hervortreten müßten. Dasselbe ist hier von der Krönung des Baues, von der Ergänzung der Amerika-Romane zu sagen. Aufstieg zum Edelmenschentum! Sieg des Christentums! Völkerfrieden! (vgl. Frau Klara May über das ‚Testament'). Das waren die ewigen Glücksgüter, die Karl May der Menschheit verhieß, so sie sich willig seiner Führung **[423]** hinauf nach den Bergen von Dschinnistan, hinauf zum Mount Winnetou anvertrauen wollte. Auch ‚Winnetous Erben', der Band also, an den wir uns hier besonders anzuschließen haben, ist Kronzeuge dafür. Im 4. Kapitel erzählt da der ‚Junge Adler' von Marah Durimeh – Marimeh nennt er sie – von Dschinnistan und vom Schutzengelgesetz. Es gilt als oberster Grundsatz im Clan Winnetou.

‚Ein jedes Mitglied verpflichtet sich, der Schutzengel eines andern Mitgliedes zu sein, das ganze Leben hindurch, bis in den Tod.'

Und gerade die beiden Santer, die neuesten Glieder des Clan und vermeintlich die unzuverlässigsten, besiegeln dann durch ihren Tod ihr Bundesgelübde. Das ist der Sieg des Edelmenschentums. Über den Sieg des Christentums hören wir dann (ebenda Kap. 7) die Worte des ‚Bewahrers der großen Medzin':

‚Unser guter Manitou ist größer, millionenmal größer, als die roten Männer bisher glaubten. Sie nahmen an, er sei nur ihr Gott, nicht aber auch der Gott aller anderen, die da leben… Schaut hin auf das Kreuz! Es blüht, um uns zu erlösen. Es nimmt uns Manitou, um Manitou uns zu geben. Es sagt uns, daß es nur einen einzigen gibt, den Allmächtigen, den Allweisen, den Allstarken, den Allgütigen, und daß wir ihn seiner Allstärke und seiner Alliebe berauben, indem wir ihn nur für uns haben wollen, für uns allein, die wir die unglücklichste aller Nationen sind und die schwächste aller Rassen…'

Das predigt der Alte vor zwölf Apatschenhäuptlingen, und sie hören ihm willig zu. Unaufhaltsam ist in des Dichters Schilderung das Fortschreiten des Christentums. Den Friedensgedanken aber läßt er getragen sein von Old Shatterhand, der verkörperten weißen Rasse, die nun endlich als die **[424]** Gebende zu den Roten kommt. Von ihm sagt Tatellah-Satah am Ende seiner Rede:

‚Er wird es sein, der uns in Liebe vereint, obgleich wir uns in Haß zerstören wollen.'

Und dieser Old Shatterhand lebt denn auch den Roten (und den Lesern!) ein herrliches Beispiel dafür vor, wie selbst der böswilligste Feind ohne Waffengebrauch zu überwinden ist. Durch List entscheidet er den Zweikampf mit den Häuptlingen zu seinen Gunsten, und es geschieht, so schlimm und bitter ernst es auch gemeint war, keinem ein Leid dabei. So daß Tatellah-Satah laut verkünden kann:

‚Der Kampf ist zu Ende! Old Shatterhand hat gesiegt! Ein Sieg ohne Blut! Und darum ein zehnfacher Sieg!'

Und nicht genug damit! Aus Feinden macht Old Shatterhand Freunde. Der Bund mit den alten Gegnern wird geschlossen. Der Gedanke des Friedens hat gesiegt. – So gestaltet Karl May die Handlung in ‚Winnetous Erben', immer den Blick auf sein großes Ziel gerichtet; so werden auch wir im Schlußband zu gestalten haben.

Der Hauptgedanke in ‚Winnetous Erben'

Soeben gab ich gewissermaßen eine Losung aus: Immer den Blick auf das große Ziel gerichtet! und meinte damit die genannten drei Ideale Karl Mays. Nun strebt er aber in ‚Winnetous Erben' ersichtlich noch ein Sonderziel an. Ein großer Gedanke beherrscht dort den Stoff, durchzieht ihn wie der berühmte rote Faden. Und es ist gewiß, daß der Dichter, wäre ihm zur Niederschrift des ‚Testaments' die Zeit geblieben, in diesem Bande die in ‚Winnetous Erben' vorbereiteten und angesponnenen Gedanken **[425]** weiter

durchgeführt hätte. Ich meine die Schilderung der Eigenart der roten Rasse, ihrer Fehler und Vorzüge, ihrer Schicksale, ihrer äußeren und inneren Entwicklung. Wobei die Darstellung der inneren Entwicklung weniger Tatsachen als Forderungen hätte bringen können, höchstens am Schluß, die Erfüllung des Wunsches vorwegnehmend, einen Ausblick in eine lichtere Zukunft. Das behaupte ich nicht etwa aus dem Stegreif, sondern gestützt auf das, was wir aus ‚Winnetous Erben' herauslesen können. Außerdem decken sich ja auch diese Ausführungen mit dem, was uns Frau Klara May über die Pläne des Dichters für das ‚Testament' wissen läßt.

Die Gedanken Karl Mays über die Roten sind nicht dieselben im Vorwort zu ‚Winnetou' und in ‚Winnetous Erben'. Dort nur die aus tiefstem Mitgefühl geborene flammende Anklage gegen den Weißen und das innige Mitleid mit der sterbenden roten Rasse, die der Dichter bewundert in ‚Winnetou' und verstehend auch noch im allerarmseligsten ihrer Vertreter. Karl May verlernt im Laufe der Zeit weder sein Mitgefühl, noch seine Bewunderung, noch sein Verstehen. Aber er steigt auf zu größerer Klarheit, zu reiferem Urteil über die ernste Rassenfrage des neuen Erdteils. Das zeigt, was er uns in ‚Winnetous Erben' Kap. 2 über den Niagara-Fall als das Bild des roten Mannes und seiner Schicksale sagt. Er sagt es durch den Mund Old Shatterhands und läßt uns wissen, daß die beiden Edelvertreter der roten Rasse, Athabaska und Algongka, bereits zu gleicher Erkenntnis durchgedrungen sind. Also hätte sich auf diesen Standpunkt auch der Winnetou gestellt, den der Dichter im ‚Testament' zu **[426]** seinen Leser sprechen lassen wollte. Für unsere Zwecke ausgedeutet, heißt das: Wir können über die hier zur Erörterung stehenden Fragen alles Nötige aus Karl Mays Ausführungen in ‚Winnetous Erben' entnehmen. Am Grabe des großen Häuptlings Sa-go-ye-wat-ha deutet Old Shatterhand den Sinn der Lehren dieses Mannes so aus (und kennzeichnet damit seine eigensten Anschauungen):

… Und daß kein Mensch, kein Volk und keine Rasse Kind und Knabe bleiben darf. Daß … jeder Erdteil von Gott geschaffen wurde, um zivilisierte Menschen zu tragen, nicht aber solche, denen es unmöglich ist, über das Alter, in dem man sich nur immer schlägt und prügelt, hinauszukommen. Daß der allmächtige und allgütige Lenker der Welt einen jeden Einzelnen und einer jeden Nation sowohl Zeit als auch Gelegenheit gibt, aus diesem Burschen- und Bubenalter herauszukommen. Und daß endlich ein jeder, der dennoch stehenbleibt und nicht vorwärts will, das Recht, noch weiter zu existieren, verliert.

Das die Roten zu lehren, sei die gottgewollte Sendung des weißen Mannes gewesen. Aber der Indianer hätte keine Lehre angenommen. Daher sein Untergang. Aber dieser Untergang sei noch nicht ganz besiegelt. Noch immer sei es für den Indianer Zeit, sich aufzuraffen, Mann zu werden. Aber – so fügt Karl May hinzu:

Mann werden, heißt nicht Krieger werden, sondern Person werden …

Und das Gleichnis vom Wasserfall läßt er Old Shatterhand so ausdeuten:

‚Die Gegenwart sieht nur den schweren, tiefen, erschütternden Fall der roten Rasse … Wo haben wir das große, das mächtige, das herrliche Volk zu suchen, dessen Kinder diese Zerschmetterten und noch zu Zerschmetternden sind? … Und wo ist das noch größere, das noch mächtigere, noch herrlichere Volk zu finden, dem die zersprengten, zerrissenen und zerstäubten Fluten dieses **[427]** sprachlichen und ethnographischen Niagara zuzuströmen haben, um sich wieder zu einem Ganzen zu vereinen und wieder zur Ruhe und gesegneten Gesetzlichkeit, zum Beginn einer neuen, besseren Entwicklung zu kommen? …'

Fragen stellt hier Karl May vor den Leser hin, Fragen, die zunächst noch offenbleiben. Und dasselbe gilt von den Worten Old Shatterhands, ebenda Kap. 4:

‚… Habt ihr begriffen, daß es keinem Volk erlaubt ist, Kind zu bleiben? - Daß ihr einst Kinder waret und nur darum dem Untergange zugetrieben wurdet, weil ihr nicht aufhören wolltet, Kinder zu sein? Habt ihr begriffen, daß ihr als Kinder eingeschlafen seid, um nun nach schweren Niagaraträumen als Männer zu erwachen? Habt ihr begriffen, daß ihr nun, wenn ihr nicht Männer werdet, für immer verloren seid? … Habt ihr begriffen, wie es gesühnt werden muß, wenn Hunderte von kleinen und immer kleineren Indianernationen und Indianernatiönchen sich tausend Jahre lang untereinander bekämpfen und vernichten? Daß es ein millionenfacher Selbstmord war, an dem ihr zugrunde gegangen seid? Daß der Blut- und Länderdurst der Bleichgesichter nur eine Zuchtrute in der Hand des großen, weisen Manitou war, deren Schläge euch aus dem Schlaf zu wecken hatten? …'

Fragen, immer wieder Fragen. Antwort darauf wird uns in ‚Winnetous Erben' nur zum Teil. Sind es doch

immer nur wenige erst, die uns Karl May aufzeigen kann als gereifte Persönlichkeiten, als geläuterte Vertreter der roten Rasse. Allen voran natürlich Tatellah-Satah. Er ist der wirklich Wissende, der sich selbst ‚die Sehnsucht der roten Völker' nennt, ‚die, nach Osten schauend, auf Erlösung warten'. Während in seiner Erkenntnis Old Shatterhand ‚der anbrechende Tag' ist, ‚der über Länder und Meere wandert, um' den Roten ‚die Zukunft zu bringen'. Der ‚Bewahrer der großen Medizin' sieht sein Volk bereits erfüllt vom Geist der lichteren Zeit:

[428] ‚… Sie (die Seele der roten Nation) will Teil haben an allem, was Manitou der ganzen Menschheit gab, nicht nur einzelnen Nationen. Sie will nicht länger Kind bleiben, denn wehe dem Volke, das sich sträubt, mündig zu werden! …'

So spricht er W. E. Kap. 6, er, der vollkommenste Edelmensch unter den Roten, die Karl May uns schildert. Den Winnetou aber sah der Dichter noch größer, noch vollkommener, noch mehr als Edelmenschen. Das beweist, was er, W. E. Kap. 7, über Tatellah-Satah sagt.

Darum war er fest entschlossen … der erwachenden Seele seiner Rasse eine breite Bahn zu schaffen. Die Eigenschaften, die hierzu nötig waren, besaß er wohl alle, außer einer einzigen. Ich meine die initiative Offenheit, die aggressive Ehrlichkeit. Die besitzt der Indianer nicht. Er hat sie besessen, gewiß; aber sie ist ihm im Umgange mit den niemals worthaltenden Bleichgesichtern verlorengegangen. Er war gezwungen, sich auf die heimliche List zurückzuziehen, und das ist ihm schließlich zum Charakter, zum Merkmal geworden … Nur ganz hervorragend edle Indianer, wie z. B. Winnetou, haben sich nicht gescheut …

Das mag genügen. Winnetou ist ihm auch hier Ausnahme. Winnetou steht noch über Tatellah-Satah. Also muß dieser Winnetou die Stufe der Edelmenschlichkeit, von der aus jener die Schicksale der roten Rasse überschaut, bereits hinter sich haben. Und dieser Winnetou ist es, der im ‚Testament' zur Menschheit sprechen soll. Und zwar muß er den Ausblick auf einen versöhnenden Abschluß der rassegeschichtlichen Entwicklung im neuen Erdteil eröffnen; denn so ist es des Dichters Wille, bekundet am Schluß von W. E.:

Ich ging hierauf der Geschichte nach … Ich sprach von den Fehlern der roten Rasse, von ihren Tugenden, von ihren Leiden, vor allen Dingen von ihrer bisherigen Zukunftslosigkeit. Das alles habe man vornehmlich dem Bleichgesicht zu verdanken. **[429]** Aber dieses Bleichgesicht sei zur besseren Erkenntnis gekommen. Es wünsche, daß sein roter Bruder leben bleibe und zum Volke werde, wie es ihm von Anfang an beschieden sei …

Hat doch Winnetou schon in sich selber all das durchgekämpft, was seine roten Brüder zum größten Teil noch durchzukämpfen haben, um zur Läuterung zu kommen. Wenn anders uns Frau Klara May in dem genannten Jahrbuch-Aufsatz recht über des Dichtes Pläne für das ‚Testament' unterrichtet – und das steht ja über allem Zweifel – so muß Winnetou von sich aus den Vergleich zu seinem Volke ziehen und, seine Entwickelung der dieses Volkes gleichsetzend, zu dem eben bezeichneten versöhnlichen Ausklang kommen. Wie laut erhob sich in seiner Brust die Stimme der ursprünglichen Triebe, die nach Rache riefen, als er vor den geliebten Toten stand, Intschu-tschuna und Nscho-tschi! Der Schwur, der die Vernichtung aller Weißen verkünden sollte, war schon auf seinen Lippen. Da schloß ihm ein Wort Old Shatterhands den Mund. Der Apatsche gewann Zeit, mit sich zu rechten und zu ringen. Und es blieb von dem grausigen Racheschwur nur die Drohung gegen Santer und gegen die Kiowas, die sich des Mörders angenommen haben. Aber auch diese Drohung wird nicht zur Tat. Auch den Kiowas verzeiht der Apatsche. Der Edelmensch in ihm besiegt den Gewaltmenschen. Das ist Old Shatterhands und Klekih-petras Werk, das Werk zweier Bleichgesichter! Sie wurden dem Apatschen zu Segenstiftern und damit der ganzen roten Rasse, die sich in der Rache Winnetous nur aufgerieben hätte. Das ist der Sieg Winnetous über sich selbst, dem dann sein Sieg über die Häuptlinge folgte (vgl. W. E. **[430]** Kap. 8). Das ist die Entwickelung des edlen Apatschenhäuptlings, die uns im ‚Testament' die Entwickelung der ganzen roten Nation widerspiegeln soll. Und das ist – um zum Ausgangspunkt dieser Teilbetrachtung zurückzukehren – das große Wunschziel, das Karl May in ‚Winnetous Erben' anstrebt, das wir im ‚Testament' zur Vollendung zu führen haben: Des Baues Krönung!

Die Ausschmückung der Kuppel

Die Sammlung der Bausteine geht zu Ende. Eine kurze Betrachtung soll noch dem zierenden Beiwerk gewidmet sein, ohne das eine Krönung des Werkes Karl Mays, der so bunt auszuschmücken verstand, nicht denkbar ist. Ich meine damit in erster Linie seinen H u m o r, mit dem er die Reiseerzählungen zu durchflechten verstand. Auch noch die Gleichnisdichtungen, obwohl sie – ich möchte sagen: mehr Anspruch auf Würde und Feierlichkeit machen als die früheren Tatsachenerzählungen. Das lehrt ein Blick auf

‚Winnetous Erben'. Heiter gesehen ist hier das alte Freundespaar Dick Hammerdull und Pitt Holbers. Und hier und da auch das ‚Herzle'. Echt Karl May'schen Humor atmen die Schilderungen von der kleinen Fopperei der Frau mit Hilfe der seltsamen Akustik an der Teufelskanzel und die lustige ‚Probe', wobei das ‚Herzle' ein Sümmchen zu wohltätigen Zwecken von dem gestrengen Eheherrn erpreßt und er ihr dann ein schriftliches Geständnis ihrer Erpressung ablocken will (W. E. Kap. 3). Von Humor lebt die sittliche Entrüstung des braven Pitt Holbers [Max Pappermann! Pitt Holbers ab 11. Auflage 1935, Bearbeitung von Otto Eicke.] über den Kiowa (ebenda Kap. 5), der so ungebührlich zärtlich zu der Gattin Old **[431]** Shatterhands ist und sich dann zu Pappermanns[sic!] Beschämung als ‚Dunkles Haar', die Tochter von ‚Sus-ho-mascha' entpuppt. Und zwischen den Zeilen schmunzelt der Schalk Karl May hindurch, als er das ‚Herzle' den grimmigen roten Wächtern des Mount Winnetou, die von den unbekannten Weißen einen Ausweis fordern, anstatt der bewußten Einladungsschreiben … einige quittierte Hotelrechnungen überreichen läßt, die denn auch mit Würde geprüft und als genügend anerkannt werden, weil die Roten nicht lesen können. Der Humor fehlt nirgends bei Karl May, auch hier nicht. Also wird er auch im Schlußband, d. h. in der Rahmenerzählung, nicht fehlen dürfen.

Und dann der Aufbau der Erzählung überhaupt. Karl May bedient sich da – das habe ich in den einschlägigen früheren Jahrbuch-Aufsätzen ebenfalls hinreichend betont – immer wieder gewisser erprobter Mittel. Er hat seine ‚Kniffe' und ‚Griffe', die wir ihm getrost abgucken dürfen. Ja (um der Echtheit willen) sogar abgucken sollen. Dafür kurz einige Belege aus ‚Winnetous Erben'. Old Shatterhand gibt sich – und wie oft hat er das Mittel nicht schon mit Erfolg angewendet! – für einen in den Dingen des Wilden Westens völlig unerfahrenen Menschen aus, führt so den Gegner aufs Eis und läuft ihm den Rang ab. Hier Kap. 2 erbeutet er dadurch im Gasthaus in Trinidad die kostbaren Tiere der Pferdediebe. Dabei hilft ihm auch noch ein anderer, gleichfalls oft angewendeter Kunstgriff: Er bedient sich der indianischen Kleidung und der indianischen Worte, um sein Rassepferd mit indianischer Dressur gefügig zu machen. Auch das äußere **[432]** Kennzeichen eines Geheimbundes kehrt hier wieder. Unter den Skipetaren (Band 4 – 6 der Gesamtwerke) ist es die Koptscha, bei den persischen Schmugglern (‚Im Reiche des silbernen Löwen') der Ring der Sillan. Hier ist es der zwölfstrahlige Stern, den die Mitglieder des Clan Winnetou tragen. Oder: Old Shatterhand erbeutet (W. E. Kap. 3 und 5) die Medizinen erst des alten Kiktahan Schonka, dann auch noch die der anderen feindlichen Häuptlinge und benützt seine Beute dann als Druckmittel auf ihre Besitzer. Das ist dasselbe wie etwa ‚Old Surehand I' Kap. 4. Und diese Beispiele ließen sich noch weiter häufen. Aber es mag genügen. Was zu beweisen war, ist bewiesen, die alten ‚Kniffe' Old Shatterhands bzw. Karl Mays können mit Fug und Recht auch im ‚Testament' Verwendung finden.

Die Rolle der Frauen

Schon in meinem Aufsatz ‚Des Baues Vollendung', der vom Abschluß der Orient-Romane Karl Mays handelte, habe ich einen Abschnitt der Betrachtung über die bedeutsame Rolle der Frauen in Karl Mays Erzählungen gewidmet. Alles, was ich dort für die Ergänzung der Orient-Romane gesagt habe, gilt auch hier – mutatis mutandis – für die Abrundung der Amerika-Romane. Nur weniges ist noch hinzuzufügen. Daß Karl May die Indianersquaw sozusagen in doppeltem Licht sieht, einmal in der Stellung, die sie wirklich einnahm im 19. Jahrhundert, und das andere Mal in einer gewollten Verklärung, durch die Brille des idealisierenden Gleichnisdichters hindurch, habe ich in diesen Betrachtungen hier schon angedeutet. Und es bleibt dabei, daß des **[433]** Dichters Behauptung von der Squaw, die beileibe nicht nur die Dienerin ihres kriegerischen Gatten sei, die Behauptung, die solche Stellungnahme als Irrtum schlecht unterrichteter Indianerschmöker (in Anführungsstrichen!) abtun möchte, sich nicht mit Karl Mays eigenster Darstellungsweise in früheren Bänden deckt, wo er z. B. W. I im letzten Kapitel ausdrücklich sagt:

> Auch Frauen gingen geschäftig ab und zu, doch ist es bei den Indianern den Frauen und Töchtern nicht erlaubt, mit den Männern und Söhnen zu essen. Sie essen später und müssen nehmen, was übrigbleibt, dafür aber alle, selbst die schwerste Arbeit verrichten.

Ich hätte diesen Widerspruch nicht noch einmal angeführt ohne besonderen Grund; denn ich bin wahrhaftig nicht darauf aus – und diese Betrachtungen hier wären auch nicht der Ort dazu – Karl May Widersprüche nachzuweisen. Ich ziele vielmehr auf eine Feststellung ab, die uns zum Bau des Werkes, zu des Baues Krönung dienen soll. Ich will zeigen, daß wir im ‚Testament' die Squaw nicht als Squaw im landläufigen Sinne zeichnen dürfen. Selbst gegen frühere Angaben Mays müssen wir da handeln. Denn

Winnetou hat nach Mays Willen die Frau immer verehrt, so wie es sonst kein Naturmensch tut, sondern eben nur ein Edelmensch. Das bezeugt sein Verhältnis zu Ribanna. Das bezeugt aber auch die Stellung, die Nscho-tschi im Pueblo am Rio Pecos einnahm. Sie durfte schon immer mit Vater und Bruder essen. Ihr wurden gewiß nicht die groben Arbeiten zugemutet. Und nicht nur, weil sie die Tochter Intschu tschunas, sondern – weil sie eine Lichtgestalt von Dichters Gnaden war.

[434] Und auch die letzte Dichtung Karl Mays, ‚Winnetous Erben', zeigt klar die Sonderrolle, die er immer wieder der Frau zuweist, die also auch wir im ‚Testament' ihr zuzuweisen haben. Da ist das ‚Herzle', das immer noch feiner empfindet, klüger vorausschaut, zarter Konflikte löst als selbst Old Shatterhand. Und da sind die Squaws nicht nur der Apatschen, sondern sogar der feindlichen Indianerstämme, die so selbständig auftreten und – viel mehr Edelmenschen als ihre rauhen, kriegslustigen Männer – den wahren Winnetou im Herzen tragen und verehren. Karl May verherrlicht hier in der Frau ganz offenkundig die berufene Vorkämpferin der neuen Zeit, des Edelmenschentums, der christlichen Idee, des Völkerfriedens und der Humanität. Das rührt wohl her aus seinen eigenen Erfahrungen. Es spiegelt sich hier sein Verhältnis zur Frau Klara May, zu seinem besten Lebensgefährten und Wegkameraden. Es spiegeln sich da wohl auch Gedanken anderer Frauen wie der Berta von Suttner, der Mitschöpferin[?] des Nobelpreises, der Verfasserin des Buches ‚Die Waffen nieder!'. Und das liegt zuletzt in der ganzen Wesensart Karl Mays begründet, die wir bei der Abfassung des Schlußbandes gar wohl zu beachten und der wir gebührend Raum zu geben haben, damit die Einheitlichkeit des Gesamtwerkes gewahrt bleibt. Karl Mays Wesen hat – so wenigstens sehe ich die Dinge – stark weibliche Züge. Seine Männerfreundschaften sind weiblich gezeichnet. Viele Freunde, darunter auch rauhe Prärieмänner, küssen sich. May kann die Herbheit des jungen Mannes nicht zeichnen, wie sie etwa [Friedrich] Hebbel verdeutlicht. Eine Ausnahme davon bildet wohl allein Harry [in der Urfassung Ellen!, die Tochter! Old Firehands], **[435]** eine Gestalt, die denn auch selbst dem unbefangenen Karl-May-Leser wegen ihrer Besonderheit unwillkürlich auffällt. Und so würden auch die Frauengestalten im ‚Testament' auffallen und vom Kenner unschwer als unecht im Sinne Karl Mays bezeichnet werden, wollten wir nicht streng auf das achten, was ich soeben ausgeführt habe.

Nehmen wir auch das noch als Baustein! Als den letzten! Und schließen wir unsere Voruntersuchung mit einer Frage und ihrer Beantwortung!

Und wo die Bausteine nicht ausreichen?

Natürlich muß der Baumeister dort, wo bei des Baues Krönung in der Sammlung der Bausteine nichts Passendes zu finden ist, die eigene Erfindungsgabe zu Hilfe nehmen. Er wird dann immer den Gedanken vor Augen und im Sinn haben müssen: Wie hätte Karl May das gestaltet? Und doch werden ihm dann immer mehrere Möglichkeiten neben einander bleiben, und von keiner kann er mit Bestimmtheit behaupten: So ist es richtig! So hätte es der Meister auch gemacht, so und nicht anders! – Schadet auch nichts. Wer gestalten soll, muß schon ein wenig Spielraum haben. Daß ‚dichten' genau dasselbe sei wie ‚*imitari*' [nachahmen] haben nur die Römer angenommen, wie ihr Sprachgebrauch beweist, und man sieht im großen und ganzen auch, was dabei herausgekommen ist. Die Römer mögen auf allen Gebieten Gewaltiges geleistet haben, selbstschöpferisch, mit sicherem Blick und meisterhaftem Können: Dichter waren sie nicht. Ich meine also: Freie Bahn dem – Dichter, der berufen wird zu des Baues Krönung! Aber das schließt nicht aus, daß er sich **[436]** vorbedenkend eben doch so viel wie möglich Richtlinien schafft im Sinne Karl Mays. Und darum möchte ich zum Schluß meiner Ausführungen noch auf folgendes hinweisen:

Dort, wo bei der Gestaltung des ‚Testaments' die reine Erfindungsgabe schalten soll, wird man sich, um Fühlung mit Karl May zu behalten, daran erinnern können, daß sein Band ‚Winnetous Erben' auffällige Vergleichspunkte zeigt mit ‚Ardistan und Dschinnistan'. Und wird daraus die Folgerung ziehen dürfen, daß es nicht schaden kann, im Verlegenheitsfalle dasselbe zu tun, nämlich gleichlaufend mit den Orient-Romanen (den Gleichnisdichtungen unter ihnen) zu ersinnen. Die Vergleichspunkte, von denen ich spreche, sind mehrfach zu finden und fallen bei sorgfältiger Betrachtung deutlich in die Augen. Da ist vor allem Tatellah-Satah als das Gegenstück zu Marah Durimeh. Er wird (W. E. Kap. 1) der geheimnisvollste aller roten Männer genannt. Das gemahnt an die alte Meleka der Kurden, deren Person erst recht von einem dichten Schleier des Geheimnisses umwoben ist. Sein Name bedeutet ‚Tausend Sonnen', will heißen ‚Tausend Jahre', und deutet auf sein hohes Alter, das niemand genau anzugeben vermag. Genau wie bei Marah Durimeh. Weiter heißt es (ebenda) von ihm:

Ganz ebensowenig wußte man, wo er geboren worden war. Er gehörte keinem einzelnen Stamme an. Er wurde von allen roten Völkern und Nationen gleich hoch verehrt.

Das sind Worte, die fast genau auch auf Marah Durimeh passen. Weiter scheint Tatellah-Satah den zwölfstrahligen Stern für die Mitglieder des Clan Winnetou als äußeres Erkennungszeichen gestiftet zu haben. Denn Aschta sagt (ebenda Kap. 3) in bezug auf den ‚Jungen Adler':

‚Er war der allererste, dem Tatellah-Satah erlaubte, den Stern unseres Winnetou zu tragen.'

Genau so hat Marah Durimeh den Schild gestiftet und ihrem Sendboten, dem Dschirbani, die Erlaubnis gegeben, ihn anzulegen. Die Ähnlichkeit der beiden Gestalten ist nicht zu verkennen. Sie ist von Karl May auch gewollt. Denn dort, wo er Tatellah-Satah zuerst persönlich auftreten läßt (W. E. Kap. 6) und sein Äußeres beschreibt:

Sein Kopf war unbedeckt, und dennoch aber wohl bedeckt, und zwar von einem außerordentlich reichen, starken, silberglänzenden Haar, das zu beiden Seiten in langen Zöpfen bis auf die Steigbügel niederfiel…

dort läßt er beim Anblick des Alten das ‚Herzle' den Ausruf tun: ‚Marah Durimeh!' und fügt hinzu:

Auch seine Gesichtszüge waren den ihren derart ähnlich, daß ich beinahe staunte… Und als er zu sprechen begann, erschrak ich fast… Seine Stimme war unbedingt die Marah Durimehs.

Daraus könnte man wohl schließen, daß auch die anderen Vergleichspunkte nicht dem Zufall, sondern einer bewußten Absicht des Dichters ihr Dasein verdanken. Was für uns vollends das Recht ergibt, im Notfall zu solchen ‚Ähnlichkeiten' unsere Zuflucht zu nehmen. Tatellah-Satah hat nämlich eine Leibgarde, Reiter ‚auf kohlschwarzen Rossen, deren Schabracken aus den Fellen von Silberlöwen bestanden' (ebenda). Das gemahnt natürlich sogleich an die Lanzenreiter von El Hadd und die Schwarzgewappneten von Dschinnistan. Auch in den Schauplätzen der Handlung dort und hier gibt es Verwandtes: Dort die Ruinen am Maha-Lama-See, **[438]** die Stadt der Toten überhaupt, hier ‚das Haus des Todes' (W. E. Kap. 5) und die Totenstadt mit Straßen und Plätzen, ‚auf denen es keine Spur von Leben und Bewegung gibt', hoch oben auf dem ‚Berg der Königsgräber' (ebenda Kap. 8), ein Ort, den der Leser freilich wohl erst im Testament zu sehen bekommen sollte. Weiter Nebenpersonen dort und hier, die einander ähnlich sind: Abd el Fadl (Diener der Güte) mit seiner Tochter Merhameh, hier Aschta = die Güte. Die Verwandtschaft liegt im Gefühl des Dichters trotz verschiedener Gestaltung. Und was ich schon andeutete bei Erwähnung des Schildes: der ‚Junge Adler' und der Dschirbani. Sie sind beide Träger der Erfüllung alles Geschehens, der Erfüllung vor allem alter Verheißungen. Denn das gerade ist einer der auffälligsten Vergleichspunkte zwischen ‚Ardistan und Dschinnistan' und ‚Winnetous Erben'. In beiden spielen alte Sagen eine entscheidende Rolle, und die Lösung alles Widerstreits unter den Menschen der Gegenwart ist an die in jenen Sagen enthaltenen Weissagungen gebunden. Dort haben wir die Mär vom Paradies, das sich öffnen wird, und vom Fluß Ssul, der wiederkehren soll ins Tiefland. Hier die alte Sagen vom ‚Jungen Adler', der die verlorenen Medizinen wiederbringen wird am Tage der Erfüllung.

Und wie endet das Ganze hier wie dort? In beiden Fällen führt ein gewaltiges Naturereignis die Entscheidung herbei. In ‚Ardistan und Dschinnistan II' Kap 7 vollzieht der Dschebel Allah, der sich plötzlich zu regen beginnt, das Gottesgericht an den Frevlern, dem Panther und seinen Scharen, und was noch zu tun bleibt, vollendet die jähe Wiederkehr **[439]** des geheimnisvollen Wassers von Dschinnistan, des Flusses Ssul. In ‚Winnetous Erben' aber verschlingt das niederbrechende Erdreich, verschlingt die ‚wunderbare Höhle' das schändliche Denkmal, das, wäre es zustande gekommen, eine Erniedrigung und nicht eine Verherrlichung des Winnetou bedeutet hätte, in dem der Dichter die Seele der roten Nation verkörpert. In der verschütteten Höhle aber werden die gefangen (Pida und die feindlichen Indianer), die den Gottesfrieden des Mount Winnetou entweihen und die Stätte der Erhebung ihrer Rasse zum Schauplatz von Mord und Totschlag herabwürdigen wollten. – Ich meine, das sind Gleichheiten genug, um den Schluß berechtigt erscheinen zu lassen, den ich daraus gezogen habe.

Und damit ist die Voruntersuchung beendet. Beginnen wir nun, gestützt auf diese Ermittlungen, mit dem Versuch, den Verlauf der Handlung für ‚Winnetous Testament' festzulegen!

*

Anmerkung der Herausgeber: Der Raummangel in den Jahrbüchern, auf den wir immer wieder hinweisen müssen, zwingt uns, den Schlußteil der obigen Abhandlung für das folgende Jahrbuch zurückzustellen.

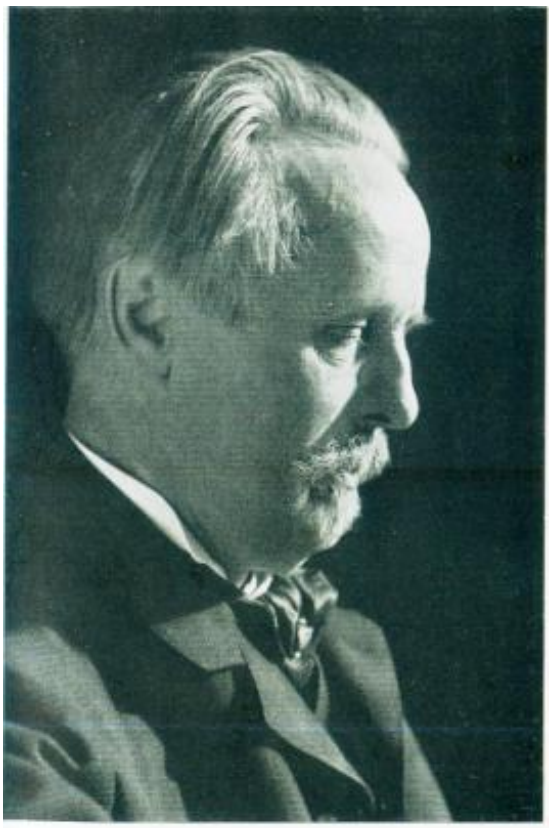
[(440)]

Karl May, der Mensch und der Künstler[96]

Von Herbert von B o m s d o r f f - B e r g e n

Es ist eine harte Aufgabe für den streng wissenschaftlich arbeitenden Psychophysiognomiker, ein Bild vom Wesen Karl Mays zu geben, das in jeder Hinsicht der Wahrheit entspricht.

Das Leitmotiv dieser Arbeit ist nicht, Karl May zu verteidigen, sondern ihm, dem Vielumstrittenen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihn auch jenen verständlich zu machen, die sich ablehnend gegen ihn verhalten, sie zu veranlassen, die Gründe ihrer Ablehnung ehrlich zu prüfen, sofern sie den Willen haben, ernstlich darüber nachzudenken. Es soll niemand überredet werden, Karl May zu lieben, der ihn grundsätzlich nicht mag. Es soll aber ein jeder, der ein Urteil über einen Neben- und Mitmenschen fällt, bedenken, daß jede Kritik in erster Linie eine haarscharfe Selbstkritik darstellt. Wer zur Kritik **[441]** berufen ist, muß sich, vor allem in seinem eigenen Interesse, der Wahrheit befleißigen, nur dann kann er die ihm zugewiesene Kulturaufgabe erfüllen, denn Kritik ist die wichtigste Stütze für alle Schaffenden. Trotz allem bleibt sie ja letzten Endes eine persönliche Meinung; aber gerade deshalb muß sie von strengster Gewissenhaftigkeit geleitet sein.



Karl May
Dieses wenig bekannte Bild läßt die Kopfform des Dichters gut erkennen. Vgl. Bomsdorff-Bergen: „Karl May, der Mensch und der Künstler"

Das nachstehende Charakterbild Karl Mays soll diesen Grundsätzen in allen Teilen ohne Wenn und Aber entsprechen, ganz gleich, wie man sich dazu stellt. Niemand zu lieb, niemand zu leid. Zunächst muß, auch bei oberflächlicher Betrachtung der Gesichtszüge Karl Mays, eine ungewöhnliche Intelligenz und ein weiter Gesichtskreis auffallen: hohe Stirn, weite Augenstellung. Ferner die Fähigkeit, aufbauende Arbeit zu leisten nach den Gesetzen der Harmonie, der Gerechtigkeit: hohe Stirn, gewölbter Oberschädel, Augenausdruck, Nasenform. Der Sinn für Zerstörung fehlt gänzlich. Das Selbstbewußtsein ist sehr stark ausgeprägt: kräftig gewölbter Hinterschädel. Aber es wirkte nicht aufdringlich, nicht belästigend für seine Umgebung, siehe hierzu Kinnform und Augenausdruck. Die Kinnform ist harmonisch. Es fehlt jedes Anzeichen von Brutalität. Der Augenausdruck deutet auf Güte, auf weibliche Charakterzüge im guten Sinn, ohne das Wesen Karl Mays weibisch erscheinen zu lassen. Karl May besitzt eine fabelhafte Gestaltungskraft und Ausdauer, gepaart mit einer glühenden Phantasie. Siehe Stirn, das große Ohr mit mittelstarkem, niemals unterbrochenem Rand, das gewellte Haar, Augenausdruck. Ein ausgesprochener Kunstsinn, ein Sinn für Ethik und ein feines ästhetisches Empfinden **[442]** sind zweifellos vorhanden: Stirnform, Nasenform, Hinterschädel, Nacken, Augenausdruck, Augenbrauen, Kinnform.

Ganz besonders fällt der Sinn für Religion, ich darf mit gutem Gewissen behaupten, für eine aufrichtige Frömmigkeit, auf, die verbunden ist mit einer Sehnsucht, christliche Ideale zu verwirklichen, Übersinnliches, das im Geist Erlebnis ist, zur Wirklichkeit werden zu lassen. Siehe Oberschädel, oberer Teil des Ohres, Augenausdruck, Haar und das Verhältnis der oberen Gesichtspartie (gesehen vom Oberschädel bis zur

[96] Nachdem wir im Jahrbuch 1930 zwei Sachkundige über die Bedingtheit der Schicksale Karl Mays vom astrologischen Standpunkt aus zu Wort kommen ließen, nämlich Walter Guhlmann, Leipzig, und Mary Ann von der Meden, München, unterbreiten wir den Lesern hier das Urteil eines Psychophysiognomikers über Karl Mays Charakter, wie er sich nach den Erkenntnissen dieser Wissenschaft aus Gesichtsform, Schädelbau usw. des Dichters ergibt. Wir möchten auch hier nicht versäumen, zu betonen, daß wir damit keine *Reconstructio post festum* zur Verherrlichung Karl Mays schaffen wollen und dem Fachmann die Verantwortung für die Richtigkeit seiner Darlegungen überlassen müssen. Die Herausgeber.

Nasenwurzel) zur unteren (gesehen vom Kinn aufwärts bis zur Partie zwischen Oberlippe und Nase)[97].

Der Formensinn, im allgemeinen, ist hervorragend, gepaart mit einer seltenen Beobachtungsgabe. Siehe hierzu: gewölbte Stirn, gerundetes Kinn, harmonischer Hinterschädel, Ohrform, den feinen Bogen im oberen Drittel der Nase, die Partie über den Augenbrauen (Augenhöhlenknochen), die **[443]** weitstehenden Augen und den Augenausdruck. Der Augenausdruck verrät ein tiefes inneres Schauen, einen Blick, der die Seele der Dinge ergründen möchte. Es ist aber nicht der Blick des streng wissenschaftlichen Forschers (denn dieser bleibt am Konkreten haften und weiß mit dem Abstrakten nichts anzufangen). Es ist der naive, demütige Blick des gläubigen Kindes, das die Märchen für Wirklichkeit hält und deshalb von unqualifizierten Erziehern für unwahrhaftig, belastet mit dem Hang zur Lüge angesehen wird. – Wieviele reine Kinderseelen sind durch solche Unfähigkeit und Lieblosigkeit der Erzieher schon verdorben worden! – In einem merkwürdigen Verhältnis steht dieser Blick zu dem ausgesprochenen Selbstbewußtsein, zu dem Geltungswillen. Hier ist der Grund zu suchen, weshalb Karl May, namentlich in seiner Jugend, dem realen Leben, der erbarmungslosen Wirklichkeit, hilflos gegenüberstand, weshalb er in der harten Schule des Lebens, die so viele lieblose Lehrer hat und so wenig Erzieher, die berechtigt sind, sich Gottes Stellvertreter auf Erden zu nennen, zuweilen versagte. Wie oft mag er angsterfüllt ins Land seiner Träume, ins romantische Land, in dem seine suchende Seele sich heimatberechtigt fühlte, vor den Lieblosen geflohen sein!

Vergleicht man den Augenausdruck mit der Disziplin der Gesichtszüge, so erkennt man die Kämpfe, die Karl May mit den ihm angeborenen Minderwertigkeitsgefühlen zu führen gezwungen war. Die Weichheit, die ein Grundzug seines Wesens war, die Armut, in der er aufwuchs, und die Verständnislosigkeit eines Teils seiner Erzieher vermehrten diese **[444]** hemmenden Empfindungen im allgemeinen, und das Selbstbewußtsein, der Geltungswille, die Phantasie, der Formensinn, drängten den jungen May auf Wege, wo er sich nicht zurechtfinden konnte. Es war ihm unmöglich, an eine Welt der Ungerechtigkeit, der Lieblosigkeit, der Heuchelei zu glauben, in der die Unfähigkeit auf Kosten wahrer Begabung, ehrlicher Tüchtigkeit, ein unberechtigtes Herrenleben führte, denn in seiner Idealwelt war das ausgeschlossen.

Karl May war das Streben nach oben angeboren, und es hatte Berechtigung erhalten durch vorhandene Fähigkeiten. Dieses Streben nach Höherem ist bei ihm gekennzeichnet durch das hochstehende Ohr. In Verbindung mit Intelligenz (hohe Stirn, harmonischer Hinterschädel, kluger Augenausdruck), sicherer Beobachtungsgabe mit ausgesprochenem Bausinn (Sinn für harmonischen Aufbau) und Formensinn im allgemeinen, siehe: Stirn, Ohr, Kinn, gewölbter Hinterschädel, Nase, erhält dieses Streben unbestrittene Berechtigung. Es wird unterstützt durch ein starkes Selbstbewußtsein. Siehe ausgeprägten Hinterschädel, vorstehendes Kinn. Hieraus ergibt sich als Selbstverständlichkeit ein in allen Teilen berechtigter Geltungswille. Da die Fähigkeiten Karl May ihn auf das Gebiet der Literatur drängen (siehe Augenbrauen, oberer Teil der Stirn: Kombinations- und Kompositionsfähigkeit; Phantasie siehe Haar; Schönheitssinn siehe oberen Teil der Nase, Nackenpartie, harmonischen Hinterkopf, Augenausdruck, Ohrform im oberen Teil, Kinnform), so ist Karl May als Schriftsteller, als Dichter, ein unbedingt Berufener, also kein Emporkömmling, der etwas **[445]** wurde, weil er auf die niederen Instinkte der Urteilslosen spekulierte, wie so mancher andere.

Die Phantasie und der weite geistige Horizont, der tiefe Blick (Haar, Augenstellung, Augenausdruck, das große Ohr mit dem weiten und tiefen Gehörgang) veranlaßten die Sehnsucht des ruhelosen Geistes nach großen Reisen. Sein Gerechtigkeitssinn (Ansatz und Form der Augenbrauen), seine Sympathie für alle, die von der Habsucht ausgebeutet, von der Ungerechtigkeit verfolgt werden (Wohlwollen, siehe gerundete Backenknochen, gerundete Formen, im allgemeinen gütiger Augenausdruck) brachte ihn, ganz selbstverständlich, mit den verkannten, von einer eingebildeten europäischen Kultur zur Tod gehetzten, schändlich ihrer Eigenart und ihres Besitzes beraubten Indianern in innige Beziehungen. Den

[97] Karl Mays Frömmigkeit, sein persönliches Ruhen in Gott, wie sein Bestreben, die Überlegenheit des christlichen Glaubens über alle anderen Religionen immer wieder darzutun, sind ihm ebenso als Vorzüge wie als Nachteile seiner Werke angerechnet worden. Darüber hinaus die Echtheit seiner Gesinnung zu bezweifeln, sobald er in seinen Reiseerzählungen auf das religiöse Gebiet abschweifte, blieb seinen gehässigsten Gegnern vorbehalten (vgl. hierzu Jahrbuch 1922 ‚Karl Mays Gottesglaube', drei Aufsätze von Dr. Hans Walter Schmidt, Otto Eicke und Eisenbahnobersekretär A. Biedermann). Für den, der bestrebt ist, Karl May sachlich zu beurteilen, kann die vorliegende Äußerung über Mays Frömmigkeit nur von besonderem Wert sein, da sie, jenseits allen Weltanschauungen, nur im Wissenschaftlichen verwurzelt ist. Die Herausgeber.

Gerechtigkeitssinn könnten gewisse May-Gegner allerdings unter schadenfrohem Hinweis auf Jugendverirrungen und auf die geradezu beispiellose Phantasie anzweifeln; denn diese Jugendsünden erscheinen, einseitig beurteilt, anders, als sie tatsächlich waren. Ich aber behaupte: Gerade Karl Mays Gerechtigkeitssinn wurde ihm teilweise zum Verhängnis. Wie konnte man von dem Proletarierkind, das mit offenen Augen sah, mit welchen Mitteln der Reiche sich ein sorgenloses Leben ermöglichte, bedingungslose Wahrhaftigkeit verlangen? Das so oft erlebte, wie die Rechte der Armen gedreht und gebogen wurden! Die Wahrheit zu sagen, war den Entrechteten überall nur dann erlaubt, wenn sie den anderen nicht schadete, ja, wenn sie das Unrecht der Reichen und Mächtigen als Recht erscheinen ließ. Im tiefsten Innern hat Karl May sehr wohl gewußt, **[446]** daß die Wahrheit, die jener Große lehrte, der selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben war, ist und ewig bleiben wird, der beste Freund des Menschen ist. Ein Freund, dessen unerbittliche Aufrichtigkeit eins ist mit Barmherzigkeit! Wie hätte Karl May sonst so tief religiös sein können? – Religiös ohne Frömmelei!

Der Sinn für Religion wird bestätigt durch hochstehende Ohren (deren oberer Teil Ähnlichkeit mit einem gotischen Spitzbogen hat), ebenso durch einen ausgeprägten, harmonischen Hinterschädel und durch eine harmonische Nackenlinie. Das tiefe Schauen, das fein abgestimmte Einfühlungsvermögen, siehe Augenausdruck, harmonische Formen von Kinn und Nase, befähigen Karl May, eine höhere Wahrheit zu erkennen, die über der menschlichen Vorstellungswelt steht. Das erzeugt eine Neigung zum Übersinnlichen und, in Verbindung mit Phantasie, einen Hang zum Geheimnisvollen.

Mays Logik ist rein gefühlsmäßig, siehe hochstehende, aber wenig hervortretende, gerundete Stirnecken.

Ein exakter Rechner oder ein berechnender Mensch war Karl May nie; er verdankt somit seine Erfolge nicht etwa kaufmännischen Talenten.

Die Weichheit der Formen und Züge, sowie der Augenausdruck, namentlich das feine Einfühlungsvermögen deuten auf weibliche Züge; aber auch auf Bedürfnis nach Liebe und Verstehen. Hätten Karl Mays Sehnsucht nach Liebe und Verstehen und seine außergewöhnliche Begabung in früher Jugend Beachtung und Verständnis gefunden, so würde sich sein Leben anders gestaltet haben. Er wäre vielleicht ein ausgezeichneter Pädagog geworden, einer **[447]** von den seltenen Erziehern, wie sie namentlich die heutige Jugend so dringend nötig braucht.

Alles in seinem Wesen deutet darauf hin, daß er die feine Kunst des rechten Gebens verstand. Und er hat reich gegeben, materiell und geistig. – Infolge der ihm angeborenen, in späteren Jahren aber überwundenen Minderwertigkeitsgefühle, der Weichheit seines Gemüts an sich und des ausgesprochenen Selbstbewußtseins, des Geltungstriebes in Verbindung mit reicher Phantasie ist die Durchführungskraft überwiegend im Geistigen zu suchen. Die Helden in Karl Mays Erzählungen sind ein deutlicher Beweis hierfür. Sie vollbringen alles das im realen Leben, was der Dichter wohl geistig geschaut, erlebt hat, aber in der Welt der Erscheinungen nicht vermochte. Seine Helden sind in allen Teilen das, was Karl May gern sein wollte. Eins hatte er aber im Leben mit ihnen gemein, die Güte, die Menschenfreundlichkeit, den Willen: dem Guten zum Recht zu verhelfen. Sinnlichkeit, Verlangen nach weiblicher Zärtlichkeit sind in Karl Mays Wesen vorhanden, siehe Mundausdruck in Verbindung mit Augenausdruck, Nackenlinie und unterem Teil des Ohres. Da aber das Geistige in seinem Triebleben in jeder Hinsicht die Oberhand hat, so kann von einer niederen Sinnlichkeit, wie sie sonst bei Menschen mit starken Minderwertigkeitsgefühlen zu finden ist, keine Rede sein; im Gegenteil, wie sich aus den ersten Darlegungen ergibt, wie sein ästhetisches Empfinden, seine aufrichtige Religiosität es beweisen, ist moralische Minderwertigkeit, auch auf sexuellem Gebiet, ausgeschlossen. Jeder wahre Künstler muß Sinnlichkeit haben, denn diese ist, in ihrer edlen **[448]** Erscheinungsform, eins mit schöpferischem Wirken. Daß sich der nach Liebe und Verstehen mit heißem Herzen suchende Dichter auch hier und da geirrt haben kann, daß der vom Schicksal hart Verfolgte hier und da auch strauchelte, sich gegen die einseitigen Gesetze einer durch Lieblosigkeit charakterisierten Gesellschaft gelegentlich verging, ist menschlich begreiflich. Und gerade die, die Karl May am schonungslosesten angriffen, hätten über seine Verfehlungen den Mantel der ‚christlichen Liebe' gebreitet, wenn er als Mensch vor ihnen demütig *pater peccavi* gemacht und als Dichter ihnen geschmeichelt hätte. Sein Namensstolz, sein Selbstbewußtsein, sein Können und – seine Erfolge sind es, die man ihm nicht verziehen hat. So versucht man auch die, die ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, lächerlich zu machen. – Kritik ist Selbstkritik!

Nun wird man fragen: Wo bleiben die schlechten Eigenschaften? Ich finde – beim besten Willen – keine. Unvollkommenheit ist nichts Minderwertiges. Es ist Werdendes. Pharisäern aber erlaube ich mir zu sagen: Ehrliche Selbsterkenntnis allein berechtigt zum Urteil über andere. Der erste Beweis von ehrlicher Selbsterkenntnis jedoch ist stets: Gerechtigkeit und Güte!

[(449)]

Totempfahl und Totenpfahl

Von Hermann D e n g l e r

Es kommen Besucher ins Karl-May-Museum. Erstaunt betrachten sie den neben der Blockhaustür stehenden, mächtigen Stamm, auf dessen ganzer Außerfläche mit lebhaften Farben bemalte Schnitzereien prangen, ein Gewirr von seltsam stilisierten Tiergestalten und Menschengesichtern.

„Was ist denn das?“

„Ein Totempfahl der nordwestamerikanischen Indianer.“

„Wie? Ein Totenpfahl?“

„Nein, ein Totempfahl, mit m!“

Und Patty Frank und manchmal auch ich wissen uns nicht mehr zu retten vor Fragen.

Ich will es nur gleich sagen: Es gibt Totempfähle (mit m) und Totenpfähle (mit n) und sogar dicht beisammen im nordwestamerikanischen Kulturgebiet. Für den Laien besteht zunächst – wie übrigens häufig auch für den Fachmann – ein Unterschied höchstens in der Größe, und auch das ist nicht immer ein sicheres Merkmal. Es gibt Totensäulen, nein, ich muß sagen Totenpfähle, von ebenso riesiger Größe wie manche Totempfähle. Auch kann ein Totenpfahl zugleich auch ein Totempfahl sein, wenn er das Totem (Gesellschafts- oder Sippenwappen) des Verstorbenen zeigt (was er sehr oft tut!). Am sichersten ist noch folgendes Kennzeichen: Wenn ein solcher Pfahl dicht an der Wand vor dem Wohnhaus steht und der Eingang **[450]** gar durch seinen untersten Teil führt (Fig. 1), dann ist es kein Totenpfahl (mit n!). In kurzer Entfernung von der Vorderseite des Hauses kann aber auch ein Pfahl stehen zum Gedächtnis an einen Toten; ein solcher Pfahl zeigt meist das Totem des Abgeschiedenen, **[451]** so daß dieser ‚Totenpfahl‘ auch Totempfahl ist. Der Ausdruck ‚Totenpfahl‘ bleibt wohl am besten beschränkt auf die Pfähle, die auf den Begräbnisstätten stehen; das sicherste Unterscheidungszeichen ist eben der Standort.

Für eine vor dem Haus stehende Gedächtnissäule (wie das Bärentotem Fig. 2) nimmt man besser wohl den einfachen Ausdruck ‚Denkmal‘.

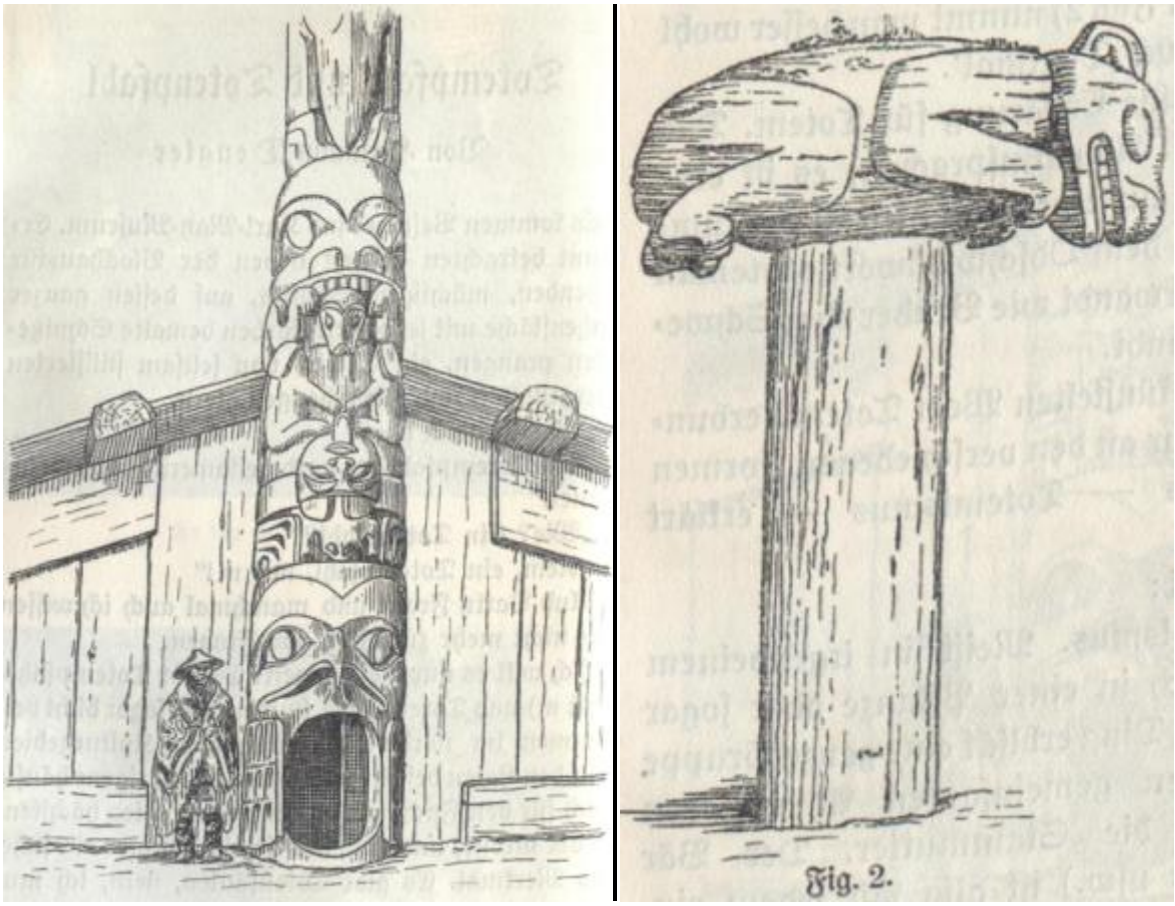


Fig. 2.

Zuerst aber nun eine Erklärung für Totem. Das Wort entstammt den Algonkinsprachen; es ist eine grammatikalisch fast zur Unkenntlichkeit[98] verstümmelte Ableitung von dem Odschibwäwort *ototeman* (*Kri: ototema*) = verwandt wie Bruder oder Schwester bzw. blutsverwandt.

Der mit diesem gekünstelten Wort Totem verbundene Begriff kann nur an den verschiedenen Formen des Totemglaubens – Totemismus – erklärt werden.

Man unterscheidet:

Gesellschaftstotemismus. Meist in irgendeinem Tier, manchmal auch in einer Pflanze oder sogar einem unorganischen Ding erblickt eine ganze Gruppe von Menschen ihren gemeinsamen Ahnen, den Stammvater bzw. die Stammutter. Der Bär (Schwertwal, Biber usw.) ist also mit jedem einzelnen verwandt, dieses Bewußtsein bindet sie zu einer Vetternschaft, einer Sippe.

Ich wurde seinerzeit bei den Kawahib in die Adlersippe **[452]** aufgenommen, infolgedessen trotz meiner Zugehörigkeit zur weißen Rasse von allen Adlerangehörigen als verwandt, als richtiger Bruder betrachtet (s. folgenden Abschnitt).

Geschlechtstotemismus. Hier fühlen sich die Glieder der Sippe so nahe verwandt wie Brüder und Schwestern mit gemeinsamer Mutter, also blutsverwandt ersten Grades. Eine H e i r a t zwischen Sippenangehörigen würde als Verbrechen betrachtet; es darf eine Frau nur aus einer Gesellschaft mit anderm Wappen genommen werden.

Wo Mutterrecht herrscht, wie bei den meisten Indianern, zählen dann die Kinder zur Sippe der Mutter. Ein Beispiel: Ein Mann vom Bärentotem heiratet eine Frau mit Bibertotem. Sie bekommen zwei Söhne und zwei Töchter. Alle vier Kinder haben das Bibertotem, weil die Mutter Bibertotem führt. Ein Sohn heiratet eine Frau mit Schwertwal-Totem, der zweite eine mit Hai-Totem. Die Kinder des ersten sind Schwertwale, die des zweiten Haie. Die erste Tochter heiratet einen Bärenmann, die **[453]** zweite einen Adlermann. Die Kinder der Töchter sind alle Biber.

Direkte weibliche Nachkommen zählen also in diesem Falle stets zum Bibertotem. Damit ist nicht gesagt,

[98] *o-t-ote-m-an*; *o* = sein(e), *t* [=] Zwischenschaltung zur Vermeidung des Hiatus, *ote* = Blutsverwandtschaft ersten Grades (wie Bruder oder Schwester), *m* [=] angehängt zur Bezeichnung ausschließlichen Besitzes, *an* = sachlich dritte Person. *ote* wäre also richtig.

daß der Bär als Totem des Vaters ausscheidet, denn schon die Söhne des ‚Bärenvaters' können als Biber wieder Bärenfrauen nehmen.

Als dritte Form nennt man den Individualtotemismus. Auf Grund besonderer Umstände (Träume z. B.) führt eine Person ein bestimmtes Tier, eine Pflanze oder sogar einen leblosen Gegenstand als Schutzgeist, für den in der Wissenschaft vielfach auch die Bezeichnung Totem gebraucht wird. Man muß hier aber zwei Möglichkeiten auseinanderhalten.

Bei der einen erscheint der Schutzgeist im Traum als übernatürlicher Bär usw., erklärt seinem Schützling seine Gunst und gibt ihm für seine Person besondere Lieder, Zauberhandlungen, Lebenshaltungsvorschriften an. Der so Begünstigte beeilt sich nun, diesen Vorschriften nachzukommen, um die Gunst seines Schutzgeistes nicht einzubüßen. Er verschafft sich ein Abbild oder besonderes Abzeichen des Geistes, sucht gegebenenfalls zu dem Zweck einen irdischen Repräsentanten seines Schutzgeistes zu erlegen. Dieses Abbild oder Teile (Tatze, Kralle, Zähne, Ohren, auch das ganze Fell, je nach der Größe und den Traumvorschriften) führt er ständig bei sich oder bewahrt es in seiner Wohnung an einem besonderen Ehrenplatz. Er ist aber in keinem Sinne irgendwie mit dem Geist oder seinem irdischen Repräsentanten verwandt, sein ‚Totem' ist auch nicht vererblich, es ist gewissermaßen sein persönliches Patent. Außer ihm hat kein Mensch damit etwas zu tun, höchstens **[454]** haben Familienangehörige und Besucher unter der Sache zu leiden infolge besonderer Lebenshaltungsvorschriften.

Schon die äußerliche Tatsache, daß im Gegensatz zum wirklichen Totemismus das Tier nicht geschont und als verwandt betrachtet wird, zeigt, daß hier etwas ganz anderes vorliegt, und daß von Totemismus im eigentlichen Sinne keine Rede sein kann. Das erschienene Wesen ist ein Dämon, ein Manitu im Sinne der östlichen Indianer, der Ausdruck Manituismus ist viel besser.

Man hat aber diese Form als Totemismus bezeichnet, weil Schutzgeist und Totemtier äußerlich für den Uneingeweihten viel Gemeinsames haben, und so aus Unkenntnis eine Wirrung geschaffen, die sich im Schrifttum sehr unliebsam verbreitet hat und schließlich dazu führte, daß sogar Namenszeichen und selbst ganze Bilderschriften als ‚Totem' bezeichnet werden.

Manituismus kann aber schließlich zum Totemismus führen, indem nichtverwandte Personen mit gleichem Schutzgeist sich als Verwandte betrachten und zu einer Gruppe zusammenfinden.

Kehren wir nun aber zu unseren Totempfählen (mit m) zurück!

Was man gewöhnlich so bezeichnet, jene hohen, reichgeschnitzten Baumstämme vor den Häusern der Nordwestamerikaner, sind eigentlich kaum als Totempfähle schlechthin zu benennen, da sie selten aus nur einer, sondern oft aus drei und mehr Figuren bestehen. Besser bezeichnet man sie als Wappenpfähle, weil die Darstellungen verschiedene Totems oft in zeitlich geschichtlicher Reihenfolge zeigen, so daß man **[455]** einen solchen Pfahl in des Wortes buchstäblicher Bedeutung Stammbaum nennen kann. Übrigens haben diese Pfähle oft riesige Ausmaße, ihre Höhe überschreitet häufig 10 und sogar 15 Meter, dabei ist der untere Durchmesser so groß, daß der Hauseingang durch den untersten Teil führt. Diese großen Stämme sind aber längs halbiert und auf der Rückseite ausgehöhlt.

Es ist nun in den meisten Fällen sehr schwer, ja geradezu unmöglich, ohne Hilfe eines kundigen Eingeborenen den Zusammenhang der Figuren eines solchen Pfahles untereinander zu finden. Ja sogar die Deutung der einzelnen Figuren stößt auf Schwierigkeiten, da der darstellende Künstler die größten Freiheiten genießt. Sein Ideal ist ja, das Tier ganz darzustellen, aber häufig zwingen ihn Raumverhältnisse, es in einer Weise zu spalten, zu biegen und zu kürzen, daß der Uneingeweihte nur noch ein Gewirr erblickt, zumal die meisten Tiergestalten ein nach unseren Begriffen menschliches Gesicht erhalten, vielleicht als Erinnerung an jene Zeit, da Tiere und Menschen noch gleich waren. Für den Indianer bleibt aber das Tier erkennbar, weil selbst bei der ärgsten anatomischen Verstümmelung die Hauptmerkmale dargestellt und hervorgehoben werden. Ohne Kenntnis dieser Symbole ist es begreiflicherweise für den Europäer unmöglich, eine solche Gestalt zu deuten.

Einige Beispiele mögen das erklären. Nehmen wir den Schwertwal (Mordwal) und den Hai!

Die Kennzeichen des Schwertwales sind großer Kopf, gewaltiges, zähnestarrendes Maul, Blasloch und hochragende Rückenflosse.

[458] Für den Hai charakteristisch sind ungleichseitige Schwanzflosse, die bei Bauchansicht wie eine kegelige Kappe hochragende Schnauze, Kurven auf Wange und Schnauze, runde Augen, scharfe Zähne, herabgezogene Mundwinkel.

Fig. 1 Tafel I gibt Vorder- und Seitenansicht eines kleinen, einfigurigen Totempfahles in Gestalt eines Haies. Der Kopf des Tieres – mit menschlichem Gesicht – bildet den Fuß, die Schwanzflosse die Spitze des Pfahles. Der Kopf ist vollständig auf den Rücken zurückgebogen, die Brustflossen nach rückwärts versetzt, so wie es bei dem daneben in natürlicher Gestalt dargestellten und in gleicher Weise ‚sezierten' Hai gezeigt wird.

Fig. 2 Taf. I zeigt einen Teil eines Totempfahles mit Haidarstellung; hier ist das Tier so zusammengepresst, daß es nur noch aus Kopf, Flossen und Schwanz besteht.

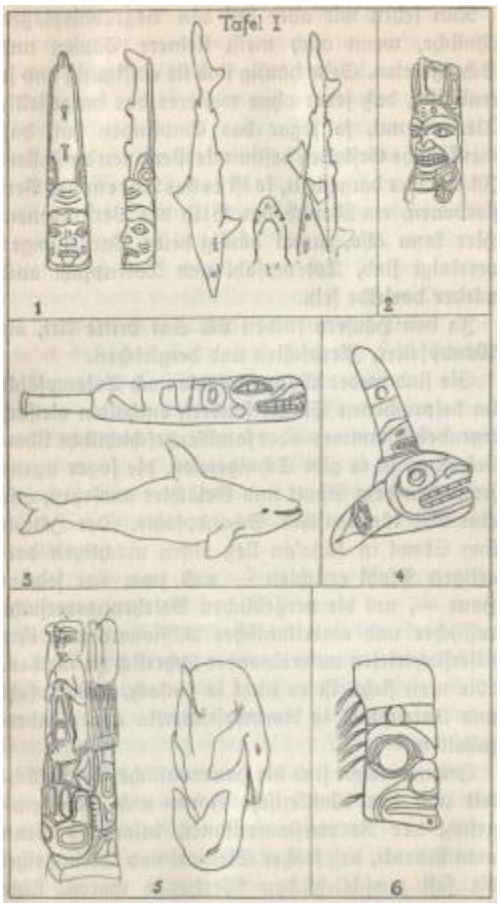
Fig. 3 Taf. I zeigt eine Keule in Gestalt eines Schwertwales; die Schwanzflosse ist nach oben auf den Rücken umgeklappt, die gewaltige Rückenfinne nach der rechten Seite umgelegt. Unter der Keule die natürlichen Umrisse eines Schwertwals (*Orca orcina*).

Fig. 4 Taf. I zeigt einen Tanzhut der Kwakiutl, bei dessen Ausführung ein Schwertwal ähnlich verstümmelt ist wie der Hai in Fig. 2.

Fig 5 Taf. I stellt ebenfalls einen Schwertwal dar, der S-förmig gekrümmt ist.

Fig. 6 Taf. I ist die Schwanzflosse eines Schwertwals, die sich der Tänzer auf den Rücken bindet, um das Tier darzustellen.

Unwesentliche Kleinigkeiten in der Ausschmückung sind des besseren Verständnisses wegen weggelassen.



*

[460] Nun sehen wir aber auf den Begräbnisplätzen ähnliche, wenn auch meist kleinere Säulen und Schnitzereien. Sehr häufig sind sie einfigurig und so realistisch, daß jeder ohne weiteres das dargestellte Tier erkennt, ja sogar das Empfinden hat, daß menschliche Gestalten bestimmte Personen darstellen. Ist ein Tier dargestellt so ist es das Totem des Verstorbenen, ein Mensch das Bild des Verstorbenen. Hier kann also, zumal häufig beide Darstellungen vereinigt sind, Totempfahl und Totenpfahl auch wieder dasselbe sein.

In den Häusern finden wir eine dritte Art, als Wandpfeiler, Zierpfosten und dergleichen.

Sie sind weder Wappenpfähle noch Totempfähle im besprochenen Sinne, sondern enthalten vielfach irgendeine stammes- oder familiengeschichtliche Überlieferung, ja es gibt Schnitzereien, die sogar irgend jemanden dem Spott und Gelächter aussetzen, also eine Art künstlerischer Schandpfähle. Der Häuptling Skowl in Kasa'an ließ einen mächtigen derartigen Pfahl errichten – und zwar vor seinem Haus –, um die vergeblichen Bekehrungsversuche russischer und amerikanischer Missionare und ihre Eifersüchteleien untereinander lächerlich zu machen. Wie man sieht, ist es nicht so einfach, Totempfahl und Totenpfahl in Nordwestamerika auseinanderzuhalten.

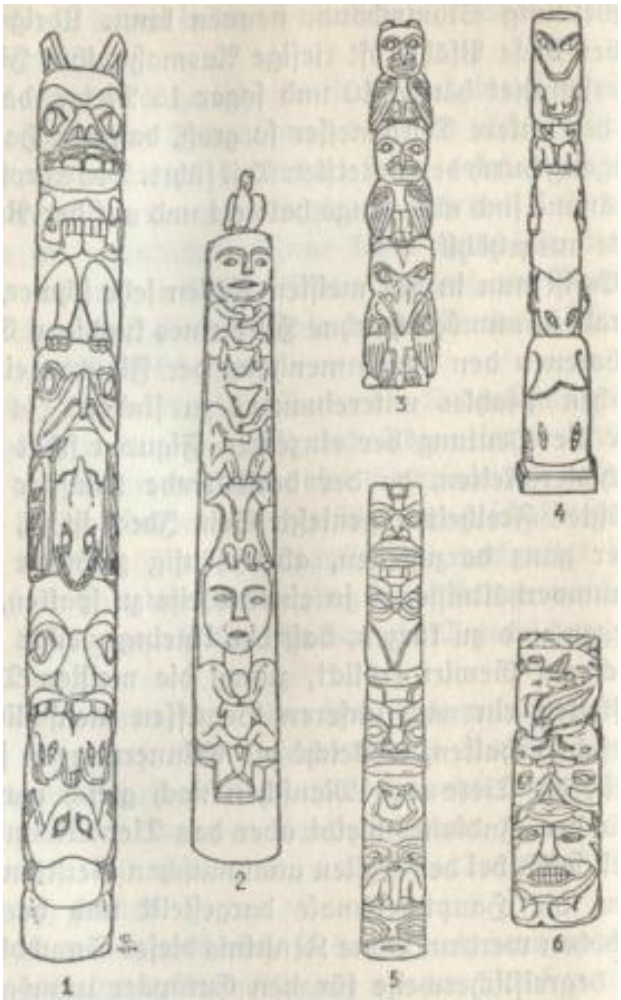
Staunenswert sind die handwerkliche Geschicklichkeit und das künstlerische Form- und Schaffensgefühl der Nordwestamerikaner, besonders wenn man bedenkt, daß früher Steinaxt und Steinmeißel die fast ausschließlichen Werkzeuge waren. Eine hübsche Geschichte erzählt der englische Missionar **[461]** [William Henry] Collison. Er sah einst einem geschickten Haidabildhauer zu, der beauftragt war, einen nicht gerade kleinen Stamm in einen Totempfahl mit ziemlich verwickelten Darstellungen zu verwandeln. Der Mann hieb mit einer großen Axt drauflos, daß die Späne nur so flogen. Collison bekams mit der Angst zu tun. „Wo hast du denn deinen Plan, Freund? Hast du keine Angst, den Baum zu ruinieren?" fragte er besorgt den Künstler. „Nein", erwiderte dieser. „Ich weiß wohl, wenn die Weißen etwas vorhaben, dann machen sie es vorher auf ein Papier; der Indianer hat alle seine Pläne hier." Damit deutete er auf seine Stirn, und Hieb um Hieb krachte in das Holz. Collison besuchte den Mann öfters während seiner Arbeit. Als die Figuren im rohen ausgehauen waren, ging der Mann dem Pfahl mit Krummaxt und Meißel zu Leibe, und beim letzten Besuch Collisons war er damit beschäftigt, die prachtvollen Schnitzereien mit getrockneter Hundsfischhaut zu glätten.

Jedenfalls war dieser Indianer geistesverwandt mit jenem europäischen Bildhauer, der die Herstellung eines Bildwerks für die einfachste Sache der Welt erklärte: Man haut weg, was nicht hingehört!

Daß Totemismus bei der Herstellung dieser Säulen eine Rolle spielt, geht aus folgendem hervor: Wenn ein Häuptling einen solchen Pfahl zu errichten wünscht, ließ er zunächst einen geeigneten Baum fällen, roh behauen und ins Dorf schaffen. Dann wurde ein Häuptling von einer Gruppe mit anderem Totem eingeladen, die Herstellung zu übernehmen. Verfügte der Eingeladene nicht über genügend Handfertigkeit und künstlerisches Gefühl, so rief er **[462]** einen oder mehrere Schnitzer seiner Gruppe auf und wies jedem seine Arbeit zu.

Der ständige Verkehr mit Weißen ließ bei diesen Indianern eine Fremdenindustrie entstehen. Sie schnitzten wunderhübsche kleine Modelle solcher Pfähle mit allen Feinheiten. Leider ist diese Kunst, Groß- und Kleinkunst, heute verfallen, entartet und was auf den Markt kommt, ist fürchterlicher Ramsch.

*



Alte und moderne „Totempfähle“ im Karl-May-Museum

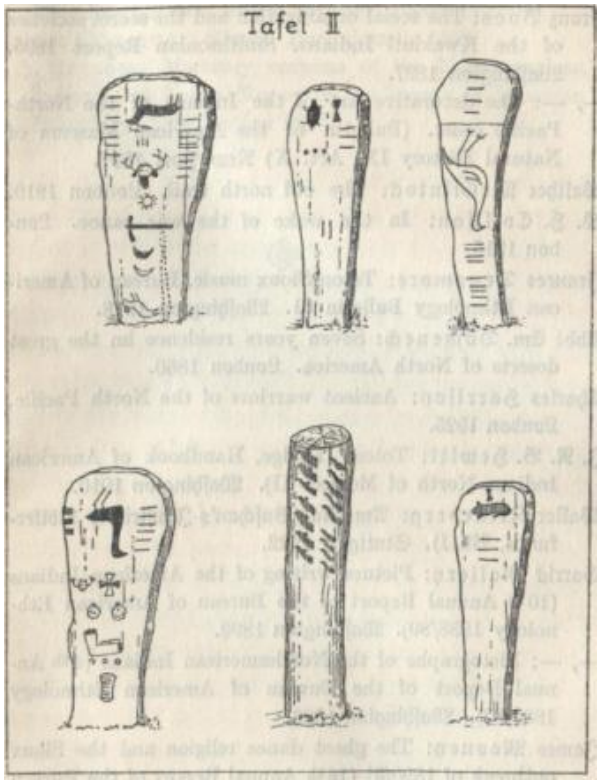
1. Kat. Nr. 1174. H a i d a . Modern. Die zum Teil undeutlichen Figuren wiesen auf stark geschwundene Kenntnis der Symbolik. Nicht geglättet, aber bemalt. Von oben nach unten: Bär (?) mit Fisch (Heilbutt?) in den Vorderpranken. Darunter Adler mit Schwertwal zwischen den Flügeln (beide Figuren deutlich symbolisiert!) dann menschengesichtiges Ungeheuer mit froschähnlichen Figuren im Rachen. Unterste Figur: Frosch.
   Die beigegebene Erklärung eines Tlingit-Indianers ist unrichtig und unbrauchbar; der Mann hat offenbar aus seiner Stammesmythologie bedenkenlos diesen Pfahl zu erklären versucht.
   Höhe: 3,68m.
2. Kat. Nr. 553. H a i d a (?). Modern. Oben: Adler, als Zeichen, daß der Indianer, der das Original in Auftrag gab, zur Adlersippe gehörte. Darunter Mann, einen Frosch umklammernd. Dann eine verschwommene Figur, die als Bär (?) gedeutet werden kann. Darunter Kranich oder Rabe. Unterste Figur: Mann, einen Schwertwal umklammernd. Vielleicht nachlässig gearbeitetes Modell eines Spottpfahles.
   Höhe: 1,40 m.
3. Kat. Nr. 728. H a i d a . Modell. Alt, mit gut ausgeprägter Symbolik. Oberste und zweite Figur: Falke (Kennzeichen: Stark gebogener, mit der Spitze zwischen die Lippen reichender Schnabel). Untere Figur: Rabe (Kennzeichen: Starker, fast gerader Schnabel.
   Höhe: 66,7 cm.
4. Kat. Nr. 729. H a i d a ? Modernes Modell, degenerierte Fremdenindustrie. Oben: Bär mit Frosch in den Armen. Mitte: Frosch (?). Unten: Schwertwal (es fehlt das Kennzeichen, die große Rückenflosse, die Figur ist aber durch die Farben bestimmbar).
   Höhe: 56,3 cm.
5. Kat. Nr. 731. H a i d a ? K w a k i u t l ? Alt, sorgfältig gearbeitet, aber schon entartet, wie der Mangel an deutlichen Kennzeichen beweist. Oben: Bär. Darunter Rabe. Dann wieder Bär (?) Darunter tiergestaltige Bärenfigur mit Augenpaar auf dem Bauch. Ganz unten: Menschengesicht. Vielleicht später oder von einem Unberufenen gearbeitetes Modell eines Pfahles, bei dessen Errichtung ein Sklave geopfert wurde, wie die unterste Figur andeutet.
   Höhe: 77 cm.
6. Kat. Nr. 1149. H a i d a ? K w a k i u t l ? T s i m s h i a n ? Moderne, sinnlos durcheinander geschobene Figuren zeigende Schnitzerei, mit Vogelköpfen, Fisch, Wolf-Ungeheuer und Menschenfiguren. Mit großer Sorgfalt ausgeführt, aber infolge mangelnder Kennzeichen gänzlich undeutbar.
   Höhe: 49,5 cm.

[456] + [457]

Totenpfähle (mit n!) finden wir aber auch bei andern Indianern. Als solche Totenpfähle könnte man z. B. jene Geisterpfosten bezeichnen, die bei gewissen Zeremonien der Dakota vorkommen. Wenn ein Mann nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit den Geist – eines verstorbenen Kindes oder Verwandten – ‚entläßt‘, so wird je nach dem Alter des Toten ein kürzerer oder längerer Pfahl zurechtgeschnitzt. Das dicke obere

Ende wird mit Hirschleder überzogen, auf dem in Malerei oder Perlstickerei fast geometrisch streng ein Gesicht und eine persönliche Bemalung des Verstorbenen angebracht werden. Der Pfahl wird mit dem spitzen unteren Ende in die Erde gesteckt, und die Kleider des Dahingegangenen werden ihm ‚angezogen'.

Echte Totenpfähle finden wir aber bei den östlichen Indianern. Es sind kurze, dicke Holzplatten oder platte Pfosten, die wie unsre Grabsteine an den Begräbnisstätten standen. Diese Pfosten – in seltenen Fällen Steine – zeigten immer das Namenstier oder auch das ‚Totemzeichen' (also den Manitou!) des Verstorbenen, oft auch beides, und zwar verkehrt, also ‚tot'; in den meisten Fällen waren noch Hinweise auf die Taten des Verstorbenen zu finden **[463]** (s. Taf. II). Ob diese Grabpfosten auf frühen europäischen Einfluß zurückzuführen sind, ist nicht festzustellen; jedenfalls ist die Ähnlichkeit mit europäischen Grabsteinen verblüffend. Sind sie wirklich ursprünglich indianisch, so haben wir wieder einmal den Fall, daß unter gleichen oder ähnlichen Umständen der Mensch hier wie dort auf gleiche oder ähnliche Gedanken kommt.



*

[464] Schrifttum

Leonhard Adam: Nordwestamerikanische Indianerkunst. *Orbis pictus* Bd. 17. Berlin o. D.

Franz Boas: *The social organization and the secret societies of the Kwakiutl Indians. Smithonian report 1895*. Washington 1897.

–, – : *The decorative art of the Indians of the North-Pacific coast.* (*Bulletin of the American Museum of Natural History IX, Art. X*) New York 1897.

Walther McClintock: *The old north trail*. London 1910.

W. H. Collison: *In the wake of the war canoe*. London 1915

Frances Densmore: *Teton Sioux music. Bureau of American Ethnology Bulletin 61*. Washington 1918.

Abbé Em. Domenech: *Seven years residence im* [in] *the great desert of North America.* London 1860.

Charles Harrison: *Ancient warriors of the North Pacific*. London 1925.

J. N. B. Hewitt: *Totem (Hodge, Handbook of American Indians North of Mexico. II)*. Washington 1910.

Walter Krickeberg: Amerika (Buschan's Illustrierte Völkerkunde, Bd. I). Stuttgart 1922.

Garrick Mallery: *Picture writing of the American Indians* (*10th Annual Report of the Bureau of American Ethnology* 1888/89). Washington 1893.

–, – : *Pictographs of the Northamerican Indians* (*4th Annual Report of the Bureau of American Ethnology* 1882/83). Washington 1886.

James Mooney: *The ghost dance religion and the Sioux outbreak of 1890/91* (*14th Annual Report of the Bureau of American Ethnology* 1892/93). Washington 1894.

Albert P. Niblack: *The coast Indians of Southern Alaska und Northern British Columbia* (*Smithonian Report* 1888). Washington 1890.

Konrad Theodor Preuß: Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordostasiaten. Königsberg 1894.

[465] John R. Swanton: *Totem poles* (*Handbook of American Indians North of Mexico. II)*. Washington 1910.

Eckart v. Sydow: Kunst und Religion der Naturvölker. Oldenburg i. O. 1926.

Owen Wister: Die Krähenindianer und ihr Medizinmann (Novellen aus dem wilden Westen). Hamburg 1908.

Frederic Whymper: Alaska. Braunschweig 1869.

E. H. Yarrow: *Mortuary customs of the Northamerican Indians* (1st *Annual Report of the Bureau of American Ethnology).* Washington 1881.

[(466)]

Karl Mays Hund Cherry

Von Klara M a y

Cherry war ein zutrauliches, kluges Tier, ausgestattet mit einem Herzen voll Liebe und Treue und mit einem gesunden Verstand, die ihn befähigten, die unglaublichsten Taten auszuführen. Er hielt es für seine Pflicht, den Garten seines Herrn aufmerksam zu bewachen, vor allem die Straßenseite. Sehr empört war er, wenn hier ein Hund vorüberlief; er geriet dann in großen Zorn und glaubte, das der ganzen Nachbarschaft mit lautem Bellen verkünden zu müssen. Natürlich war sein Herr darüber wenig erbaut und bedachte ihn mit einer scharfen Zurechtweisung. Da Cherry an solch unliebsamen Auseinandersetzungen nichts lag, wurde er nach und nach vorsichtig. Er lugte erst um die Ecke, schielte auch nach dem Balkon, und nur, wenn er niemand bemerkte, bellte er nach Herzenslust los. Falls dann aber doch der Mahnruf erscholl, knickte Cherry zusammen. Er warf ganz verstohlen noch einen beleidigten Blick zum Balkon hinauf und schlich verdrossen um die Hausecke. Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen möchte ich hier kurz von Cherrys nettesten Streichen berichten.

Bevor Karl May seinen Wohnsitz in der Lößnitz aufschlug, lebte er in Blasewitz, dem bekannten Villenvorort Dresdens an der Elbe. An schönen Sommerabenden ging er mit Vorliebe in ein am Wasser gelegenes Gartenwirtshaus nach Loschwitz. **[467]** Die Verbindungsbrücke zwischen Blasewitz und Loschwitz, das ‚Blaue Wunder', wie der Volksmund die ursprünglich blau angestrichene Elbbrücke nennt, gab es seinerzeit noch nicht, und so benützte Karl May mit seinem Hund die Fähre, fuhr auch bisweilen nach Schluß der Fährzeit mit dem Bootsmann in stiller Nacht ein Stück stromauf im Mondenschein. Jedenfalls war der Hund dem Bootsmann ein guter Bekannter – und umgekehrt. Im Winter wurden die Fahrten eingestellt. Wenn aber der Frühling erwachte, waren Hund und Herr wieder ständige Gäste, es sei denn, daß eine Reise oder dringende Arbeiten Karl Mays eine Pause herbeiführten.

Solch eine Pause war wieder einmal eingetreten, aber nur für den Herrn, nicht für den Hund; denn der Fährmann berichtete, als Karl May wieder einmal auftauchte: „Ihr Hund ist mein bester Fahrgast. Er fährt täglich früh beizeiten nach Loschwitz, mittags zur Essenszeit nach Blasewitz, gleich nach Tisch wieder nach Loschwitz und mit dem letzten Boot, das er nie versäumt, zurück nach Blasewitz. Am Morgen sitzt er dann schon wieder im Boot und wartet auf die erste Überfahrt." Die Erklärung für das seltsame Treiben Cherrys war leicht zu finden. Er hatte seine Hundefreundschaften in Loschwitz, die er auch in Abwesenheit seines Herrn nicht vernachlässigen mochte. So wurde er der beste Fahrgast des alten Bootsmannes. Und der wackere Ferge [Fährmann] wies den Hund nie zurück, denn er kannte Karl May und wußte, daß der Hund doch nicht ganz umsonst gefahren sein würde, wenn sein Herr von dem Abenteuer hörte.

[468] Der Sommer zog ins Land, und nun wurden häufig auch Dampferausflüge in die Sächsische Schweiz unternommen, der Hund natürlich immer dabei. So auch an einem Sonntag. Es ging bis über Schandau hinaus. Bei der Rückfahrt herrschte starkes Gedränge am Einsteigeplatz, und niemand achtete auf Cherry. Auf der Fahrt wurde der Hund vermißt. Karl May nahm diese Entdeckung mit der größten Ruhe auf. „Cherry kommt bestimmt mit dem nächsten Schiff", sagte er. „Passen Sie auf! Ich bin sicher, er weiß sich zu helfen."

In Loschwitz wurde ausgestiegen; wartend saß man im Elbgarten. Stunden vergingen bis zur Ankunft des nächsten Dampfers. Endlich kam er in Sicht. Und richtig, an Bord stand der Hund und musterte mit klugen Augen die Ufer, und als das Schiff anlegte, war er der erste, der an Land stieg. Ohne Zögern lief er in den Elbgarten, wo er von seinem geliebten Herrn mit gebührender Freude begrüßt wurde.

Als dann Cherry eines Tages einen viel zu frühen Tod (durch verdorbene Wurst) erleiden mußte, da war der Dichter lange, lange Zeit sehr traurig. Oft stand er sinnend vor dem kleinen Grab, das seinem vierbeinigen Freund inmitten des Gartens errichtet worden war.

Das war der Rattler Cherry, auch ein Stück Erinnerung an das Leben Karl Mays.

[(469)]

Ozeanfahrten

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad G u e n t h e r

©

99

100

[(484)]

Winnetou und Rayon Brûlant

Von Franz K a n d o l f

Lieber Karl-May-Verleger!

Herzlichen Dank für die Übersendung des von Karl May bearbeiteten ‚Waldläufers' von Gabriel Ferry. Wozu ich ihn benötige? Du wirst es gleich hören.

Der ‚werdende Winnetou' spukt wieder einmal in meinem Kopf[101]. Ich habe nämlich eine Entdeckung gemacht, die freilich um zehn Jahre zu spät gekommen ist. Durch meine Schuld! Denn immer schon habe ich gewußt, daß Karl May den ‚Waldläufer' für die Jugend bearbeitet hat. Er selber brachte im Deutschen Hausschatz 1879 in der Erzählung ‚*Deadly dust*' die Rede darauf:

Wir hatten die Apatscheria durchritten, jenen Boden, den der Liebhaber von Abenteuerromanen beinahe klassisch nennen könnte, da der berühmte ‚Waldläufer' von Gabriel Ferry dort spielt, und mich selbst mußten diese weiten, vom Rio Gila durchzogenen Gründe auf das lebhafteste fesseln, da ich diesen ‚Waldläufer' vor kurzem erst im Gewand einer Umarbeitung aus dem Französischen ins deutsche übersetzt hatte. Dies war auch der Grund gewesen, weshalb wir uns in den Wigwams der Apatschen etwas länger aufgehalten hatten, als vorher bestimmt war[102].

Das Nächstliegende wäre damals für mich gewesen, mir sofort einen Ferry zu verschaffen und zu suchen, ob darin nichts für meinen ‚werdenden **[485]** Winnetou' zu finden sei. [James Fenimore] Cooper hatte ich zu diesem Zweck durchgesehn, auch [John] Retcliffe [= Hermann Goedsche], [Balduin] Möllhausen, [Charles] Sealsfield [= Carl Anton Postl] und andre. Umsonst! An Ferry dachte ich nicht.

Da kam mir kürzlich endlich der ‚Waldläufer' in die Hände, und zwar in der Reclam-Ausgabe. Nach einer langen Sitzung beim Oberstleutnant [Hans] Pulkowsky, in der wir uns wieder einmal mit den Karten zu Karl Mays Reiseerzählungen[103] beschäftigten, fand ich Ferry in seiner Bücherei. Ich durfte ihn mit nach Hause nehmen und vertiefte mich sogleich hinein.

Oh, was für ein schönes Buch ist doch der ‚Waldläufer'! Was für prächtige Gestalten sind seine Wildwest-Helden! Und wie sehr hat dieser Roman unsern Dichter beeinflußt! Mich wundert es, daß noch niemand die Gegenüberstellung ‚Karl May und Ferry' gemacht hat.

Eine der prächtigsten Gestalten Ferrys ist der junge Komantsche Rayon Brûlant, der in Wirklichkeit ein geborener Apatsche ist. Und dieser junge Krieger ist der Ur-Winnetou Karl Mays.

Im ‚werdenden Winnetou' habe ich gezeigt, daß Karl Mays indianischer Freund in den vielen Erzählungen kein einheitliches Bild gewährt, sondern verschiedne Wandlungen durchmacht. Der Winnetou in ‚Weihnacht' oder gar in ‚Winnetous Erben' ist ein ganz andrer als der Winnetou der ersten Erzählung ‚Old Firehand' (ich spreche von der Urfassung, nicht von der jetzigen Buchausgabe). Hier ist er noch der unverfälschte Naturmensch, der Wilde, **[486]** dessen Freude es ist, möglichst viele Skalpe zu sammeln, und der nur selten eines wärmeren Gefühls fähig ist, wie der Liebe zu dem Sohn Ribannas und der Freundschaft zu Old Firehand. Es läuft einem kalt über den Rücken, wenn man ihn sagen hört:

„Mein bleicher Bruder kennt mich. Er ist an meiner Seite gestanden gegen die Übermacht der Arrapahos und hat die Mandans im Blut zu meinen Füßen gesehn. Er zählte die Skalpe an den Wänden meines Wigwams und sieht die Locken meiner Feinde an meinem Gürtel hängen."

Brr! Ist das nicht zum Fürchten?

Nachdem Karl May seinen ‚Old Firehand' geschrieben hatte, machte er sich an die Bearbeitung des ‚Waldläufers' für die Jugend. Es ist selbstverständlich, daß der Mann, der sich in die Gestalten seiner eignen Phantasie vollständig einzuleben verstand, sich auch in die Helden Ferrys einzufühlen wußte. Und das geschah, wenigstens was den Indianer Ferrys, Rayon Brûlant, betrifft, mit solcher Hingebung, daß dieser junge Held die nun folgenden Winnetou-Erzählungen ausgiebig beeinflußte. Die beiden Erzählungen ‚*Deadly dust*' (1879) und ‚Winnetous Tod' (1883) zeigen einen Winnetou, der sich an das Vorbild bei Ferry nicht bloß anlehnt, sondern – bis auf wenige Züge – das körperliche und seelische Abbild seines Vorläufers ist. Karl

[101] Vgl. Franz Kandolf, ‚Der werdende Winnetou' im Jahrbuch 1921.

[102] Diese ganze Stelle fehlt in der Buchausgabe. [siehe: Deutscher Hausschatz, 6. Jg 1879/80, S.482]

[103] 2 Landkarten mit Reisewegen zu Karl May's Erzählungen (1. Nordamerika – 2. Der Orient) sind inzwischen erschienen.

May schreibt ‚Winnetou', in seiner Phantasie stellt er sich indes Rayon Brûlant vor. Diese Gleichsetzung Winnetou = Rayon Brûlant ist natürlich nicht so zu verstehn, daß er etwa die Handlung des ‚Waldläufers' benützt hätte. Das wäre literarischer Diebstahl gewesen. Nein, der Winnetou Karl Mays ist ein vollständig selbständiges, von seinem Vorbild unabhängiges **[487]** Kind seiner Phantasie, aber – er trägt die Züge des Ferryschen Helden. Das und nur das wollte und will ich beweisen.

Ferry:

Es war ein junger Krieger von eleganter, kräftiger Gestalt, mit elastischem, stolzem Gang. Seine starken Schultern und seine breite Brust waren nackt, und um die schmalen, gewölbten Hüften war eine feine Serape von Saltillo, mit bunten, glänzenden Farben gewunden. Gamaschen von scharlachrotem Tuch bedeckten die Beine; Kniebänder mit Haarstickereien, an denen wunderbar aus Stachelschweinsborsten gearbeitete Eicheln hingen, hielten die Gamaschen fest; die Füße endlich waren mit Halbstiefeln bekleidet, die ebenso sorgfältig gearbeitet waren wie die Kniebänder. Sein Kopf war mit Ausnahme eines Büschels kurzer Haare, der gewissermaßen einen Helmschmuck bildete, glatt rasiert und mit einer wunderlichen Kopfbedeckung geschmückt. Diese bestand aus einer Art engem Turban, der aus zwei malerisch übereinander gewundenen Tüchern gebildet wurde. Die getrocknete, glänzende Haut einer gewaltigen Klapperschlange zog sich durch seine Falten hindurch, und der noch mit seinen scharfen Zähnen versehene Kopf des Reptils sowie der Schwanz mit der wohl erhaltenen Klapper hingen von seinen Schultern herab. Was sein Gesicht anlangt, so würde dieses die Lobeserhebungen Encinas vollkommen gerechtfertigt haben, hätte man es seiner Malerei beraubt, die seine Regelmäßigkeit und Anmut entstellte. Eine hohe Stirn, auf der Tapferkeit und Ehrlichkeit geschrieben standen, schwarze, feurige Augen, eine römische Nase, endlich ein feiner und zugleich stolzer Mund gaben dem jungen Krieger ein achtunggebietendes, würdevolles Aussehen. Er wirkte wie die Darstellung eines prächtigen antiken Standbildes in florentinischer Bronze.

Soweit Ferry nach der Übersetzung von [Dr. H. Th.] Kühne. Karl May fügt dieser Beschreibung in seiner Bearbeitung aus eignem noch hinzu:

So wie er dastand in der rußigen, verräucherten Venta, hätte er ruhig auf dem elegantesten Maskenball einer der europäischen Residenzen erscheinen können, und niemand würde **[488]** geglaubt haben, daß all die beschriebenen Dinge der Savanne wirklich angehörten, so nett und sauber war jeder Zollbreit an ihm und so elegant und gebieterisch zugleich seine ganze Erscheinung.

Vergleichen wir damit die Beschreibung Winnetous in der Erzählung ‚*Deadly dust*' nach dem Deutschen Hausschatz 1879 (fehlt in der Buchausgabe):

Seine breiten Schultern und seine starke Brust waren nackt und von zahlreichen Narben bedeckt. Um seine engen, gerundeten Hüften schlag sich eine feine Decke von Santillo, in glänzenden, verschiedenartigen Farben schillernd. Eine kurze, prächtig gegerbte Wildlederhose legte sich eng um seine muskulösen Oberschenkel und war an den Seiten mit den Skalplocken getöteter Feinde geschmückt. Gamaschen von scharlachrothem Tuch bedeckten seine Unterschenkel; Kniebänder, von Menschenhaar geflochten, das jedenfalls auch von den Skalpen der Feinde stammte, und aus Stachelschweinsborsten gefertigte Eicheln umschlossen über den Knöcheln und unterhalb der Knie diese Gamaschen, und die Füße steckten in wirklich kunstreichen Mokassins, welche mit Zieraten von Pferdehaar ausgeputzt waren. Von seiner Schulter hing das Fell eines grauen Bären. Wäre sein Gesicht nicht mit Kriegsfarben bemalt gewesen, so hätte man eine echt römische Nase, eine hohe Stirn, auf der Mut und Biederkeit thronten, einen kühn geschnittenen Mund, und zwei Augen bewundern können, die bestimmt zu sein schienen, durch ihren Blick zu herrschen. Die fast unmerklich hervortretenden Backenknochen störten die schöne Harmonie der Züge nicht, vielmehr gaben sie ihnen etwas eigentümlich Fremdartiges, was den Beschauer fesseln mußte… So wie er hier saß unter den Bäumen der Wildnis, hätte er ruhig auf der Bühne oder auf einem der eleganten Maskenbälle einer europäischen Residenz erscheinen können, und niemand würde geglaubt haben, daß alle diese Dinge dem Wilden Westen angehörten, so nett und sauber war jeder Zollbreit an dem roten Krieger, und so ritterlich und gebieterisch zugleich seine ganze Erscheinung.

Die hier zum Vergleich angeführten Stellen zeigen, in wie vielen Punkten das Bild Winnetous mit **[489]** dem seines Vorläufers übereinstimmt. Nur zwei Verschiedenheiten sind zu verzeichnen: Winnetou hat einen lang herabwallenden, schwarzen Haarschopf, während Rayon Brûlant den Kopf glatt rasiert trägt. Außerdem hat Winnetou drei Adlerfedern aufgesteckt, weil er ein Häuptling ist.

Auch in moralischer Beziehung erregt der Indianer Ferrys unsre Bewunderung. Der Verfasser schildert ihn als ein Muster von Tapferkeit, Ehrlichkeit, Ritterlichkeit und Freundestreue. In einem Punkt freilich ist er kein Winnetou, sondern stößt uns förmlich ab. Er liebt ein Apatschenmädchen und wird wiedergeliebt. Aber der Häuptling nimmt ihm die Braut mit Gewalt weg. Es gelingt ihm nun, mit seiner Geliebten zu fliehen und bei den Komantschen Aufnahme zu finden. Und nun kommt das, was unser sittliches Empfinden kränkt. Rayon Brûlant wirft seinen Haß nicht nur auf den Beleidiger, sondern auf seinen ganzen Stamm. Er wird zum größten Feind der Apatschen, denen er allein mehr Schaden zufügt als alle Komantschen zusammen.

So etwas hätte Karl May seinen Winnetou nie und nimmer tun lassen; denn dieser würde dadurch unsre Achtung verlieren, weil eine solche Handlungsweise keine andre Bezeichnung verdient als Verrat am eignen Volk.

Karl May hat diesen Mißton ebenfalls empfunden und in seiner Bearbeitung des ‚Waldläufers' ausgemerzt. Rayon Brûlant, der bei ihm ‚Falkenauge' heißt, ist da kein übergelaufner Apatsche mehr, sondern ein Komantsche, und der Schatten in seinem Charakterbild ist verschwunden.

[490] Wie sehr Karl May an der Gleichsetzung Winnetou = Rayon Brûlant festhält, geht noch aus einem andern Umstand hervor. In seiner Bearbeitung des ‚Waldläufers' stattet er seinen Indianer sogar mit der berühmten Silberbüchse aus:

> Seine Waffen bestanden in … einer Büchse, deren Holzteile eng mit silbernen Nägeln beschlagen waren.

Wenn man bedenkt, daß Ferry, der Verfasser des ‚Waldläufers', von einem solchen Gewehr nichts weiß, daß vielmehr Karl May die geliebte Silberbüchse freigebig aus der Hand Winnetous in die Rayon Brûlants wandern läßt, so beweist dieser Umstand besser als langatmige Erörterungen und Vergleiche, wie lieb der Dichter des Winnetou die Gestalt des Helden Ferrys gewonnen hatte.

Weiter! Wie ist Karl May dazu gekommen, den Namen Winnetou mit ‚Brennendes Wasser' wiederzugeben? Hätte er seinen Verehrern gesagt, Winnetou heiße ganz einfach ‚Indianer', so hätte diese nüchterne Übersetzung, wie Stütz ganz richtig bemerkt[104], die Leser enttäuscht. Da fiel ihm das Vorbild seines Winnetou ein. Rayon Brûlant heißt ‚Brennender Strahl'. Durch eine Gedankenverknüpfung – das Wort ‚Strahl' hat ihn vielleicht auf das Wort ‚Wasserstrahl' gebracht – ist er zu dem Begriff ‚Wasser' gekommen. Wie dem auch sei, jedenfalls ist von ‚Brennender Strahl' bis ‚Brennendes Wasser' kein allzu weiter Gedankensprung. Und für den großen Fabulierer war es dann weiter keine Kunst, diesen seltsamen Namen mit einer romantischen Geschichte zu begründen.

[491] Meinst du nicht auch, daß diese Schlußfolgerung etwas für sich hat?

Bei der Beschäftigung mit dem ‚Waldläufer' bin ich übrigens auch auf einen Widerspruch in den Werken Karl Mays gekommen. Bekanntlich hat er 1874 als das Todesjahr Winnetous ausgegeben[105]. Das ist aber ein Zeitfehler. Denn die Erzählung ‚*Deadly dust*' fällt nach der Bemerkung Karl Mays in die Zeit bald nach seiner Bearbeitung des ‚Waldläufers'. Also war Winnetou um das Jahr 1877 oder 1878 noch am Leben. Und da ‚Winnetous Tod' wieder ein paar Jahre später zu denken ist – es handelt sich um die dritte und nach damaliger Auffassung des Dichters letzte Reise nach dem Wilden Westen - würde sich eigentlich für den Tod Winnetous das Jahr 1880 oder 1881 errechnen (‚Winnetous Tod' erschien 1883). Schade, daß sich Karl May später auf das Jahr 1874 festlegte. Das Jahr 1880 wäre viel günstiger, weil wir dann die verschiedenen späteren Winnetou-Erzählungen leichter in der Zeittafel unterbringen könnten.

Doch das nur nebenbei!

Etwas anderes! Lieber Karl-May-Verleger! Erinnerst du dich noch, wie wir uns einmal den Kopf zerbrochen haben, was man sich unter der Santillodecke Winnetous vorzustellen habe? Ferry löst das Rätsel. Es heiß[t] gar nicht Santillodecke. Santillo ist ein Druckfehler. Es muß Saltillo heißen. Schlage deinen Brockhaus nach! Dort findest du, daß Saltillo, die Hauptstadt des mexikanischen Staates Coahuila, durch seine Baumwollindustrie bekannt ist, besonders durch die Anfertigung mexikanischer Mäntel, **[492]** genannt Serapen. Solch ein Erzeugnis, halb Mantel, halb Decke, hat man sich also unter der Saltillodecke Winnetous vorzustellen.

Bekanntlich ist May später von dem Winnetou des ‚*Deadly dust*' und ‚Winnetous Tod' abgerückt, der, wie wir gesehn haben, der Rayon Brûlant Ferrys war. Er hat das allzu Indianische von ihm abgestreift und einen

[104] Adalbert Stütz, Die Bedeutung des Wortes ‚Winnetou', Jahrbuch 1922.
[105] Franz Kandolf, ‚Winnetous Tod', Jahrbuch 1925.

menschlich edlen und feinen Winnetou geschaffen, den Winnetou der Erzählungen der Neunziger Jahre. Und später war ihm auch dieser noch zu gering. In ‚Winnetous Erben' klagt er sich an, daß er Winnetou in seinem wahren Wert überhaupt nicht erkannt habe. Warum? Waren seine früheren Geisteskinder wirklich so minderwertig? Ich kann mir nicht helfen, aber ich muß sagen, mir hat immer der Winnetou, der Indianer und nur der Indianer war, ausnehmend gut gefallen, und ich habe an ihm nichts auszusetzen gehabt. Und die Tränen, die ich in meiner Jugend bei seinem Tod vergossen habe, wären kein bißchen bitterer und aufrichtiger gewesen, wenn ich gewußt hätte, daß dieser Indianer in Wirklichkeit noch viel, unsagbar viel edler gewesen sei, als ich mir ihn damals vorstellte.

Mein lieber Karl-May-Verleger! Mit Karl May geht es mir wie mit einem Zauberkünstler. Ich kann ihm stundenlang zusehn, atemlos vor Staunen. Aber wenn die Vorstellung vorüber ist und ich mich wieder zu mir zurückgefunden habe, dann frage ich immer: Wie hat er das alles gemacht? Und ich gebe keine Ruhe, bis ich eine Lösung gefunden zu haben glaube, durch die mir die Illusion verständlich wird.

Ja, ich lasse mich, wenn ich Karl May lese, immer wieder einspinnen in den Zauber, der von ihm ausgeht. **[493]** Aber dann kommt die Wißbegier: Wie macht Karl May das alles? Wie sieht es auch und wie geht es zu in der Werkstätte dieses Dichters? Es versteht sich, daß ich ihm in seiner Phantasie nicht zu folgen vermag, so wenig wie dem Adler in seinem Flug. Aber die Phantasie allein macht es ja nicht, er hatte ja noch genug andre Hilfsmittel nötig, um sein Zauberreiche aufzubauen. Und hier setze ich mich auf seine Fährte, wie ein Westmann auf eine verwehte Spur. Und es macht mir ein unbändiges Vergnügen, wenn ich auf der mühsamen Verfolgung dann und wann einen abgebrochenen Zweig oder einen aus seiner Lage gebrachten Stein finde, die mir beweisen: hier ist Karl May gegangen. Diesem Tun verdankt dieser und verdanken die meisten meiner Aufsätze im Karl-May-Jahrbuch ihr Entstehen. Und ich hoffe, sie tragen ihren Teil bei zu dem Zweck, den Leser einzuführen in das Verständnis des Dichters und seines Werkes.

Das Wunder der Versenkung

Von Lisa Barthel-Winkler

©

[(500)]

Klara Mays Amerika Buch

Von Otto Eicke

„Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus“, sagt der Volksmund, und die Erfahrung lehrt, daß bedeutsame Zeiterscheinungen gleichermaßen auch fortwirken, in die Zukunft hinaus. Das Dichterwort prägt diese Weisheit so: „– aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.“ [Karl Förster (1784-1841), „Erinnerung und Hoffnung“.] In doppeltem Sinn gilt das, wie an einem Beispiel gezeigt sein mag. Als Daniel Defoe vor mehr als zweihundert Jahren seinen ‚Robinson Crusoe‘ schrieb, schuf er mehr als ein Buch, dem ein ganz großer Welterfolg beschieden war; er schuf damit zugleich eine neue Literaturgattung, die Robinsonaden. Durch die Jahrhunderte dehnen sich die Versuche Berufener und Unberufener, den Robinson nachzuahmen, bis hin in die Neuzeit zu Friedrich Meisters bekannter Jugenderzählung ‚Sigismund Rüstig‘. Das ist die Auswirkung jener aufsehenerregenden Zeiterscheinung. Die andere besteht in dem Streben, dem Wirklichkeitsgehalt der Robinsondichtung, dem Leben des schottischen Matrosen Alexander Selkirk, auf die Spur zu kommen, insbesondere festzustellen, auf welcher Insel der Schiffbrüchige damals gehaust hat. Grad diese zweite Wirkung eines erfolgreichen Schriftwerks steht durchaus nicht vereinzelt da. Ähnliches ist immer wieder zu beobachten. So forschte die Nachwelt an der südfranzösischen Küste nach dem Kerker von Alexander Dumas‘ Helden, **[501]** dem Grafen von Monte Christo. So weckt eine Fahrt über den Bodensee im Anblick des Hohentwiels noch heute Erinnerungen an [Josef Victor von] Scheffels ‚Ekkehard‘. So ist ein Besuch des Vierwaldstätter Sees unvorstellbar ohne ein Gedenken an Schillers Tell, und so träumen sich – um auch ein neuzeitliches Beispiel anzuführen – empfindsame Gemüter beiderlei Geschlechts bei einer Pilgerfahrt durch Württembergisch-Franken, angesichts von Schloß und Städtchen Langenburg, verzückt in das Märchenreich des ‚Seelchens‘, zu dem ihnen Agnes Günther mit ihrem vielgelesenen Roman ‚Die Heilige und ihr Narr‘ die Liebe ins Herz schrieb.

Überall, wo sich in einem Schriftwerk Wahrheit und Dichtung irgendwie mischen, wo nicht offenbar nur die Erfindungskraft des Verfassers Helden und Umwelt willkürlich formt, ist die Nachwelt um den Wahrheitskern bemüht und wandelt gern, Spuren suchend, die Wege nach, die der Dichter seine Gestalten gehen ließ. Nur wirklich eindrucksvollen Schöpfungen widerfährt das, und es ist wohl mehr als spielerische Neugier oder gar nörgelnde Kritiksucht, sondern treuherzige Anhänglichkeit an ihre Lieblinge, was die Leser zu solchem Tun anspornt. Auch die Reiseerzählungen Karl Mays, die unbestreitbar einen ganz großen, ja einen einzigartigen Bucherfolg darstellen, erfuhren wieder und wieder derartige Nachprüfungen. Es hat sich daraus sogar schon ein Schrifttum für sich entwickelt, von dem vieles in diesen Jahrbüchern, der geeignetsten Stelle dafür, veröffentlicht worden ist. Anderes fand eigene Form, so vor allem Franz Kandolfs Wanderungsbericht auf den Spuren Karl Mays **[502]** durch Nordamerika, betitelt ‚Die finsteren und blutigen Gründe einst und jetzt‘, und das Büchlein ‚Von Kairo nach Bagdad und Stambul‘, worin Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther den Wegen Karl May durch den Orient folgt. Dazu ist nun ein Buch von Frau Klara May, der Witwe des Dichters Karl May, gekommen: ‚Mit Karl May durch Amerika‘. Das kleine Werk wurde vom Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden, in guter, geschmackvoller Ausstattung in den Buchhandel gebracht. Es umfaßt rund 190 Seiten und ist mit 61 Bildern[106] geschmückt, die das erzählende Wort wirksam begleiten.

Mögen nun dem Leser, der Karl May liebt, die Schriften Kandolfs und Guenthers noch so viel Aufschluß geben über des Dichters Leben und sein Werk, der Wert des Buches der Witwe Karl Mays liegt doch in der Person der Schreibenden. Sie war, um mit Fritz Reuter zu sprechen, die Nächste dazu. Und so wird auch dem Lesenden das Buch am liebsten und am eindrucksvollsten dadurch, daß hierin immer wieder Karl May, der Dichter, in seinem Leben und in seinem Werk vor uns ersteht. So nämlich die Zweiteilung des Inhalts. Das Buch gibt uns unmittelbar Kunde von Karl Mays Leben, und es weckt allenthalben Erinnerungen an sein Werk. Und daß die Verfasserin nicht zur Feder griff, um eigene Reiseeindrücke der Mitwelt und Nachwelt zu überliefern, bekundet sie ja bereits durch ihre Titelwahl: Mit Karl May durch Amerika. Wobei der Nachdruck auf den ersten drei Worten liegt. Im übrigen bekennt sie, daß sie keinerlei ehrgeizige Pläne als Schriftstellerin **[503]** verfolgt, sondern ihr Buch nur als einen Freundesbrief, als Plauderei verstanden wissen will.

[106] von denen einige im vorliegenden Jahrbuch wiedergegeben sind. Die Herausgeber.

Um im Versuch einer kurzen Überschau über das Büchlein – nicht einer Kritik; denn Plauderbriefe sind nicht für zunftmäßige Kritiker geschrieben! – die Erinnerungen an das Leben des großen Erzählers vorwegzunehmen, sei im voraus gesagt: Enthüllungen bringt Klara Mays Buch nicht, kann es nicht bringen, weil sie selber über die Jugend und die frühen Mannesjahre Karl Mays nicht viel mehr weiß als andere auch. Sie versichert das ausdrücklich, und es muß dem Mitempfindenden glaubhaft sein. Karl May litt bis an sein Ende schwer unter der Last des Schuldgefühls. Alles Forschen nach früher war ein schmerzhaftes Tasten an kaum vernarbte Wunden, war ein quälendes Wachrufen dumpfer Minderwertigkeitsgefühle, die dann an der Schaffenskraft des Alternden zehrten. Sollte seine Weggefährtin, die sich ihrer Verpflichtung, sein Dichtertum zu fördern, streng bewußt war, grad diejenige sein, die im Burgfrieden des eigenen Heims die marternde Wühlarbeit der May-Hetzer fortsetzte? Sie schwieg und hörte nur, was Karl May ihr freiwillig bekannte, aus traumdurchflochtener Erinnerung des geborenen Phantasten unsicher und spärlich schöpfend, und so blieb auch sie im Dunkel über des Dichters Vergangenheit. Und es will scheinen, als sei darum wahrhaftig nichts verloren. Stehen hier doch Werte genug auf der Gewinnseite für den, der Klara Mays Buch zur Hand nimmt, um sich daraus sein Bild vom Leben und **[504]** Schaffen des Radebeulers Erzählers in der Villa Shatterhand ergänzen zu lassen.

Es ist bereits gesagt, daß Klara May mancher Frage, deren glatte Beantwortung man von ihr erwarten möchte, ein ‚Ich weiß es nicht!' entgegenstellt. Und hierin grad liegt doch eine Antwort, Antwort nämlich darauf: Wie lebte Karl May als Schaffender, wie arbeitete er? Der Bescheid lautet: Einsam, gebannt in ein abseitiges Traumleben, zwangsläufig dem Gebot innerer Stimmen folgend. Dafür zeugt, was Klara May auf Seite 18–20 ihres Buches erzählt. Bei der gemeinsamen Amerikareise vom Jahr 1908, die in ‚Winnetous Erben' dichterisch abgewandelt ist, besuchte Karl May von Albany aus die Siedlung der Shakers am Mount Libanon, wo er einen seiner Freunde zu treffen wußte. Was Karl May dort mit den Shakers besprach, waren gewiß keine Staatsgeheimnisse, und doch hat es Frau May nie erfahren, hat auch nicht danach gefragt. Gleichermaßen hören wir (S. 25), daß der Dichter damals (1908) seine Gattin im Clifton-House zurückließ und für einige Wochen allein weiterreiste. Und nicht einmal über diesen Abstecher, der später die Grundlage zur Handlungsführung in ‚Winnetous Erben' lieferte, vermag Frau May Genaues zu sagen; weil sich ihr dann – ein durchaus erklärlicher Vorgang bei der Weggefährtin des großen Phantasten – die spärlichen, abgerissenen Tatsachenangaben Karl Mays mit seinen Wunschträumen, das heißt mit dem, was er in dieser Spanne im Geist als Old Shatterhand erlebt hatte, so untrennbar verflochten, daß auch sie die Grenze zwischen **[505]** Wirklichkeit und Fabelwelt nicht mehr zu ziehen vermochte. Wer da von einer Schrulle Karl Mays oder gar von Verschleierungsabsichten redet, läßt es bestimmt an Einfühlungsvermögen fehlen. Es ist gewiß nicht so, wie es ein bekannter Scherz in bewußter Umdrehung der Dinge darstellt, daß ein weitdenkender Vater seinem Jungen nur die Haare lang wachsen zu lassen braucht, um seine Vorherbestimmung zum Geigenkünstler zu sichern. Wohl aber ist es kein Zufall, sondern liegt in der Natur der Sache begründet, daß wirkliche Künstler, besonders die großen Phantasten, ihre Eigentümlichkeiten haben. Nur der kann ja aus seiner Vorstellungskraft heraus eine ganze Welt mit den buntesten Wundern hervorzaubern, der sein Ich ganz aus dem Gefüge des Alltags, seiner Umgebung und alles Herkömmlichen herauszulösen vermag. Karl May besaß solche Schaffenskraft, besaß sie in hervorragendem Maße – das beweist die Wirkung seiner Werke durch Jahrzehnte – und so ist seine Abseitigkeit, auch der eigenen Frau gegenüber, nur natürlich. Hören wir doch von Klara May, daß er auch in der Radebeuler Heimat auf Spaziergängen oft stundenlang stumm neben ihr herging. Beim Durchschnittsehemann wäre ein solches Verhalten als stumpfsinnig und rücksichtslos zu rügen. Dem aber, der in solchen Stunden vielleicht im Geist die Savannen des Wilden Westens, die Schluchten des Balkans oder die Wüsten Nordafrikas durchmaß, gestattete die verstehende Frau gern seine Eigenheit, und so wird auch die Nachwelt kein Recht haben, ihn darum zu tadeln.

Die soeben erwähnte Rückschau Klara Mays auf **[506]** die Amerikareise von 1908 liefert uns übrigens ein Schulbeispiel dafür, wie Karl May in seinen Reiseerzählungen Wahrheit und Dichtung verflocht. Das Wohnen im Clifton-House und der Ausflug zum Grab des großen Häuptlings Sa-go-ye-wat-ha sind Tatsachen. Karl May erzählt davon in ‚Winnetous Erben' und dichtet in diese bedeutsamen Tage die Begegnung mit den beiden Edelindianern Algonka und Athabaska hinein. Sein einsamer Abstecher aber von Albany aus wird in der Reiseerzählung nur zu einer nächtlichen Übersiedlung vom Clifton-House in ein anderes Hotel, wo er die Santer-Söhne zu treffen gedenkt. Ein wirksameres Zeugnis dafür, daß Karl May im

Durchschnitt wohl auch anderweit eigenes Erleben mit Erdachtem durchwoben haben mag, also gewiß nicht nur ins Blaue hinein gefabelt hat, ist kaum denkbar, nachdem sich seine Schaffensart so hat nachweisen lassen. Weiter bringt – um den Gehalt des Buches, das hier erörtert wird, annähernd auszuschöpfen – Klara May (S. 11/12) ein gutes, schlichtes, viele Abhandlungen ersparendes Wort über einen vielumstrittenen Gegenstand, über den auch in diesen Jahrbüchern bereits von verschiedenen Standpunkten aus geschrieben worden ist, über Karl Mays Gottesglauben, indem sie von einem treuen Kinderglauben spricht, der allein den Ringenden befähigte zum schwersten Sieg, zum Sieg über sich selbst. An anderer Stelle (S. 19) zeigt sie uns Karl May als einen Feind der neuzeitlichen Werbekunst für das liebe Ich, die andere Männer der Feder nicht durchweg zu verachten pflegen. Ich verweise da auf die trefflichen Ausführungen von **[507]** Prof. Dr. Eduard E n g e l , die unter dem Titel ‚Ruhm' im Jahrbuch 1929 zu finden sind. Wäre Karl May wirklich so eitel gewesen, wie man ihm vielfach vorgeworfen hat, da man in der Ichform seiner Reiseerzählungen nicht die Maske des nach Verwandlung Strebenden erkennen wollte, so wäre er dem Kriegswerkzeug seiner Ehefrau nicht so mürrisch ausgewichen, wie es hier erzählt wird. Auch davon, wie Karl May seine Wunschziele und Anschauungen gleichermaßen im Leben wie in seinen Schriften vertrat, erzählt Klara May, indem sie dem Leser eine Begegnung mit dem Büffelmörder und Indianertöter Buffalo Bill schildert (S. 47). Karl May hat sich gegen den sehr höflichen alten Herrn durchaus ablehnend verhalten, weil er in ihm jene Schicht rücksichtsloser weißer Gewaltmenschen verkörpert sah, die den grausamen Untergang der roten Rasse auf dem Gewissen haben. Oder sie bezeugt (S. 95) Eigenschaften Karl Mays, ohne die ein Old Shatterhand = Kara Ben Nemsi nicht denkbar wäre, seine Ausdauer im Ertragen körperlicher Anstrengungen, seinen Ortssinn, der sich überall zurechtzufinden weiß, und bezeugt am gleichen Ort wieder jenes eine, was den Mann mit dem eigenartig bunten Leben zum Freund von Millionen machte, seine Fähigkeit, die Wildnis mit den Gestalten seiner dichterischen Einbildungskraft zu bevölkern. Und daneben ersteht aus ihrem Wort wieder der Karl May, wie ihn seine Radebeuler Mitbürger gekannt haben, der Schaffende am Schreibtisch, Karl May, der eigenhändig seinen Garten düngt, der Freund der Tiere, der Eidechsen, der Hunde und der Pferde, Karl May, der großzügig **[508]** Schenkende, wo Armut ihm entgegentritt, schenkend aus einem religiösen Gefühl der Verpflichtung des Besitzenden heraus, und zum Schluß der sterbende Karl May, der von dieser Welt, die für ihn ein Kampfplatz wurde, scheidet mit dem Wort: „Sieg, großer Sieg! Ich sehe alles rosenrot!"

Auf den Seiten 19/20 ihres Buches berichtet die Verfasserin, wie sie – gewöhnlich Montags – mit Karl May gewandert ist. Alles ist da bezeichnend und aufschlußreich. Der Montag verbürgte den Spaziergängern die Stille. Da waren die andern, die der Sonntag in Scharen ins Freie führte, wieder im Büro, in der Werkstatt, zu Haus. Und Karl May brauchte die Stille, um sich zu sammeln zu neuem Schaffen. Sie wanderten schweigend, meist auf einsamen Waldwegen. Bisweilen ergriff Karl May im Schreiten die Hand der Frau, wohl wenn er das Bedürfnis spürte, sich schweigend mitzuteilen, schweigend Teilnahme zu fühlen am Flug der eigenwilligen Gedanken. Dann folgte eine Einkehr in einem kleinen Dorfwirtshaus, eine behagliche Rast. Am Schluß stand der Heimgang in dem Bewußtsein, frohe Fülle einzutragen in die Vorratskammern der Seele und des Geistes.

Oder ein Bild vom Alltagsleben in der Villa Shatterhand (S. 140). Klara May erzählt:

Mein Mann war bis zu seinem Tod die Einfachheit und Bescheidenheit selber. Er erzählte mir zuweilen, wie es in seiner Kindheit war, in dem armen Weberhäuschen. Es geschah meist dann, wenn ich unzufrieden mit seiner einfachen Lebensweise, mit seinem Essen war, denn das war überhaupt der heikle Punkt in unsrer Ehe. Ich konnte ihm den Mittagstisch nie einfach genug herrichten.

[509] In seinem Geburtshäuschen war Schmalhans immer Küchenmeister, zu seiner Zeit ganz besonders…

Hier folgt eine Schilderung des ärmlichen Lebens der Weberfamilie in Hohenstein-Ernstthal, die einen Festtag feierte indem die Mutter jedem drei trockene Brötchen zuteilte. Dazu gab es dünnen Kaffee mit ein wenig Zucker, um die Brötchen einzuweichen. Das Ganze galt als ‚Leckerei'. Und – so erzählt Frau May – an dieser Schlichtheit hat auch der erfolgreiche Schriftsteller festgehalten:

Diese Wochenspeise war meines Mannes Hauptnahrung, so daß er sich daran gewöhnt hatte und bis zu seinem Ende mit Vorliebe trockenes Brot und schwarzen Kaffee zu sich nahm als einzige Mahlzeit, ohne Zucker und Milch; nur den einstigen dünnen Kaffee liebte er nicht mehr; darin war er Feinschmecker geworden. Die beste Bohnensorte wollte er, und der Kaffee mußte so stark wie möglich gekocht sein. Aus Sumatra hatte er sich einmal einen Zentner

feinsten Kaffee mitgebracht; den bereitete er für seine Gäste nach dortiger Art mit Vorliebe selber und konnte davon unglaublich viel genießen.

Die Gewohnheit des Einfachen war ihm aber auch in allem andern Essen geblieben. Eine Schüssel Quark und Kartoffeln – das war ihm lieber als die gewählteste Speisenfolge.

Am aufschlußreichsten für den, der über den Menschen Karl May und seinen Alltag unterrichtet sein will, ist wohl das letzte Kapitel des Buches, das in den Überschriften den Inhalt so bezeichnet: Karl May, ein Zauberwort – Karl May und unsre Ehe – Karl May und unser Heim – Karl May und die Tiere – Karl May und die Armen – Karl May und sein Gott – Ausklang.

Die zweite Ehe des Dichters offenbart sich da als eine ideale Gemeinschaft guter Kameraden, die nur miteinander und füreinander leben. Viel Schweres gibt es zu tragen, aber es fehlen auch nicht die heiteren, **[510]** lichten Stunden. Wie etwa die Geschichte von dem Spargelbeet (S. 183):

Wir hatten einmal Spargelbeete anlegen lassen, aber obgleich ich täglich danach aussah, wollte sich keine einzige kleine Spitze zeigen. Als ich jedoch eines Morgens hinauskam, fand ich zu meiner Freude mehrere kleine Bodenerhebungen, wie sie der Spargel beim Durchbruch bildet – mein Mann hatte einige Pfund Riesenspargel gekauft und ihn morgens eingegraben, um mir Freude zu machen.

Der Garten, von dem hier und weiterhin S. 184 berichtet wird, ist das Gelände, auf dem in diesem Gedächtnisjahr 1932 der Karl-May-Hain entstand, also wahrhaftig bedeutsamer Boden für den, der mit liebevoller Verehrung den Spuren Karl Mays nachgeht.

Alles in allem: Klara May wollte keinen wissenschaftlichen Reisebericht, sondern einen groß angelegten Brief schreiben für die Freunde des toten Dichters. Dieses Vorhaben ist ihr gelungen. An den Freunden ist es nun, den Brief offenen Herzens zu lesen und sich zu freuen an dem, was ihnen darin gegeben wird.

An Bord der ‚Bremen'

Aus dem Karl-May-Museum in Radebeul
Indianerstücke, die Frau Klara May während ihrer Amerikareise 1930 erwarb

Klara May und Kapitän Ziegenbein
auf der Kommandobrücke

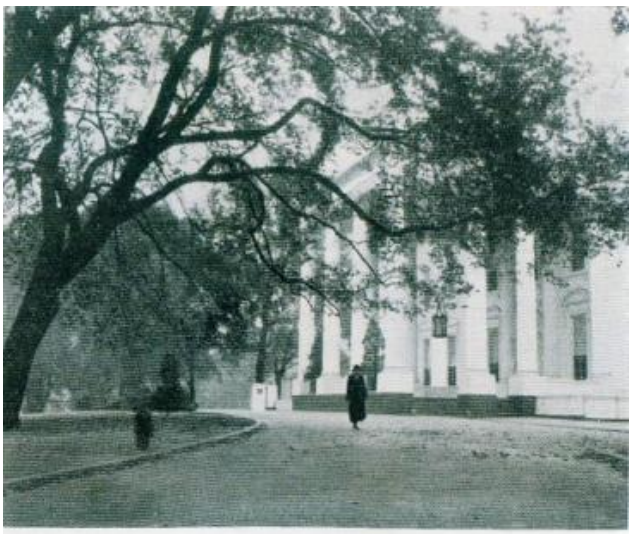
Die ersten Indianer auf der Station Mandan

Die Engel-Terrasse (Yellowstone-Park)

Klara May am Stillen Ozean (Santa Barbara)

Luz am Stillen Ozean (Santa Barbara)

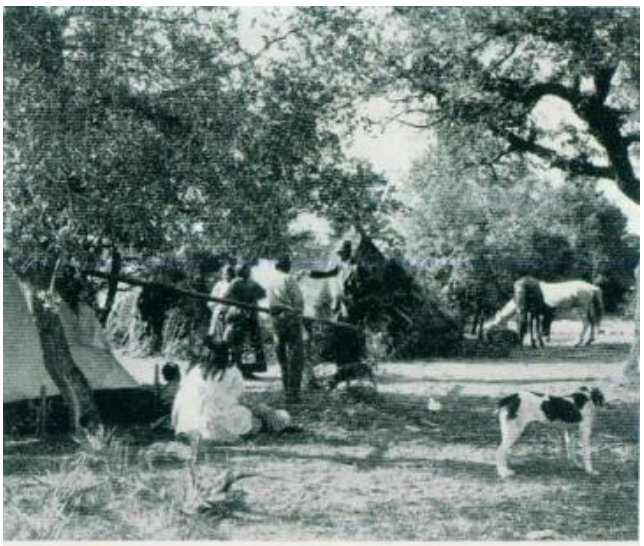
Ein big tree (Kalifornien)



Klara May beim Verlaſſen des Weißen Hauſes zu Waſhington

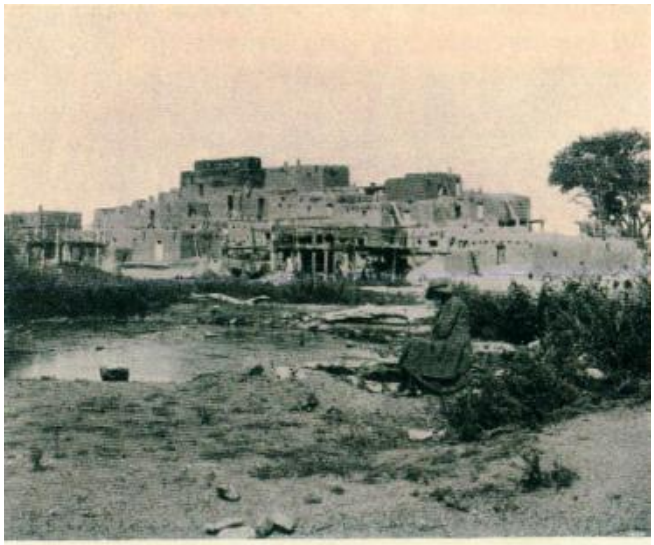
Apatſchenhütten

Der junge Apatſchen-Ehemann

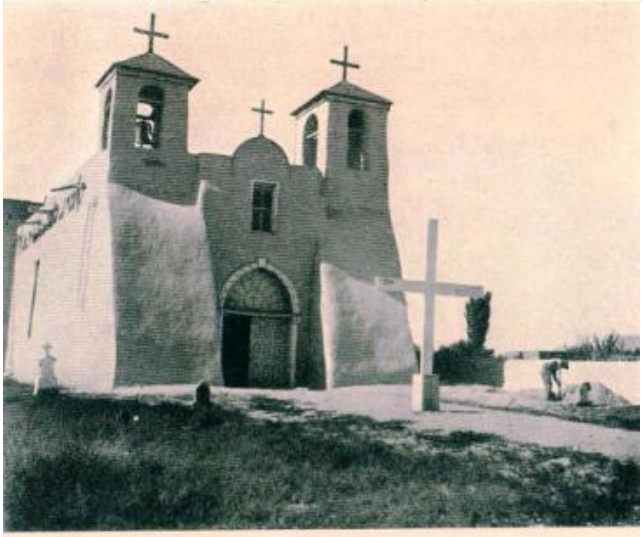


Im Apatſchenlager

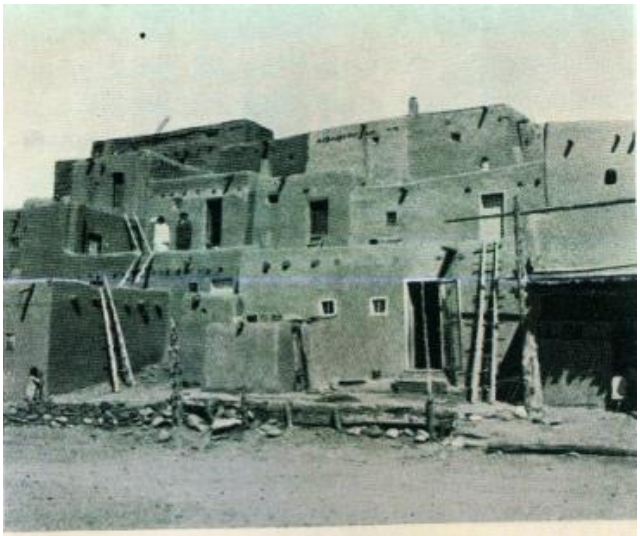
Julius Wetzler mit der Geschenkkiste



Das Indianerdorf El Taos



Älteste spanische Missionskirche in El Taos



Beim Governor von El Taos auf dem dritten Stockwerk

Im Gespräch mit dem Governor von El Taos

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1932

Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Behounnek, Frantisek	28.10.1898	01.01.1973
Bomsdorff-Bergen, Herbert	02.07.1876	?
Dengler, Hermann	1890	?.07.1945
Eicke, Otto	07.04.1889	?.12.1945
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Focken, Hayno	04.12.1867	12.01.1940
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Jahnke, Richard	28.03.1868	09.05.1933
Kaiser, Tono	?	?
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Otto, Hermann Waldemar	14.04.1863	11.01.1941
Patty Frank	19.01.1876	23.08.1959
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Schmidt, Kurt	1866	1949
Zesewitz, Hans	23.12.1888	26.01.1976

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.

Zum Beitrag „Geächtet oder geachtet“:

1882-1963	Cmiral, Adolf
1879-1942	Fanta, Josef
1879-1946	Filip, Dominik
1902-1983	Frey, Jaroslav
1891-1954	Hanek, Viktor
1880-1957	Hloucha, Karel
1886-1983	Horejc, Jaroslav
?-?	Hunka, J. [Pater]
?-?	Jablonsky, A.
1871-1959	Juda, Karel
1890-1968	Knap, Eugen
1902-1944	Kriz, Karel
1899-1940	Ksandr, F. X.
1861-1929	Kuffner, Hanus
?-?	Madl, Tonda
1896-1961	Marek, Frantisek Miloslav
1893-1971	Mares, Michal
1896-?	Milde, Lubomir
1898-1957	Mrkvicka, Otakar
1878-1950	Nikolau, Stanislav
1895-1979	Novak, Archibald Vaclav
?-?	Novak, Viktor
1880-1936	Rostinsky, J.[Viktor] Viteslav
1904-1941	Schörpner, Frantisek
1883-1947	Sisova, Miloslava
1881-1941	Stych, Jaroslav
1876-1938	Svojsik, Antonin Benjamin
1886-1973	Thon, Jan
?-?	Vavra, Jaromir
1902-1990	Vavra, Jaroslav Raimund
1885-1930	Zahorova-Nemcova, Marie